Die approbierte Originalversion dieser Diplom-/Masterarbeit ist in der Hauptbibliothek der Technischen Universität Wien aufgestellt und zugänglich.

http://www.ub.tuwien.ac.at

TU WIEN UB Universitätsbibliothek

The approved original version of this diploma or master thesis is available at the main library of the Vienna University of Technology.

http://www.ub.tuwien.ac.at/eng

SEBASTIAN PERNEGGER

ARCHITEKTUR ZWISCHEN IDEOLOGIE UND IDENTITÄT

DIE MODEL NEIGHBOURHOOD IN BE'ER SHEVA

Die approbierte Originalversion dieser Diplom-/Masterarbeit ist in der Hauptbibliothek der Technischen Universität Wien aufgestellt und zugänglich.

http://www.ub.tuwien.ac.at

The approved original version of this diploma or master thesis is available at the main library of the Vienna University of Technology.

http://www.ub.tuwien.ac.at/eng

TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN

DIPLOMARBEIT

ARCHITEKTUR ZWISCHEN IDEOLOGIE UND IDENTITÄT

DIE MODEL NEIGHBOURHOOD IN BE'ER SHEVA

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades
eines Diplom-Ingenieurs
unter der Leitung

Ao.Univ.Prof. Dipl.-Ing. Dr.phil. Andrea Rieger-Jandl

e 251 Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege
e 251-1 Fachgebiet Baugeschichte und Bauforschung

eingereicht an der Technischen Universität Wien
Fakultät für Architektur und Raumplanung

von
Sebastian Pernegger, BSc.
1026156

Wien, am 25. Oktober 2016

KURZFASSUNG

Architektur ist ein kulturelles Gut, das an sich eine Identität hat: Die Antwort auf die Frage „Was ist Architektur?“ hat sich im Lauf der Zeit entwickelt und verändert, und mit ihr das *Sein* von Architektur. Die gebaute Umwelt aber ist ebenfalls ein Medium, das Identität reproduziert und formt: In einer gemeinsamen Bauweise eines Kollektivs können sich innere Verbindung und Abgrenzung nach außen manifestieren. Individuen nehmen bestimmte Formen und Konstellationen als vertraut und eigen, andere als fremd und anders wahr. Als inszenierter Raum schafft das Gebaute potentiell auch aktiv neue, identitätsstiftende Realitäten. Hier stellt sich die Frage „Wie ist Architektur?“ Auf welche Weise *wirkt* sich die gebaute Umwelt auf eine Gesellschaft *aus*, die mit ihr in Verbindung steht?

Ziel dieser Diplomarbeit ist es, die komplexen Verflechtungen abzubilden, durch die Architektur identitätsstiftend wirken kann. Eine bedeutende Rolle spielen dabei Traditionen, die Kontinuität mit einer gewachsenen Vergangenheit suggerieren. Eine durch Dynamik, kleinräumliche Diversität und globale Vernetzung geprägte Gesellschaft, die für die meisten Menschen mittlerweile Realität geworden ist, widerspricht jedoch einem Identitätskonzept, das rein auf historischen Bildern fußt. Auch avantgardistische Gebäude, die einprägsame, zukunftsorientierte Images generieren, können zu einer identifizierbaren Umwelt beitragen. Genauso besteht allerdings das Risiko einer oberflächlichen Auffassung von „Identität“. Diese Arbeit handelt daher auch von den identitätsstiftenden Potentialen, die hinter den Fassaden der Gebäude liegen; die in Struktur und Verortung ebenso zu finden sind, wie im Entstehungsprozess.

Im Fokus der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen Architektur und Identität steht die *Shchuna Le-Dugma* bzw. *Model Neighbourhood*, eine Nachbarschaft in der südisraelischen Stadt Be’er Sheva. Im jungen Israel wurden viele gesellschaftliche Auswirkungen der Globalisierung vorweggenommen: Menschen unterschiedlichster Prägung lebten an einem Ort freiwillig oder notgedrungen prinzipiell gleichberechtigt zusammen. Anstatt einer umfassenden kollektiven Identität charakterisierten aber mehrere Lebensmittelpunkte und kaum Gemeinsamkeiten zu Menschen anderen Ursprungs die Realität. Die in den 1960er Jahren errichtete Nachbarschaft bietet eine Möglichkeit, die identitätsstiftenden Intentionen der Planer nach einer gewissen Zeit zu evaluieren. Auch die Entwicklung der Gebäude sowie der Bevölkerung in dieser Spanne hat aber Aussagekraft.

Als Untersuchungsmechanismen dienen eine theoretische Annäherung ebenso wie eine empirische Studie vor Ort. Relevant für das konkrete Bespiel sind die professionelle und die nicht-professionelle Perspektive, die Analyse geplanter und gewachsener Strukturen oder der Einfluss utopischer Ideologie und gelebter Realität. Die Erkenntnisse bilden abschließend die Grundlage für einen Versuch, allgemeine Denkanstöße zu geben: Was kann man von Be’er Sheva über die Planung für eine und in einer vielfältigen Gesellschaft lernen?

ABSTRACT

Architecture is a cultural product and value, and as such it possesses identity: Over time, answers to the question „What is architecture?“ developed and changed, and so did the *being* of architecture. Yet, the built environment is a medium, too, reproducing and shaping identity: A certain way of construction, prevalent in a given collective, might demonstrate either affiliation to a group and separation from another group. Individuals may perceive certain forms and constellations as familiar and appropriate, whereas others may seen alien and inapt. Buildings, staging the space, potentially create new identity-establishing realities. Here, one must ask: „How is architecture?“ What are the *effects* of the built environment on its conjunct society?

This thesis aims at depicting the complex entanglements that determine the relation of architecture an identity. Traditions play an important part: They suggest continuity with an evolved past. However, a concept of identity relying solely on historical reminiscences all but suits a society characterized by dynamics, small-scale diversity and global networking. Avant-garde buildings may as well generate catchy, future-oriented images and thereby contribute to an identifiable environment. But they also bear the risk of reading the term „identity“ overly superficial. This thesis, therefore, also deals with the in-depth identity-establishing potentials of architecture: Those, which are hidden behind the buildings’ façades; those, which are to be found in the structures and locations just as in the formation process.

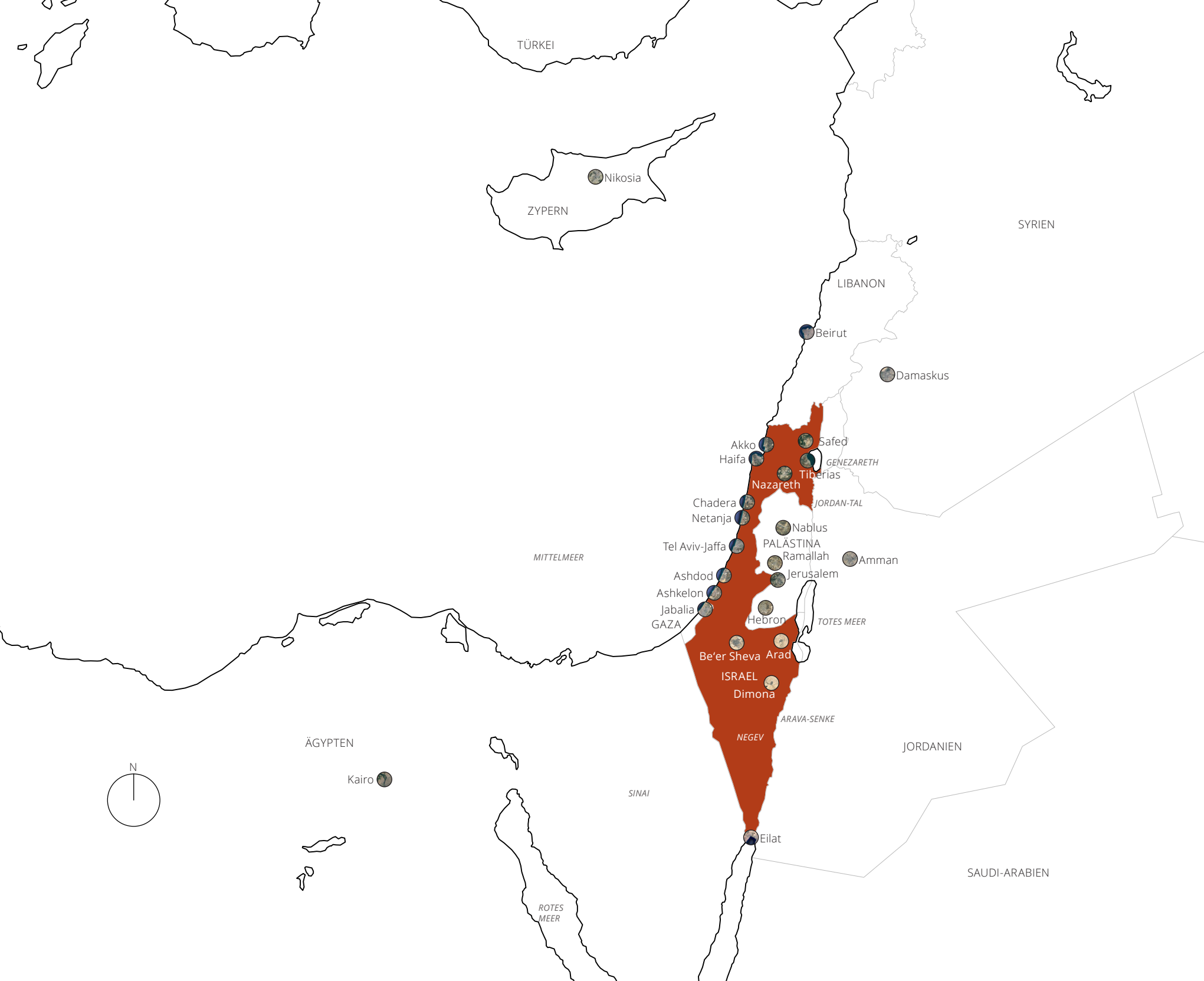
The focus of this scientific discussion on architecture and identity will be on the *Shchuna Le-Dugma* [hebr.: *model neighbourhood*], a neighbourhood in the southern Israeli city of Be’er Sheva. In young Israel, several societal impacts of globalization have been anticipated: People with different backgrounds occupied the very same place by choice or compelled to, theoretically entitled with equal rights. Instead of a comprehensive collective identity, life was shaped by pluri-location and little similarities between people of different origins. The neighbourhood, constructed in the 1960s, offers an opportunity to evaluate the identity-establishing intentions of its planners after a certain period of time. The development of both the buildings and the population in this interval will be of significance, too.

A theoretical approach as well as in situ empirical investigations will serve as research methods. The relevant topics are multifaceted: Professional and non-professional perspectives are equally as important as the analysis of planned and spontaneous structures or the influences of an utopian ideology and how it conforms to the lived reality. These findings are meant to provide a basis for an attempt to set general impulses: Which lessons can be drawn from Be’er Sheva in planning in and for a manifold society?

VORWORT

Die vorliegende Arbeit hat zwei Ausgangspunkte: Die Faszination für die Architektur des Nahen und Mittleren Ostens bildet eine Grundlage. Nach Studienreisen und -aufenthalten in Jordanien, der Türkei und im Iran blieb Israel als weißer Fleck auf der Landkarte zurück. Das galt es, durch diese Arbeit zu ändern. Den andere Ausgangspunkt stellt die Beschäftigung mit der Frage, wie und inwieweit Architektur das Zusammenleben von Menschen ähnlicher und unterschiedlicher Prägung beeinflusst, dar - einerseits mit der Überzeugung, dass die gebaute Umwelt tatsächliche Auswirkungen hat, andererseits mit der Annahme, dass der Planung und Planbarkeit auch Grenzen gesetzt sind. Obwohl diese Arbeit ein Thema behandelt, das nicht direkt im Kontext des sogenannten Nahost-Konflikt steht, ist dieser immer präsent - allein aufgrund der Tatsache, dass Be'er Sheva vor der israelischen Staatsgründung eine arabische Stadt war. Einzelne Formulierungen im Verlauf der Arbeit sind jedoch nicht als diesbezügliche Stellungnahme zu verstehen, auf einen neutralen Standpunkt wurde Wert gelegt. Mit Amos Oz sei nur soviel gesagt: „It's a conflict between two victims." (Oz 2002)

Diese Arbeit wäre ohne den Beitrag vieler Menschen nicht möglich gewesen. Ich bedanke mich bei all den Menschen, die mir im persönlichen oder schriftlichen Kontakt wesentliche Material und Auskünfte über die *Model Neighbourhood* zur Verfügung gestellt haben. Ich bedanke mich bei Andrea Rieger-Jandl für die motivierende Betreuung und stellvertretend für all diejenigen, die mich im Lauf meines Studiums begleitet haben, bei Sarah Buchner für die bereichernde und fordernde gemeinsame Zeit. Ich danke meiner Familie, vor allem Magdalena und Mama, und ich danke Günter für Unterstützung, Input und Dasein.


TÜRKEI
Nikosia
ZYPERN
SYRIEN
LIBANON
Beirut
Damaskus
Akko
Haifa
Safed
GENEZARETH
Tiberias
Nazareth
Chadera
Netanja
JORDAN-TAL
Nablus
PALÄSTINA
Tel Aviv-Jaffa
Ramallah
Amman
MITTELMEER
Ashdod
Jerusalem
Ashkelon
Jabalia
GAZA
Hebron
TOTES MEER
Be'er Sheva
Arad
ISRAEL
Dimona
ARAVA-SENKE
NEGEV
ÄGYPTEN
JORDANIEN
N
Kairo
SINAI
Eilat
SAUDI-ARABIEN
ROTES MEER

Die Pioniere genossen, so schien es, in jenen Tagen das höchste Ansehen. Doch sie lebten weit weg von Jerusalem, in den fruchtbaren Tälern, in Galiläa, in der Ödnis am Ufer des Toten Meeres. Ihre kräftigen und gedankenvollen Gestalten zwischen Traktor und gepflügter Scholle sahen und bewunderten wir auf den Plakaten des Jüdischen Nationalfonds.

Eine Stufe unter den Pionieren rangierte der sogenannte organisierte Jischuw: diejenigen der jüdischen Bevölkerung des Landes, die im Trägerhemd auf dem sommerlichen Balkon den Davar lasen, die Zeitung der Arbeitergewerkschaft Histadrut, die Mitglieder der Histadrut und der Gewerkschaftskrankenkasse, die Aktivisten der Untergrundarmee Hagana, die Leute in Khaki, die Salat-, Spiegelei- und Dickmilchesser, die Befürworter einer Politik der Zurückhaltung, von Eigenverantwortung, solidem Lebenswandel, Abgaben für den Aufbaufonds, heimischen Produkten, Arbeiterklasse, Parteidisziplin und milden Oliven in den Gläsern von Thuva. „Von drunten blau, von droben blau, wir bauen uns einen Hafen! Eine Heimat, einen Hafen!“

Diesem organisierten Jischuw entgegen standen die Territorialsten der Untergrundgruppen wie auch die Ultraorthodoxen von Mea Schearim und die orthodoxen Kommunisten, die „Zionshasser“, und ein ganzes Sammelsurium von Intelligenzlern, Karrieristen und egozentrischen Möchtegernkünstlern des kosmopolitisch-dekadenten Typs, allerlei Außenseiter und Individualisten und dubiose Nihilisten, Jeckes mit ihrem unheilbaren deutsch-jüdischen Gebaren, anglophile Snobs, reiche französisierte Orientalen, die sich in unseren Augen wie hochnäsige Butler gerierten,dazu Jemeniten und Georgier und Maghrebiner und Kurden und Thessaloniker - alle eindeutig unsere Brüder, alle eindeutig vielversprechendes Menschenmaterial, aber was kann man machen, man wird noch viel Mühe und Geduld in sie investieren müssen.

Daneben gab es noch die Flüchtlinge und die Überlebenden, denen wir im allgemeinen mit Mitleid und auch ein wenig Abscheu begegneten: armselige Elendsgestalten - und ist es denn unsere Schuld, daß sie dort bleiben und auf Hitler warten mussten, statt noch rechtzeitig herzukommen? Und warum haben sie sich wie Lämmer zur Schlachtbank führen lassen, statt sich zu organisieren und Widerstand zu leisten? Und sie sollen auch endlich damit aufhören, ihr nebbiches Jiddisch zu reden und uns all das zu erzählen, was man ihnen dort angetan hat, denn das, was man ihnen dort angetan hat, macht weder ihnen noch uns viel Ehre. Und überhaupt ist unser Blick hier ja in die Zukunft gerichtet, nicht in die Vergangenheit, und wenn man schon die Vergangenheit ausgraben muß, dann haben wir schließlich mehr als genug erfreuliche hebräische Geschichte, die biblische und die hasmonäische, es besteht also keinerlei Notwendigkeit, sie mit einer derart deprimierenden jüdischen Geschichte zu verunstalten, die nichts als Nöte enthält. (Oz 2015: 24f.)

Abb. 0.1 Israel im östlichen Mittelmeerraum.

INHALTSVERZEICHNIS

Kurzfassung 2
Abstract 3

Vorwort 5
Inhaltsverzeichnis 8

1 EINLEITUNG 10
1.1 Architektur und Identität 11
1.2 Forschungsstand und Forschungsfragen 15
1.3 Struktur und Methodik 17
1.4 Anmerkungen 17

2 AUSGANGSPUNKTE - DER HISTORISCH-THEORETISCHE KONTEXT 20
2.1 Das Judentum und Israel 21
2.1.1 Die Bedeutung des *Erez Israel* für das Judentum 21
2.1.2 Der Zionismus 23
2.1.3 Der jüdische Nationalstaat 25
2.1.4 Politische Ideologien in Israel 28
2.2 Judentum und Ethnizität, Nationalität und Identität 30
2.2.1 Ethnizität, Nationalität und Identität als Prozesse 30
2.2.2 Nation-Building 36
2.3 Architektur und Identität 42
2.3.1 Architektur - Gebaute Identität? 42
2.3.2 Traditionen und erfundene Traditionen 46
2.3.3 Lokale und globale Identitäten 49
2.3.4 Wohnbau und Identität 51

3 ALTNEULAND - ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU IN ISRAEL 56
3.1 Architektur zwischen Ideologie und Identität 57
3.1.1 Lokal und Global 57
3.1.2 Kollektiv und Individuell 63
3.1.3 Top-Down und *Bottom-Up* *65*
3.2 Be'er Sheva und der Negev 69
3.2.1 Geographie und Klima 69
3.2.2 Stadtgeschichte und Stadtplanung in Be'er Sheva 70
3.2.3 Conquest of the Desert 81
3.2.4 Geplante Utopie, gebaute Realität 82

4 SHCHUNA LE-DUGMA - FELDFORSCHUNG IN EINER ISRAELISCHEN MODELLSIEDLUNG 86
4.1 Einleitung 87
4.2 Zur Konzeption der empirischen Studie 87
4.2.1 Herangehensweise und Aufbau 87
4.2.2 Durchführung und Auswertung 89
4.3 Architektonische und städtebauliche Analyse 90
4.3.1 Lage und Hintergründe der Planung 91
4.3.2 Ziele der Planung 92
4.3.3 Geplanter, realisierter und gegenwärtiger Zustand 94
4.4 Methoden der Identitätsstiftung und ihre Auswirkungen 105
4.4.1 Der Ort 107
4.4.2 Die Struktur 122
4.4.3 Der Ausdruck 147
4.5 Schlussfolgerungen 161

5 LEARNING FROM BE'ER SHEVA? - ERKENTNISSE AUS DER *MODEL NEIGHBOURHOOD* 166
5.1 Über das Abstrakte 169
5.2 Über das Eigene 173
5.3 Über die Anderen 177
5.4 Über das Lokale 181

6 CONCLUSIO 188

Quellenverzeichnis 196
Abbildungsverzeichnis 203

Anhang I A-1
Anhang II A-2
Anhang III A-3
Anhang IV A-12

1 EINLEITUNG

1.1 ARCHITEKTUR UND IDENTITÄT

> *Wenn ich an Architektur denke, steigen Bilder in mir auf. Viele dieser Bilder stehen im Zusammenhang mit meiner Ausbildung und Arbeit als Architekt. Sie enthalten das berufliche Wissen über Architektur, das ich mir im Laufe der Zeit erwerben konnte. Andere Bilder haben mit meiner Kindheit zu tun. Ich erinnere mich an jene Zeit in meinem Leben, in der ich Architektur erlebte, ohne darüber nachzudenken. Noch glaube ich, die Türklinke, jenes Stück Metall, geformt wie der Rücken eines Löffels, in meiner Hand zu spüren. (Zumthor 2010: 7)*

Peter Zumthor beginnt sein Werk „Architektur denken“ mit einer fundamentalen Überlegung: Was bedeutet Architektur für ihn? Was bewirkt der Begriff „Architektur“ in ihm? Vieles fußt auf Erfahrungen, auf Erinnerungen, auf Erlebtem. Zumthor versteht Architektur als Atmosphäre, Stimmung und Konstellation, die aus Kombinationen unzähliger Einflüsse - von Geräuschen, Gerüchen, Materialien und Licht zu räumlichen Situationen - ihren Reichtum schöpft. Er betont darüber hinaus die Rolle der- und desjenigen, die und der den gebauten Raum wahrnehmen und erfahren:

> *Alles in dieser Küche war so, wie herkömmliche Küchen eben sind. Es gab nichts Besonderes an ihr. Aber vielleicht ist sie, gerade weil sie auf diese fast natürliche Weise einfach Küche war, in meiner Erinnerung so sehr als Inbild einer Küche präsent. Die Atmosphäre dieses Raumes hat sich für immer mit meiner Vorstellung von einer Küche verbunden. (Zumthor 2010: 7f.)*

Indem Zumthor sich auf seine eigenen Erinnerungen bezieht, impliziert er, dass das Inbild einer Küche für den nächsten Menschen anders aussehen könnte: Dieser könnte aufgrund seiner Vergangenheit ganz andere Vorstellungen als Zumthor von diesem Raum haben, ganz andere Anforderungen an seinen Qualitäten stellen.

Nur auf den ersten Blick erscheint die Geschichte banal, anhand derer sich Tom Schoper mit einem ähnlichen Gedanken auseinandersetzt: Was ist ein Haus? Mithilfe der Erzählung „Pu baut ein Haus“ von Alan Alexander Milne (1996) illustriert er, wie sehr sich die Auffassungen dieses Begriffes voneinander unterscheiden können. In der Geschichte wollen Pu der Bär und Ferkel noch vor dem nahenden Winter für den Esel I-Ah ein Haus bauen, denn er scheint keines zu besitzen. Als Baumaterial wird ein Haufen aufgestapelter Stöcke auserkoren, den sie im Wald finden. Aus diesen Stöcken errichten sie ein Haus, das ihren Formvorstellungen entspricht. Ihnen ist aber nicht bewusst, dass sie durch diese Handlung das eigentliche Haus I-Ahs, das sie als solches nicht erkannt haben, zerstört haben (Schoper 2010: 23f.). Auch hier stellt sich heraus, dass ein Haus zwar bestimmte Grundbedingungen erfüllen muss, um als Haus zu gelten: Es muss etwa der Bewohnerin oder dem Bewohner, der Nutzerin oder dem Nutzer Schutz bieten, oder es muss physische Präsenz haben, also gebaut sein. Primär ist aber auch hier die

subjektive Dimension relevant: Abhängig von ihren eigenen Anschauungen identifizieren die Protagonisten der Erzählung manche physische und räumliche Konstellationen als ein Haus, andere hingegen nicht.

Beide Beispiele zeigen: Architektur ist einerseits durch materielle Eigenschaften definiert, hängt aber andererseits von Wahrnehmungen ab. Gleichzeitig beeinflusst Architektur diese Wahrnehmungen. Erinnerungen und Erfahrungen erschaffen und formen Vorstellungen, anhand derer dann ein gebauter Raum eingeordnet und beurteilt wird. So gelten bestimmte Formen als vertraut, andere als fremd. Individuen und Kollektive verstehen eine Bauweise als eigen und identifizieren sich mit ihr, während sie andere Bauweisen als anders sehen. Diese Ambivalenz macht, so Andre Gingrich, Identitäten aus. Er definiert Identität als „Subjektivitäten und Subjektbewegungen, die sowohl ‚Unterschiede zu Anderen' wie ‚Dazugehören zu Ähnlichen' einschließt" (Gingrich 2005: 40), sie bezieht sich auf das Einschließen ebenso wie das Abgrenzen. Man kann Architektur so als „Manifestation des ‚Eigenen'" (Rieger-Jandl 2008: 9) auffassen. Indem ein Gebäude errichtet wird, entsteht gleichzeitig ein Abbild eigener Vorstellungen und kultureller Prägung, ein Kennzeichen einer Gemeinschaft, ein „physischer Ausdruck von Identität" (Rieger-Jandl 2008: 10), der sich von anderen Kollektiven unterscheidet. Allerdings ist Architektur nicht ein bloßer Spiegel vorhandener Verhältnisse, „sondern sie ist viel mehr, weil sie das gesellschaftliche Leben dauerhaft inszeniert und damit verändert" (Marg 2009a: 174). Architektur schafft neue Realitäten, die potentiell identitätsstiftend sind.

Das Begriffspaar Architektur und Identität, das in dieser Diplomarbeit dominiert, kann also in zwei unterschiedlichen, aber verbundenen Konstellationen vorkommen: Es kann um die Frage gehen, was Architektur und deren Identität ist. Dabei ist nicht unbedingt klar, dass so etwas wie die „essence of architecture" überhaupt existiert - genauso scheint es möglich, architektonische Identität immer als Gemisch unterschiedlicher Einflüsse zu betrachten (Abel 2000: 142). Zumthor und Schoper behandeln dieses Thema auf unterschiedliche Weise. Es kann aber auch darum gehen, wessen Identität Architektur „verräumlicht" und sichtbar macht. Wie werden persönliche und kollektive Identitäten durch die gebaute Umwelt beeinflusst und verändert, wie wirkt sich Architektur darauf aus?

So wie Gebäude einem Lebenszyklus unterliegen, ist Identität nicht starr und unveränderlich. Ebenso wenig ist sie eindimensional, sondern kann multiple, mitunter widersprüchliche Eigenschaften beinhalten (Gingrich 2005: 40). Im allgemeinen Gebrauch des Begriffes „Identität" spiegelt sich diese Vielschichtigkeit aber nicht immer wider. Wenn etwa von einer „österreichischen Identität" die Rede ist, entsteht mitun-

ter der Anschein, es sei von einer homogenen Gruppe die Rede - obwohl kaum klar ist, was dieser Terminus eigentlich bedeutet und beinhaltet. Die oberflächliche und vereinheitlichende Einteilung der Gesellschaft ist ein verbreitetes Phänomen - womöglich, um ein menschliches Grundbedürfnis zu stillen: „We constantly try to understand our ever-changing highly complex existence by seeking order in it. And what we seek we find." (Papanek 1984: 4) Dynamisierung und globale Vernetzung beeinflussen gegenwärtig allerdings die Ordnung solcher gewachsenen und nur vorgeblich gewachsenen Gruppierungen gleichermaßen und scheinen sie zu gefährden. Auch damit ist die heutige Bedeutung des Identitätsbegriffes zu erklären: „as a counter development to globalization [...], an antagonistic response (or complementary repercussion?) to a ‚world without borders'" (Herrle 2008: 14). Kleinräumliche Diversität, Ergebnis gesteigerter Mobilität und Migration, transportiert die Frage nach dem Dazugehören und dem Unterscheiden auf lokale Ebenen, ohne globale Bezugssysteme zu verlassen. Der „Migrationshintergrund" und Ethnien werden mitunter zu den wesentlichsten Bestandteilen einer Identität, neu sich entwickelnde „Identitätsmixe" ignoriert - und Differenzen aufgebaut, die objektiv kaum existieren oder existierten (Krist & Wolfsberger 2009: 175).

Ziel dieser Arbeit ist es, architektonische Identität nicht nur als Manifestation von Unterschieden darzustellen. Relevant sind eben auch jene architektonischen Mischformen, die aus komplexen gesellschaftlichen Verflechtungen als neues „Eigenes" entstehen. Kann Architektur auf eine so widersprüchliche und vielfältige Gesellschaft eingehen, hat sie gar das Potential, zur Bildung neuer kollektiver Identitäten beizutragen?

Das einleitende Zitat aus Amos Oz' „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis" macht deutlich, dass in Israel diese kleinräumliche Diversität und kulturelle Vielfalt, die für weite Teile der Welt insbesondere durch die Globalisierung Bedeutung erlangten, schon vorweggenommen wurden. Gewissen gemeinsamen Identitätsmerkmalen, die historisch begründet waren, standen unterschiedlichste Gewohnheiten und Prägungen gegenüber, die das Zusammenleben auf einer recht begrenzten Fläche beeinflussten. Der zionistischen Ideologie, die auf eine homogene jüdische Gesellschaft abzielte (Yiftachel 2000: 432) stand die gelebte Realität gegenüber: Menschen verschiedensten Ursprunges, die sich nicht notwendigerweise verbunden fühlten.

Für Architektur und Städtebau war diese Situation zeitlicher und räumlicher Dichte herausfordernd. Es galt, den unzähligen Immigrantinnen und Immigranten Unterkünfte zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig mussten die Planerinnen und Planer durch ihre Tä-

tigkeit aber die Gesellschaft organisieren, Grundlagen für eine Gemeinschaft bilden, die sich bisweilen noch nicht als solche sah, und nicht zuletzt die Frage nach dem Selbstverständnis des neuen Staates beantworten. Wem gehörte Israel an? War man eine Außenstelle der westlichen Welt oder war der Nahe Osten - und damit die antiken Israeliten - die wichtigste Bezugsquelle (Efrat 2011: 7)? Diverse Stile und Konzepte kamen in diesem Aufbauprozess zum Einsatz und wurden wieder verworfen, mit zahlreichen Symbolen und Bezügen wurde experimentiert. Diesen Versuch, die neue Gesellschaft bis ins Detail zu planen, bezeichnen Zvi Efrat und Marion van Osten (2013: 198) als „Architectural Overdose“ - Überdosis deshalb, weil er häufig in Monotonie und Inflexibilität gipfelte. Viele Menschen identifizierten sich nicht mit ihrem Wohnort.

Die *Shchuna Le-Dugma* oder *Model Neighbourhood* hingegen, eine in den 1960er Jahren errichtete Nachbarschaft in der südisraelischen Stadt Be’er Sheva, die im Fokus der vorliegenden Diplomarbeit steht, bildet hier gewissermaßen einen Gegenpol: Sie trägt nicht nur der zionistischen Ideologie Rechnung, sondern begegnet auch der Realität mit mehr Sensibilität. Die Planung geht auf Topographie, Klima und auf Bewohnerinnen und Bewohner zumindest teilweise ein. Manche Aspekte zeigen deutliche Verbindungen zu traditionellen Bauweisen, andere Aspekte versuchen, aus der Nachbarschaft einen identifizierbaren Raum zu schaffen und die Entstehung eines nachbarschaftlichen Kollektivs zu fördern. Wieder andere Aspekte greifen die unterschiedlichen Vorstellungen der noch anonymen Bewohnerinnen und Bewohner auf, indem sie Möglichkeiten zur eigenen Anpassung bieten. Die *Model Neighbourhood* fand von Beginn an Zustimmung der Nutzerinnen und Nutzer (Golani & Schwarze 1970: 4.77ff.), und sie hat noch heute einen sehr guten Ruf (vgl. Dvir 2009; Shadar 2004a: 46).

Um die komplexen Verflechtungen abzubilden, durch die aus den Intentionen der Planer und der Nutzung durch Bewohnerinnen und Bewohner eine kollektive Identität und ein identifizierbarer Raum entstanden ist, sind für diese Arbeit unterschiedliche Perspektiven ausschlaggebend: Es ist nicht nur die professionelle Sichtweise relevant, sondern auch die nicht-professionelle. Im Unterschied zu vielen architektonischen Abhandlungen sollen die Bewohnerinnen und Bewohner der *Model Neighbourhood* nicht nur als statistische Durchschnittsmenschen eine Rolle spielen, sondern auch individuell, als reale Menschen, zu Wort kommen. Genauso sind die Gebäude nicht nur im ursprünglichen, von den Architekten geplanten Stadium Bedeutung, sondern auch die überformten, adaptierten Häuser. Peter Zumthor nennt als Kennzeichen eines guten Gebäudes die Fähigkeit, dass es „die Spuren des menschlichen Lebens“ absorbieren kann, „und dass es dadurch einen besonderen Reichtum an-

nehmen kann“ (Zumthor 2010: 24). Um diese Qualität zu erlangen scheint es sinnvoll, Gebäude nicht nur als fertig gestellte, aber unbewohnte Objekte zu untersuchen, sondern auch die Dinge zu berücksichtigen, die sich der direkten Einflusssphäre von Architektinnen und Architekten entziehen.

In einem Text über eines der wichtigsten Architekturtraktate für die Postmoderne schreibt Martino Stierli, es sei Robert Venturi, Denise Scott Brown und Steven Izenour in „Learning from Las Vegas“ (1977) vor allem „um die Stadt, wie sie ist“, gegangen, und „nicht darum, wie sie sein soll“ (Stierli 2005: 37). Mit dem Bestreben, letztendlich aus der Analyse der *Model Neighbourhood* allgemeine Erkenntnisse ableiten zu können, geht es bezugnehmend auf Stierli nicht allein darum, wie die Nachbarschaft von den Architekten erdacht und geplant wurde, wie sie also sein sollte. Es geht auch darum, wie sie die Bewohnerinnen und Bewohner veränderten, das heißt, wie sie wurde, und wie sie sich gegenwärtig präsentiert - wie sie ist.

1.2 FORSCHUNGSSTAND UND FORSCHUNGSFRAGEN

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Beziehung zwischen Architektur und Identität ist von Hindernissen beeinträchtigt. Beide Begriffe bieten schon für sich eine Unzahl an Definitions- und Interpretationsmöglichkeiten. Auf die Frage „Was ist Architektur?“ kann es keine Antwort von mathematischer Präzision geben, ähnliches gilt für Identität. Die Kombination beider ist damit naturgemäß auch verhandelbar, ein konsistenter Forschungsstand zum Thema existiert de facto nicht: Die vielfältigen Auffassungen spiegeln sich in den Forschungsarbeiten wider.

Architektonische Identität kann auf einen *Genius Loci* abzielen, der an einen natürlichen und kulturellen Ort gebunden ist (vgl. Rudofsky 1964). Der Begriff kann als Unterscheidungsmerkmal verstanden werden, durch das aus anonymem, „space“ ein identifizierbarer, bedeutungsvoller „place“ entsteht (vgl. Yacobi 2004: 5), der als „Eigenes“ wahrgenommen wird (vgl. Rieger-Jandl 2008: 9). Wie zu Beginn dieses Kapitels angedeutet, kann diese Entwicklung ein fast selbstverständlicher Prozess sein, der mit persönlichen und gemeinsamen Erfahrungen zusammenhängt. Identität kann aber auch konstruiert werden - sei es von „power holding elites“, um Gruppen kontrollieren zu

können (Herrle 2008: 14), als Reaktion auf die homogenisierende Gefahr der Globalisierung (vgl. Tomlinson 2003: 269), oder etwa um Images zu generieren, die vermarktet werden können (vgl. Kolb 2006: 10ff.). Die Gefahr einer allein auf Differenzierung beruhenden und oberflächlichen Auslegung liegt auf der Hand.

Die Analyse der *Model Neighbourhood*[1], die zentrales Element dieser Arbeit ist, zielt auf die Verknüpfung dieser verschiedenen Aspekte ab. Wie erwähnt, geht es um *top-down*-Maßnahmen gleichermaßen wie um *bottom-up*-Prozesse, aus denen Identität entstanden ist. Im Fokus dieser Arbeit stehen daher drei Fragen:

- Welche Methoden und Mittel wurden in der Planung der *Model Neighbourhood* angewandt, um eine Gemeinschaft und eine kollektive Identität zu formen?
- Inwiefern sind diese Methoden und Mittel heute noch relevant? Welche Aspekte gelten nach wie vor als identitätsstiftend? Wird die Nachbarschaft nach wie vor als Kollektiv wahrgenommen - obwohl, wie Arjun Appadurai (1996: 189ff.) erläutert, die Bedeutung lokaler Netzwerke durch die Aufhebung sozial-räumlicher Grenzen in der Zeit der Globalisierung abgenommen hat.
- Welche allgemeinen Schlüsse lassen die Erkenntnisse aus der *Model Neighbourhood* zu? Wie kann in einer durch Migration geprägten Gesellschaft ein Kollektiv entstehen?

1 Der Stand der Forschung über die *Model Neighbourhood* wird zur Beginn des Kapitels über die empirische Studie gesondert behandelt (vgl. 4.1).

Aus diesen Fragestellungen ergeben sich mehrere Unterthemen, die für die eingehende Behandlung des Gegenstandes relevant sind. Zur Definition des Kontextes scheint zunächst eine historische und theoretische Aufarbeitung der Themen Architektur und Identität für den spezifischen Fall Israels notwendig: Wie ist generell die Notwendigkeit identitätsstiftender Maßnahmen begründet, welche Rolle nimmt die gebaute Umwelt hier ein? In der Untersuchung der *Model Neighbourhood* stellt sich dann die Frage nach der Bedeutung der Ortes Israel bzw. Be'er Sheva. Hier ist eine differenzierte Analyse des „Ortes" erforderlich: Ideologisch ist Israel vor allem als mentaler Ort - die Heimat der biblischen Israeliten - wichtig; für das Alltagsleben ist der konkrete, physische Ort in Form klimatischer und topographischer Einflüsse ebenso relevant. Weiters ist die Funktion der räumlichen Struktur für eine kollektive Identität zu untersuchen: Inwiefern ist Architektur in der Lage, auch sozial eine Gemeinschaft zu schaffen? Welche Rolle spielen Gemeinschaftseinrichtungen, wie zeigt sich die Identifikation mit der Siedlung durch eigene Adaptierungen der Wohnungen? Schließlich gilt es zu hinterfragen, welches Gewicht die expressive Funktion der Architektur hat. Werden bestimmte überlokale und lokale Architekturstile angewandt und adaptiert, um bestimmte Ideologien und Intentionen zu implementieren, um Zugehörigkeit und Abgrenzung zu repräsentieren?

1.3 STRUKTUR UND METHODIK

Die Struktur der Arbeit ist dreigeteilt. Der erste Abschnitt umfasst eine theoretische Annäherung an das Themengebiet. Ein Überblick über die historische Entwicklung Israels und des Judentums untersucht die identitätsstiftenden Komponenten, die einem gemeinsamen geschichtlichen Narrativ innewohnen. Auch aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive wird das Thema „Identität" und der relevante Kontext auf allgemeiner und spezifisch jüdischer bzw. israelischer Ebene beleuchtet. Schließlich findet eine Annäherung von einem architektonischen Standpunkt statt. Mögliche Schnittmengen von Architektur und Identität werden evaluiert.

Im zweiten Abschnitt werden die historischen und theoretischen Überlegungen verbunden und konkretisiert. Es geht zunächst um die architektonische Entwicklung in Israel und Be'er Sheva. Die empirische Studie in der *Model Neighbourhood*[2] versucht dann, die verschiedenen Einflussfaktoren und Auswirkungen anhand eines konkreten Beispiels abzubilden und ihre Relevanz zu analysieren.

Am Ende steht das Abstrahieren der praktischen Erkenntnisse und der Ansatz einer Synthese mit der Theorie: Was kann man von der *Model Neighbourhood* für die Allgemeinheit lernen?

2 Zur Methodik der empirischen Studie siehe 4.2.1.

1.4 ANMERKUNGEN

Wie dargestellt wurde, sind die Verbindungen und Ausprägungen der Beziehung zwischen Architektur und Identität vielfältig. Ziel dieser Arbeit ist es, einen Beitrag zu diesem Diskussionsthema zu liefern. Der Anspruch ist aber nicht unbedingt, letztgültige Aussagen zu treffen. Der eingeschränkte Rahmen einer Diplomarbeit macht es schwer, aus quantitativer und qualitativer empirischer Forschung tatsächlich repräsentative Ergebnisse abzuleiten. Zwar wurde sowohl in der Auswahl des untersuchten Beispiels als auch der Interview-Partnerinnen und -Partner Wert auf Repräsentativität gelegt: Die *Model Neighbourhood* stellt eines der bedeutendsten Exempel israelischer Wohnbau-Architektur dar, und durch den begrenzten Umfang einer Nachbarschaft ist eine tiefgehende Analyse auf unterschiedlichen Maßstabsebenen möglich. Die Vielfalt ihrer Bevölkerung bildet sich auch in den unterschiedlichen Gesprächen ab, die vor Ort geführt wurden. Allerdings ist die Bevölkerung einer Nachbarschaft nicht unbedingt repräsentativ für ein ganzes Land: Im Fall der *Model Neighbourhood* lässt sich ein relativ hoher sozioökonomischer Status feststellen. Außerdem beeinflussen auch sprachliche Barrieren das Ergebnis der Studie.

In dieser Arbeit wird eine gendergerechte Sprache verwendet. Soweit ein Ausdruck beide Geschlechter

umfasst, ist dies grundsätzlich durch eine genderneutrale Ausdrucksweise oder die Verwendung der männlichen und weiblichen Form abgebildet. Die Schreibweise hebräischer und arabischer Wörter wurde weitgehend der vorhandenen Literatur entsprechend übernommen. Da auch hier mitunter unterschiedliche Varianten existieren, finden sich in dieser Arbeit die - soweit abschätzbar - am weitesten verbreiteten Versionen. Mit Ausnahme englischer Wörter und Phrasen folgt auf fremdsprachliche Ausdrücke und Passagen die deutsche Übersetzung in eckigen Klammern.

2 AUSGANGSPUNKTE
DER HISTORISCH-THEORETSCHE KONTEXT

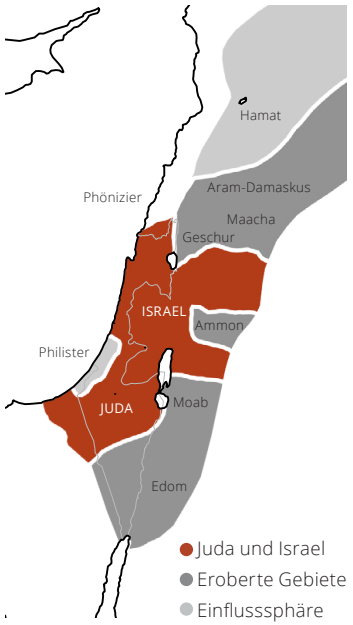
2.1 DAS JUDENTUM UND ISRAEL

Die Beziehung des Judentums zu Israel ist komplex: „Israel“ meint einerseits einen konkreten Ort, andererseits steht es für die abstrakte Heimat eines Volkes. Die Verbindung basiert sowohl auf historischen Überlieferungen, als auch auf religiösen Aspekten und aus Kombinationen daraus. Die individuelle Haltung muss in Teilbereichen oder generell nicht mit diesem kollektiven Narrativ übereinstimmen.

2.1.1 DIE BEDEUTUNG DES *EREZ ISRAEL* FÜR DAS JUDENTUM

Erez Israel [hebr.: Land Israel] ist in ihrem Ursprung eine Bezeichnung für das Land der biblischen Israeliten. Für gläubige Jüdinnen und Juden stellt es das ihnen von Gott verheißene Land dar. Diese Einschätzung gründet auf der Tora[3] (vgl. Gen., Ex. und Dtn.). Zu den exakten Ausmaßen des Gebietes finden sich in den religiösen Texten wenig konkrete Angaben, im Kern dürften sie allerdings mit dem heutigen Israel übereingestimmt haben. Seit der Römerzeit war das Land als „Palästina“, benannt nach dem Volk der Philister, bekannt. Im jüdischen Sprachgebrauch hielt sich jedoch durchgehend auch die Bezeichnung *Erez Israel* (Schubert 2007: 9).

Der Tanach ist die wichtigste historische Quelle, um die Bedeutung Israels für das Judentum zu ergründen. Wie oben bereits angedeutet wurde, spielt es keine echte Rolle, ob es sich um religiöse Fiktion oder eine Auflistung realer Vorkommnisse handelt. Die Geschichte ist von Motiven der Ankunft, Vertreibung und Rückkehr durchzogen. Dem Exodus aus Ägypten folgte die Regentschaft Davids über ein vereintes Königreich Israel (um 1000 v. Chr.) und die Errichtung des Jerusalemer Tempels durch dessen Sohn Salomo. Demgegenüber stand nach Salomos Tod der Zerfall in einen Nordteil Israel und einen Südteil Juda. Israel fiel 722 v. Chr. an die Assyrer, Juda 586 v. Chr. an die Babylonier, die auch den Tempel zerstörten. Der Aufstieg Persiens ermöglichte 515 v. Chr. den Wiederaufbau



3 Der jüdische Tanach entspricht inhaltlich dem christlichen Alten Testament, die Tora, dessen erster Teil, den Fünf Büchern Mose.

Abb. 2.1 (links) Der mäandrierende Lauf des Jordans in der Judäischen Wüste. Der Fluss gilt neben Jerusalem als ein wesentlicher, auf Israel fixierter Bestandteil jüdischer Identität.

Abb. 2.2 (rechts) Das Königreich unter David und Salomo.

des Tempels und die Rückkehr nach Zion[4]. Nicht alle Exilierten nahmen dies in Anspruch, eine bedeutende jüdische Diaspora entstand (Tadmor 2007: 115ff.). Aus dieser Zeit ist ein Dissens erstmals überliefert, der immer wieder auftaucht: der Streit zwischen assimilationsbereiten, meist arrivierten jüdischen Persönlichkeiten, und jenen, die diesem Synkretismus skeptisch gegenüberstanden und auf eine Rettung des Judentums durch einen Messias warteten (Schubert 2007: 11f.). Das Verbot der Ausübung der jüdischen Religion durch die Seleukidenherrscher (167 v. Chr.) provozierte den sogenannten Makkabäeraufstand[5] der Assimilationsgegner. Resultat war ein Sieg der Aufständischen und ihre Verehrung bis heute (Brenner 2008: 72). Die Unabhängigkeit dauerte allerdings nur bis 63 v. Chr., als die Römer Jerusalem einnahmen. Der erneute Aufstand (66-70 n. Chr.) fand sein Ende in der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem. Nach diesem vorläufigen Verlust der staatlichen Selbstständigkeit entstanden bis zum 10. Jh. n. Chr. bedeutende jüdische Gemeinden in Mitteleuropa und Spanien. Mit ihnen etablierten sich die Hauptgruppen der europäischen Diaspora: *Ashkenazim* in Deutschland, England und Frankreich und *Sephardim* in Spanien und Südfrankreich (Schubert 2007: 12ff.).

Die Geschichte der jüdischen Diaspora bis zur Staatsgründung war geprägt von einem Wechsel aus Duldung, Vertreibung, versuchter Assimilation und forcierter Isolation durch Betonung der eigenständigen Identität. In der weltweiten Zerstreuung bildete das *Erez Israel* ein gemeinsames Identifikationssymbol, das die Jüdinnen und Juden der Diaspora bis zu einem gewissen Grad einte. Ausschlaggebend dafür war nicht der geographische Ort Israel an sich, sondern seine Aufladung mit religiös-historischer Bedeutung. Das Land der biblischen Israeliten ist in den Augen gläubiger Jüdinnen und Juden nach wie vor ihre von Gott legitimierte Heimat, die Diaspora lediglich ein vorübergehender Zustand (Schubert 2007: 9; Brenner 2008: 7). Für die Vorstellung des Raumes im Judentum, insbesondere in der Diaspora, sei daher seine physische Ausprägung möglicherweise von untergeordneter Bedeutung, konstatiert Eli Barnavi (2004: IX). Wichtiger seien vielmehr metaphorische Räume - die gemeinsame Historie, Sprache, die Heilige Schrift oder das Schicksal des von Gott auserwählten Volkes - die für alle zerstreut lebende Jüdinnen und Juden gleichermaßen zugänglich waren und sind.

Eine ganz ähnliche Feststellung über einen andern „Ort“ traf Edward Said in seinem 1978 erstmals erschienenen Werk „Orientalism“: „In the system of knowledge about the Orient, the Orient is less a place than a *topos*, a set of references, a congeries of characteristics [...].“ (Said 2003: 177, Hervorh. im Original)

4 Zion ist der Name eines Berges nahe Jerusalem, der oft synonym für die Stadt insgesamt verwendet wird. Die Berg Zion gilt darüber hinaus im Judentum als Wohnort Gottes (Jes 8,18; Longman & Enns 2008: 936).

5 Auch die Bezeichnung als Hasmonäeraufstand ist verbreitet. Die Makkabäer führten den Aufstand an und etablierten nach dem Aufstand das hasmonäische Königreich (Stern 2007: 255ff.)

Obwohl das *Erez Israel* einen physischen Ort darstellt, ist es diesem Sinn auch ein Stereotyp, ein Motiv, das ohne regionale Unterschiede, ohne topographische Charakteristika, ohne klimatische Einflüsse auskommt. Wenn auch noch nie mit eigenen Augen gesehen, steht dieses Motiv zumindest für gläubige Jüdinnen und Juden für eine historische Heimat. Aus säkularer Sicht ist nicht so sehr das historische Narrativ bedeutend: Mit dem Besitz eines eigenen Territoriums wurde lange vor allem die Hoffnung auf ein Ende von Vertreibung assoziiert.

2.1.2 DER ZIONISMUS

Zur religiös begründeten Idee der Rückkehr in das „verheißene Land" entwickelte sich auch eine politische Dimension: im Mittelpunkt der Bestrebungen stand die Errichtung eines Nationalstaates für das jüdische Volk. Den Nährboden für die Etablierung des Zionismus als politische Ideologie bereiteten die europäischen Nationalbewegungen im 19. Jahrhundert. Die Erfolge der slawischen Völker und die Einigung Deutschlands und Italiens wirkten insbesondere auf die *Ashkenazim* ein (Ettinger 2007: 1094).

Als Individuen waren Jüdinnen und Juden in Mittel- und Westeuropa rechtlich weitgehend gleichgestellt und konnten etwa Staatsbürgerschaften erwerben. Als Kollektiv aber fanden sie keine Anerkennung. Emanzipations- und Assimilationsversuche provozierten

Abb. 2.3 Das *Shtetl* Lakhva in Polen. Jüdinnen und Juden lebten in Osteuropa häufig in einem autonomen kleinstädtischem *Schtetl* oder in einer größeren *Schtot*. Jiddisch war die verbreitete Umgangssprache.

Abb. 2.4 In der Leopoldstadt befand sich das jüdische Ghetto Wiens. In vielen mittel- und westeuropäischen Städten bildeten orthodoxe Gläubige eine Minderheit, durch Assimilierung wurde Anerkennung gesucht.

6 Ausgehend von Preußen breiteten sich die Ideen der *Haskala* auch nach Osteuropa aus. Neben dem Fokus auf einer Emanzipation des Judentums insgesamt war insbesondere die Frage der Säkularität wichtig (Schulte 2002: 17ff.; Brown & Berk 1977: 17ff.).

gleichzeitig auch interne Ablehnung und extern steigenden Argwohn über die Beweggründe. In Osteuropa war die Basis für eine jüdische Emanzipation weder als Individuen noch als kollektive Minderheit gegeben. Meist lebten die Jüdinnen und Juden dort in größerer Isolation und Autonomie, sie blieben auch über die Religion hinausgehend stärker den eigenen Traditionen verhaftet (Brenner 2008: 11ff.; Ettinger 2007: 1051). Diese auch durch äußere Einflüsse bewirkte Teilung sollte in der Folge auch den zionistischen Prozess beeinflussen.

Im späten 18. Jahrhundert verbreitete sich mit dem Aufkommen der *Haskala* [hebr.: Bildung, Philosophie], der jüdischen Aufklärung[6], auch die Idee einer gemeinsamen jüdischen Nation. Der Zionismus baute auf diese Ideen auf. Die beiden wichtigsten frühen Schriften aus dieser Zeit stammen vom deutschen Philosophen Moses Hess und vom russischen Arzt Leon Pinsker. Hess nahm 1862 in seiner Schrift „Rom und Jerusalem" (1899) die Grundsätze der späteren zionistischen Bewegung schon vorweg: die Identifikation des Judentums als Nation im Gegensatz zur Definition als Religion. Daraus leitete Hess die Hoffnung auf einen jüdischen Nationalstaat ab. Die Rezeption der Ideen war vor allem im Westen kaum vorhanden, sie wurden bestenfalls als utopisch abgetan. Im Osten war die Vorstellung der messianischen Rettung noch so stark verankert, dass deren Vorwegnahme

abgelehnt wurde (Brenner 2008: 14). Leon Pinsker verfasste 1882 seinen Text „Autoemanzipation“ (1933) in deutscher Sprache, um insbesondere auch die dort ansässigen Jüdinnen und Juden, die in ihrer politischen Betätigung nicht behindert wurden, für seine Überzeugungen zu gewinnen. Für Pinsker war die individuelle Emanzipation - eine konstante Entwürdigung - gescheitert. Ziel war für ihn hingegen die „Auto-Emanzipation“ des Judentums als ein Volk bzw. Kollektiv. Er sah die Lösung ebenfalls in einem Nationalstaat - eine Idee, die nicht an das „h e i l i g e ‘ Land“, sondern nur an das „e i g e n e “ gebunden war (Pinsker 1933: 21, Hervorh. im Original). Auch Pinsker erfuhr nicht die erwartete Unterstützung.

Beide Schriften fielen jedoch in eine Periode der allgemeinen Politisierung der jüdischen Gesellschaft, wie Michael Brenner (2008: 16f.) konstatiert: Obwohl sich letztlich der Zionismus als *die* jüdische Ideologie durchsetzte, existierten durchaus auch andere politische Bewegungen - sowohl territorialistisch eingestellte Gruppen, die Zion wenig Bedeutung beimaßen und ihr primäres Ziel unabhängig von der geographischen Lage in der Errichtung eines Nationalstaates sahen, als auch liberale Organisationen, die nach wie vor die Integration als Bürgerinnen und Bürger der jeweiligen Staaten forcierten.

> *Unsere Aufgabe, wenn sie einmal gelöst sein soll, sei eine bescheidene. Ohnehin ist sie schwierig genug. Nicht das „h e i l i g e “ Land soll jetzt das Ziel unserer Bestrebungen werden, sondern das „e i g e n e “.*
> *(Pinsker 1933: 21, Hervorh. im Original)*

Mit Theodor Herzl nahm die zionistische Bewegung schließlich Fahrt auf. Sein Text „Der Judenstaat“ (1920), der 1896 erschien, stellt einen nüchternen Plan zum Aufbau eines Nationalstaates dar. Für Herzl war das Grundproblem des Judentums primär ein nationales bzw. politisches, erst sekundär ein religiöses. Wie Hess und Pinsker forderte er als Lösung die Souveränität über ein Stück Land. Auch für ihn musste dieses Gebiet nicht zwingend in Palästina liegen: Obwohl er sich der Bedeutung Israels für die Gläubigen durchaus bewusst war, stand unter anderem auch ein Gebiet in Argentinien zur Diskussion. Die Tatsache, dass diese Gebiete eventuell bereits bewohnt waren, vernachlässigte und unterschätzte Herzl völlig: Sein Konzept sah zwar keineswegs eine aktive Benachteiligung der Ansässigen vor, es sicherte ihnen explizit Schutz und Rechtsfreiheit zu. Dass ein Haupthindernis für einen jüdischer Nationalstaat aber die arabischen Bewohnerinnen und Bewohner Palästinas darstellen könnten, war für ihn schlicht undenkbar (Brenner 2008: 35f.).

Die Ziele des Zionismus waren nicht a priori fixiert, wie der Konflikt Herzls mit seinem bedeutendsten Opponenten Ahad Ha'am veranschaulicht: Ha'am übte fundamentale Kritik an der weitgehenden Ignoranz der Bedeutung jüdischer Kultur. Im Gegensatz zu Herzls politischer Fokussierung forderte er auch eine kulturelle Dimension des Zionismus ein - und sah konsequent auch Spannungen mit der arabischen Bevölkerung Palästinas voraus. Herzls Forderung nach einem „Judenstaat" stellte Ha'am die Forderung nach einem „jüdischen Staat" gegenüber (Brenner 2008: 46). Herzl zeichnete in seinem utopischen Roman „Altneuland" (1902) das Bild einer idealen, auf alle Errungenschaften der Moderne zurückgreifenden kosmopolitischen Gesellschaft, die die Vorzüge der (europäischen) Länder an einem Ort sammelte. Ha'am hingegen sah dieser Vision „nur mechanisches Nachäffen ohne jegliche nationale Eigenheit." (Ha'am 1916: 70)

„In ihm [Altneuland] malte Herzl eine idealisierte Gesellschaft aus, in der Juden und Araber friedlich miteinander lebten, es kaum politische Konflikte gab, eine Gesellschaft, die das Beste aus allen europäischen Ländern vereinte: englische Internate, französische Opernhäuser und natürlich österreichischen Kaffee und Salzstangerln. Vielleicht symbolträchtiger als irgend eine andere Bemerkung Herzls war sein Vorschlag, die Fahne dieses Staates mit sieben Sternen zu entwerfen: als Zeichen des Sieben-Stunden-Tages." *(Brenner 2008: 47f.)*

2.1.3 DER JÜDISCHE NATIONALSTAAT

Schon vor dem Aufkommen des Zionismus gab es in geringem Ausmaß durchgehend eine jüdische Bevölkerung im Land, die sich auf Jerusalem, Safed, Tiberias und Hebron konzentrierte. Im 19. Jahrhundert setzte zögerlich eine Einwanderungsbewegung ein. Lebte die jüdische Bevölkerung in Palästina bisher zu einem guten Teil von Spenden aus der Diaspora, wurde nun die Betätigung in landwirtschaftlichen und handwerklichen Berufen forciert. Diese Vorstellung der „Rückkehr von der Stadt auf die ‚Scholle'" war laut Brenner (2008: 53) durchaus nicht auf *Erez Israel*, das Judentum oder die frühen Zionistinnen und Zionisten beschränkt, sondern generell in West- und Osteuropa anzutreffen.

Die antijüdischen Pogrome in Russland markierten 1881 den Ausgangspunkt für die zionistische Besiedelung des *Erez Israel*. In Osteuropa entstanden zahlreiche Organisationen, die sich auf die Emigration vorbereiteten. Im Zuge der ersten gezielten jüdischen Einwanderungswelle, genannt *Alija* [hebr.: Aufstieg], von 1882 bis 1904 wurden landwirtschaftliche Siedlungen wie Rishon-le-Zion, heute die viertgrößte Stadt in Israel, gegründet (Brenner 2008: 56). Die politischen und organisatorischen Verhältnisse waren äußerst prekär und entbehrten rechtlicher Grundlagen.

Viele Immigrantinnen und Immigranten verließen Palästina nach einiger Zeit wieder (Ettinger 2007: 1130). Die Bedeutung der ersten *Alija* lag eher in der Symbolik des Aufbruchs.

Auch in praktischer Hinsicht größeren Einfluss auf die spätere Entstehung des jüdischen Nationalstaates hatte die zweite *Alija* 1904-1914. Ihre Protagonistinnen und Protagonisten waren insbesondere idealistisch gestimmte Menschen aus Russland, vom Sozialismus beeinflusst und von Pioniergeist erfüllt. Aaron David Gordon lieferte mit seinen Ansichten über die „revolutionäre und wohltätige Wirkung körperlicher Arbeit" (Ettinger 2007: 1131) eine theoretische Grundlage für eine agrarische Ausrichtung der Gesellschaft. Die Gründung Tel Avivs 1909 nahe der bestehenden Stadt Jaffa wie auch des ersten *Kibbuz*, Manifestation einer kollektiven räumlichen Organisation des Lebens, fielen in diese Zeit (Brenner 2008: 60).

Zeitgleich mit der Eroberung Palästinas durch Großbritannien versicherte der britische Außenminister der zionistischen Führung, sie bei der Errichtung eines „national home for the Jewish people" (Balfour 1917) zu unterstützen. Mit der Balfour-Deklaration und der Übertragung des Palästina-Mandates an Großbritannien im Jahr 1922 war die Aussicht auf rechtliche Sicherheit greifbar, allerdings noch nicht realisiert.

Sieht man die zweite *Alija* als qualitatives Fundament Israels an, so bildete erst die dritte *Alija* 1924-1931 die quantitative Basis. Weitere Pogrome in Ost- und Westeuropa und der Aufstieg des politischen Antisemitismus veranlassten ca. 35 000 Jüdinnen und Juden zur Emigration aus ihren jeweiligen Herkunftsländern. Das Pionier-Ideal war noch fest verankert: Schon in Europa bereiteten sich viele auf die landwirtschaftliche Arbeit vor (Brenner 2008: 65). In der vierten (1924-1928) und fünften (1929-1939) *Alija* spielte allmählich Not eine größere Rolle als Idealismus (Gelber 1995: 58.).

Der große Immigrationsdruck bewirkte eine Veränderung der britischen Politik, die die *Alija* drastisch regulierte. Sie fürchtete einen Zusammenschluss der arabischen Staaten mit den Achsenmächten. Illegale Immigration

Abb. 2.5 Jaffa um 1870. Die antike Hafenstadt war um 1900 überwiegend arabisch bevölkert.

Abb. 2.6 Tel Aviv wurde 1909 nördlich von Jaffa gegründet. Die Grundstücke wurden vor Ort verlost.

Abb. 2.7 Das Gemeinschaftshaus von Degania. Die kollektive Siedlung am See Genezareth.gilt als erstes *Kibbuz*.

Abb. 2.8 (links) Das Völkerbundmandat für Palästina, das Großbritannien von 1920 bis 1948 innehatte. Das Gebiet Transjordanien wurde 1922 abgetrennt, es stimmt mit dem heutigen Königreich Jordanien weitgehend überein.

Abb. 2.9 (rechts) Der UN-Teilungsplan für Palästina, der die Gebietsverteilung nach dem Ende des Völkerbundmandats regeln hätte sollen. Der Plan sah für Jerusalem eine internationale Verwaltung vor; Be'er Sheva lag im arabischen Staatsgebiet.

war während und noch nach dem Zweiten Weltkrieg die faktisch einzige Möglichkeit, nach Palästina zu kommen. Widerstand und Revolten der jüdischen Bevölkerung sowie Unruhen der Araberinnen und Araber bewogen Großbritannien 1948 zur Zurücklegung des Palästinamandates und die UNO zur Annahme des Teilungsplans für das Territorium (Schubert 2007: 134). Die jüdische Seite setzte diesen Beschluss innerhalb eines halben Jahres um: Am 14. Mai 1948 deklarierte David Ben-Gurion die Gründung Israels. Die andere Hälfte des Beschlusses hingegen, die Errichtung eines arabischen Staates in Palästina, harrt bis heute ihrer Verwirklichung.

Als unmittelbare Reaktion auf die Staatsgründung marschierten fünf arabische Armeen ein. Der Unhängigkeitskrieg bzw. *al-Nakba* [arab.: Katastrophe] konsolidierte den israelischen Nationalstaat und führte zu einer Massenemigration der Palästinenserinnen und Palästinenser (Brenner 2008: 115f.). Die militärischen Erfolge Israels 1948 wie auch in den darauf folgenden Kriegen -der Suez-Krise mit Ägypten 1956 oder dem Sechs-Tage-Krieg gegen Ägypten, Jordanien und Syrien 1967 - ließen den Mythos des kleinen Davids, der gegen den großen Goliath obsiegt, entstehen - ein Bild, dass sich bald umkehrte: „Aus dem um sein Überleben kämpfenden David wurde nun in der Weltöffentlich-

keit der Goliath, der als Besatzer seinen moralischen Kredit verspielt hatte.“ (Brenner 2008: 117)

Der Zionismus ist im Ursprung ein europäisches Phänomen; die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer der frühen *Alijot* waren *Ashkenazim*. Sie beanspruchten auch im unabhängigen Israel die Führungspositionen: „[They] have occupied the upper echelons of society in most spheres, including politics, the military, the labor market, and culture.“ (Yiftachel 1999: 369) Die staatliche Selbstständigkeit und die damit verbundenen militärischen Auseinandersetzungen führten zu einer Welle neuer jüdischer Migrantinnen und Migranten, die mitunter aus ihrer Heimat flüchten mussten. Die Einwanderung aus der Diaspora wurde auch durch die politische Führung forciert. Unmittelbar nach 1948 kamen viele *Mizrahim*, Jüdinnen und Juden aus der muslimischen Welt, nach Israel. Später ließen sich auch eine bedeutende Gruppe aus Russland sowie eine kleinere Gruppe aus Äthiopien in Israel nieder (Yiftachel 1999: 368f.; Yiftachel 2000: 420).

Shmuel Ettinger sieht in der Gründung und Gestaltung des jüdischen Staates Israel das „Beispiel der seltenen Verwirklichung einer utopischen Vision in der menschlichen Geschichte“ und „ein kühnes historisches Unternehmen, das der Menschheit Hoffnung bietet“ (Ettinger 2007: 1054). Die Frage, auf wessen Kosten das erreicht wurde, bleibt - wie häufig auch in anderen Werken der jüdischen Geschichtsschreibung - weitgehend unbeleuchtet (vgl. Ben-Śaśon 2007, Brenner 2008, Schubert 2007).

2.1.4 POLITISCHE IDEOLOGIEN IN ISRAEL

Die Einteilung der politischen Richtungen im Zionismus und später im jüdischen Nationalstaat in das gebräuchliche Links-Rechts-Spektrum gestaltet sich laut Diskin (1980: 6ff.) schwierig, da unter anderem Religion eine außerordentlich große Rolle spielt. Auch Wolffsohn (1983: 29), sieht in religiösen Parteien eine eigene Kategorie, die sich der Einordnung in dieses Schema entziehen. Damit ergeben sich - für den Rahmen dieser Arbeit stark vereinfacht - drei wesentliche „Lager“, die ideologisch bis heute Bestand haben, auch wenn die Parteienstruktur fraglos nicht mehr dieselbe ist.

Die Vertreter des religiösen Lagers unterscheiden sich vor allem in der grundsätzlichen Haltung zum Zionismus: Die Orthodoxen unterstützten bei dessen Aufkommen den Zionismus nicht, einige waren explizit antizionistisch eingestellt. Sie sahen in den Bestrebungen eine Häresie, weil die Rettung des jüdischen Volkes nur durch einen Messias geschehen durfte, nicht durch menschliche Aktivität. Diese Überzeugung blieb teilweise sogar nach dem Holocaust bestehen. Die *Mizrahi*-Bewegung versuchte die Synthese

von Religion und Zionismus: Auf den Kongressen sollten ausschließlich politischen Themen diskutiert werden, kulturelle Angelegenheiten in der Hand der Rabbiner bleiben (Wolffsohn 1983: 32f.).

Das größte politische Gewicht in der Zeit der Staatsgründung hatte die Arbeiter-Fraktion. Eine relativ kleine Gruppe, Anhängerinnen und Anhänger des Kommunismus, setzte den Klassenkampf über den nationalen (Wolffsohn 1983: 38). Geprägt wurde das linke Lager aber stärker durch die osteuropäischen Immigrantinnen und Immigranten der zweiten *Alija*, also durch den russischen Sozialismus. In der Zeit des britischen Mandats entstanden mehrere konkurrierende Parteien, deren Ideologie sich zu jeweils unterschiedlichen Teilen aus Ideen des Marxismus, Sozialismus und Nationalismus zusammensetzte. In sich ändernden Konstellationen dominierte diese Richtung lange das politische Geschehen in Israel (Brenner 2008: 78f.). Auffallend ist die insgesamt relativ pragmatische Auslegung des Sozialismus und die Unterordnung dessen gegenüber dem jüdischen Nationalismus.

Das dritte, „bürgerliche“ Lager war in der Anfangszeit nicht wirklich parteipolitisch organisiert. Die *Allgemeinen Zionisten*, zu denen sich die frühen zionistischen Führer wie Theodor Herzl zählten, sahen sich nicht als Partei. Sie waren im Grunde diejenigen Mitglieder der Zionistischen Weltorganisation, die sich nicht dezidiert einer sozialistischen oder religiösen Gruppierung angeschlossen hatten. Eine Parteistruktur entstand erst später (Wolffsohn 1983: 63ff.). 1925 hatte sich Vladimir Jabotinsky mit einer eigenen Gruppe, den Revisionisten, abgespalten. Er kritisierte die Linie gegenüber der britischen Mandatsmacht und der arabischen Bevölkerung als zu konziliant (Brenner 2008: 79f.).

Nach 1948 veränderte sich die ideologische Ausrichtung, wie oben erwähnt, nicht maßgeblich. Eine wesentliche Änderung stellt lediglich die 1974 gegründeten Bewegung *Gush Emunim* [hebr.: Block der Getreuen] dar. Die „extrem nationalistisch-religiöse, außerparlamentarische ‚Bürgerinitiative'“ (Wolfssohn 1983: 87) war ein wichtiger Faktor für die jüdische Siedlungstätigkeit in den palästinensischen Gebieten. Der *Likud* [hebr.: Zusammenschluss], die gegenwärtig dominierende Partei Israels, ist konservativ und nationalistisch eingestellt. Sie basiert auf einem Zusammenschluss aus Gruppen des dritten genannten Lagers (Likud Party 2015).

2.2 JUDENTUM UND ETHNIZITÄT, NATIONALITÄT UND IDENTITÄT

Wie im vorigen Kapitel aufgezeigt, beruhte die Entstehung Israels auf einer Verflechtung von Not und Ideologie, einer Vermischung von Religion und Geschichte und auf Prozessen, die durch den institutionalisierten Zionismus gesteuert oder durch kleine Gruppen auf eigene Faust betrieben wurden, beruhte. Beteiligt war eine Vielzahl unterschiedlicher Menschen, deren Lebensrealitäten mitunter deutlich unterschieden (Shadar 2004a: 35).

Was macht aber „das Judentum“ aus, dessen Angehörige nach Israel kamen? Welche Gemeinsamkeiten haben die Jüdinnen und Juden, die sie als Kollektiv kennzeichnen - und welcher Begriff beschreibt diese gesellschaftlichen Zusammenhänge? Waren und sind sie eine Ethnie, eine Religionsgemeinschaft, eine Nation? Bestand schon vor dem Zionismus eine gemeinsame Identität, auf die man aufbauen konnte?

Eine Antwort im Sinne einer „Entweder-Oder“-Logik ist, soviel sei vorweggenommen, oft weder möglich noch nötig. Dazu kommt, dass umgekehrt auch die genannten Schlagwörter nicht so eindeutig sind, wie es vordergründig erscheinen mag: Sie werden mitunter sehr vage verwendet.

2.2.1 ETHNIZITÄT, NATIONALITÄT UND IDENTITÄT ALS PROZESSE

Zu den Begriffen existieren unzählige Definitionen und Sichtweisen. Sie sind nicht immer widerspruchsfrei. Im allgemeinen Sprachgebrauch unterliegen sie häufig einer Vereinfachung oder Vereinnahmung. Da die Begriffe für den untersuchten Gegenstand relevant sind, seien sie hier kurz untersucht.

ETHNIZITÄT

Max Weber (1972: 237) definiert Ethnien als Gruppen, die gestützt auf Ähnlichkeiten unterschiedlicher Art („des äußeren Habitus oder der Sitten oder beider oder von Erinnerungen an Kolonisation und Wanderung“) subjektiv an eine gemeinsame Abstammung glauben. Ausschlaggebend ist dabei explizit nicht, ob objektiv z.B. eine biologische Verbindung vorliegt, sondern das subjektive Empfinden. Im Gegensatz zum sogenannten Primordialismus, der Ethnien als ursprüngliche, unveränderbare Einheiten beschreibt und der wissenschaftlich nur mehr eine kleine Rolle spielt, entspricht diese Erklärung dem Konstruktivismus, der von einem prozessualen Charakter dieser Gemeinschaften ausgeht (Houben 2003: 71ff.). Fredrik Barth (1969: 14) führt zusätzlich zum Selbstverständnis als Gemeinschaft die Bedeutung von Fremdzuschreibung ein: Eine Ethnie als Kollektiv, das sich selbst, gestützt auf kulturelle Merkmale, als solches sieht, und von anderen als solches identifiziert wird.

André Gingrich (2001: 108ff.) legt Ethnizität folglich als Verhältnis von Gruppen fest, die sich als unterschiedliche Ethnien und daher als kulturell verschieden auffassen. Er betont wie Weber, dass „ethnisch" nicht synonym mit „rassisch", also als absoluter biologischer Begriff zu verstehen sei. Auch „national" und „kulturell" haben für Gingrich andere Bedeutungen: Eine Nation sei ein politisches Gebilde mit zumindest dem Ziel eines gemeinsamen Staates. Ethnien können solche Grenzen überschreiten. Ethnizität greife außerdem - wie bereits Barth festgestellt hat - nur auf bestimmte Aspekte einer Kultur zu: „The features that are taken into account are not the sum of ‚objective' differences, but only those which the actors themselves regard as significant." (Barth 1969: 14) Wesentlich ist für Gingrich insbesondere, dass Ethnien keine fixierten, unveränderlichen Entitäten sind und dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht die Abgrenzung von einer anderen impliziert. Merkmale, die das Kollektiv insgesamt charakterisieren, spielen ebenso eine Rolle wie die Beziehung der einzelnen Mitglieder zur Gruppe. Ethnien können eine kollektive Identität ausbilden. Das heißt jedoch nicht, dass ihre Mitglieder vollständig homogen sind. Ein solches Verabsolutieren ethnischer Unterschiede berge, so Gingrich (2001: 110), immer das Risiko des Rassismus.

Die Definition des Judentums als Ethnie bezieht sich also auf die Überzeugung, dass bestimmte kulturelle Merkmale diese Entität von anderen unterscheiden. Wie in Kapitel 2.1 dargestellt, beruhen Innen- und Außenwahrnehmung der Ethnizität in diesem Fall stark auf religiös-historischer Überlieferung.

NATIONALITÄT

Im Unterschied zur Ethnie beinhaltet eine Nation, wie schon bei Gingrich angedeutet, in den meisten Definitionen eine politische Dimension und das Streben nach Autonomie oder Souveränität dieser Gemeinschaft - den Nationalismus. Analog zu Ethnien gilt das Verständnis von Nationen als primordiale Einheiten, „as a natural, God-given way of classifying men" (Gellner 1983: 49), als Mythos. Worauf gründet sich aber dann dieses Verständnis als Nation und die Ambition nach Autonomie und Abgrenzung?

Ernest Gellner erkennt in seinem Werk „Nations and Nationalism" (1983) die Ursachen primär in der Modernisierung von Wirtschaft, Verwaltung und Technologie, durch die eine Übereinstimmung von politischer und nationaler Einheit sowie kulturelle Standardisierung und Homogenisierung notwendig wurde. Nationen entstehen ihm zufolge durch die Erzeugung einer nationalen Ideologie, die auf eine eventuell bestehende Identität aufbauen kann. Nationalbewusstsein kann aber auch aus „erfundenen" identitätsstiftenden Elementen bestehen. Eine andere Position nimmt Anthony D. Smith ein. Er sieht, wie

er in „The Ethnic Origins of Nations“ (1988) erklärt, in existierenden Ethnien durchaus die Grundlage für spätere Nationen. Historische Erzählungen, Mythen und Traditionen seien Aspekte, die nicht nach Belieben konstruiert werden können.

Rogers Brubaker (2002: 221f.) teilt diese Ansätze in einen konstruktivistischen und einen strukturalistischen. Erster beinhalte das Risiko eines „‚Anything-Goes'-Voluntarismus“, letzter hingegen die Gefahr, dass „kulturelle Tiefenstrukturen“ überbetont und verdinglicht werden - allerdings nur im Extremfall. Brubaker lenkt daher auch ein, dass die Unterschiede zwischen diesen Auffassungen so groß nicht sind: Auch der Konstruktivismus gehe nicht davon aus, dass es immer gleiche Erfolgschancen für nationale Konstruktionen gebe, weil bereits bestehende Identitäten - einer *tabula rasa* gleich - gar keine Bedeutung haben. Und der Strukturalismus fasse solche „Tiefenstrukturen“ nicht als invariabel auf. Das zeigt sich auch bei Gellner (1983: 56) und Smith (1998: 130ff.), die darin übereinstimmen, dass für die Entstehung und Vermittlung einer nationalistischen Ideologie eine intellektuelle Schicht bzw. Elite nicht allein verantwortlich, aber wesentlich ist. Weiters ist ihren, wie auch den vielen anderen Theorien gemein, dass sie eine Nation nicht als abgeschlossene, invariable soziale Entität darstellen. Ebenso ist ihre Identität nicht unveränderlich (vgl. Hobsbawm 2000: 9; Sand 2009: 41).

Brubaker schlägt für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Nationen und Nationalismus ein „postnationalistisches Herangehen“ vor. Ein nationalistischer Standpunkt - gemeint ist damit eine Binnenperspektive - sei immer ideologisch und behandle Nationen wie natürliche, konsistente Akteure. Ein postnationalistischer Standpunkt hingegen beziehe sich vor allem auf den politischen Anspruch. Eine Nation sei aus dieser Perspektive kein „quasi-natürliches ethno-demographisches Faktum“, kein „‚kollektives Individuum' mit einer bestimmten Identität“. Sie basiere eher auf einem Gefühl der Zusammengehörigkeit und Solidarität, das je nach Situation aber zu- und abnehmen könne (Brubaker 2002: 225f.). Dieser Definition folgend sind auch eine Nation und die Zugehörigkeit zu einer Nation primär vom subjektiven Verständnis abhängig, ohne dass objektive Kriterien eine Rolle spielen müssen. Ähnlich auch die Auffassung Benedict Andersons (2006: 6), der betont, dass eine Nation keine natürlich existierende Einheit sei, sondern - wie jede größere Gemeinschaft - immer eine „imagined political community“: Die meisten Mitglieder derartiger Gemeinschaften werden niemals miteinander zu tun haben. Und dennoch wirken sie darauf hin, eine Einheit zu bilden.

In an anthropological spirit, then, I propose the following definition of the nation: it is an imagined political community - and imagined as both inherently limited and sovereign. It is imagined because the members of even the smallest nation will never know most of their fellow-members, meet them, or even hear of them, yet in the minds of each lives the image of their communion. (Anderson 2006: 6)

Shlomo Sand konstatiert in seinem Werk „The Invention of the Jewish People", dass die nationale Komponente des Judentums noch nicht immer existierte. Die meisten Jüdinnen und Juden in der Diaspora sahen sich nach der Säkularisierung und dem Entstehen des Nationalismus in Europa als Angehörige der neuen Nationen. Sie wurden demnach zu „Frenchmen, Dutchmen, Britons or Germans of the Mosaic faith" (Sand 2009: 251)[7]. Bis in die Gegenwart kann von einer jüdischen Nation als fest umrissene Einheit, als Gemeinschaft, mit der sich alle Jüdinnen und Juden identifizieren, keine Rede sein, wie Rogers Brubaker (2002: 226f.) erklärt: Viele Jüdinnen und Juden verstehen sich als Mitglieder einer jüdischen Ethnie oder Anhänger der jüdischen Religion, aber nicht als Bestandteile einer jüdischen Nation. Die Definition des Judentums als einheitliche Nation widersetze sich daher auch dem Begriff einer israelischen Nation mit einer eigenen Identität, die nicht-israelische Jüdinnen und Juden aus-, nicht-jüdische Israelis aber einschlösse - und die vom Zionismus, wie Sand (2009: 285) zeigt, auch nicht vorgesehen war.

Von einem post-nationalistischen Standpunkt sei auch die palästinensische Nation, so Brubaker (2002: 227), als politisches Projekt zu verstehen, das sich insbesondere aus der Wechselwirkung mit der jüdischen bzw. israelischen Nation entwickelte. Es sei daher unklar, welchen Einfluss etwa die staatliche Unabhängigkeit Palästinas und der Wegfall dieser Auseinandersetzung hätten, weil das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl immer situationsabhängig und variabel sei.

IDENTITÄT

Andre Gingrich (2005: 40) definiert den Begriff Identität wie folgt: „Identität meint kollektive und persönliche, multiple und kontradiktorische Subjektivitäten und Subjektbewegungen, die sowohl ‚Unterschiede zu Anderen' wie ‚Dazugehören zu Ähnlichen' einschließt." Verschiedene Aspekte einer Identität seien konstant veränderlich, die Wahrnehmung basiere auf einem „Wechselspiel von Fremd- mit einem hohen Maß an Eigenzuschreibungen".

7 Mosaic faith [engl.: jüdischer Glaube (sinngemäß)]

Identität ist also nicht auf eine einzelne Person oder ein Individuum begrenzt, sondern auch größere Entitäten können gemeinsame Identitäten haben. Identität ist nicht eindimensional, da eine Person zu mehreren Gruppen gehören kann. Identität ist nach der Definition von Gingrich auch immer relativ und kann nicht für sich alleine stehen: Ein Subjekt positioniert sich in einem bestimmten Umfeld. Kollektive Identität kann unter anderem kulturell begründet sein. Da allerdings der Ausdruck „Kultur“ sehr vieldeutig ist, kann auch eine „kulturelle Identität“ unterschiedlich - z.B. als Kombination der persönlichen, sexuellen, nationalen, sozialen und ethnischen Identität (Chen 2006: 12) - begründet werden. Dervin (2012: 181) bezeichnet sie deshalb als „floating signifier“.

Krist und Wolfsberger (2009: 173ff.) erklären, dass für Migrantinnen und Migranten lange die These galt, dass sie „zwischen den Stühlen“ säßen, nirgends wirklich zugehörig seien und dass ihre Identität zwischen Heimats- und Aufenthaltskultur zerrissen sei. Einerseits führte das zu einer unzulässigen Homogenisierung dieser Gruppen und dem oben erwähnten Verabsolutieren ethnischer Unterschiede. Andererseits zur Vernachlässigung der Tatsache, dass kollektive Identität nie eindimensional ist. Der „Spagat“ zwischen mehreren kulturellen Aspekten sei eine allgemeine Realität: Niemand könne sich exklusiv zu einem Kollektiv zurechnen. Das heiße nicht, dass daraus ein Konflikt entstehen muss. Die Globalisierung greife Konzepte von statischen, abgeschlossenen Kulturen durch gesteigerte Mobilität - auch von Ideen - an. Authentizität sei daher ein wichtiges - und mitunter konstruiertes - Mittel zur Abgrenzung einer Entität. Migrantinnen und Migranten würden in diesem Zusammenhang oft bestimmte Eigenschaften aufgrund einer ethnische Identität attestiert - und so Unterschiede aufgebaut, die objektiv nicht oder nur in einem geringen Ausmaß existieren.

Jüdische Identität kann religiös und ethnisch oder kulturell gleichermaßen definiert werden, weil sich auch säkulare Jüdinnen und Juden auf die Idee einer gemeinsamen Abstammung oder ein gemeinsames Wertkonstrukt berufen können (Braun 2013: 7). Eine einfache Kategorisierung ist nicht möglich: Religiöse Gesetze spielen bisweilen auch für säkulare Jüdinnen und Juden eine Rolle, biblisch-historische Mythen sind nicht nur für Orthodoxe Bezugspunkte (Graham 2008: 140ff.). Wie oben erwähnt, widersprach eine Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben nicht einer Identifikation mit einem anderen, national definierten Kollektiv. Der Zionismus führte nicht unbedingt zu einer Vereinheitlichung dieser Komponenten, er fügte ihnen - unbeabsichtigt - eher eine weitere hinzu: Schweid (2000: 18) spricht von einem „Identitätsriss“ zwischen Jüdinnen und Juden, die nun in Israel lebten und denen, die in der Diaspora blieben. Mit einer

weniger absoluten Auffassung des Identitätsbegriffes könnte man anstatt von einem Riss eher von einer neuen Identitätskomponente sprechen, die so entstand.

Auch innerhalb Israels wäre eine Beschreibung „der" kollektiven Identität zu vereinfachend. Von der Unterscheidung in arabische und jüdische Israelis oder orthodoxe und säkulare Jüdinnen und Juden abgesehen, werden auch zwischen „Jewish ethno-classes" (Yiftachel 1999: 364) mit unterschiedlichen Subidentitäten Grenzen gezogen. Den *Ashkenazim* mittel- und osteuropäischen Ursprunges stehen die *Sephardim* oder die *Mizrahim*, die aus islamischen Ländern nach Israel kamen, gegenüber. Jüdinnen und Juden unterschieden sich hinsichtlich ihrer kulturellen Prägung von denen aus Äthiopien. Diese unterschiedlichen Identitäten sind nach wie vor vorhanden, obwohl auch Assimilationstendenzen festgestellt werden (Yiftachel 1999: 364ff.; Graham 2008: 136ff.). So, wie Tzfadia und Yiftachel (2004: 53) am Beispiel der *Mizrahi*-Identität eine Zusammensetzung aus mehreren Schichten konstatieren, scheinen sich jüdische und allgemein kollektive Identitäten also immer aus verschiedenen Aspekten zusammenzusetzen. Hinzu kommt, dass sich die Wertigkeit dieser einzelnen Komponenten individuell unterscheiden kann. Dadurch müssen strenge Dichotomien, die sich aus der Kategorisierung kollektiver Identität ergeben, nicht unbedingt der individuellen Realität entsprechen.

Bei allen drei nun vorgestellten Begriffen spielt subjektive Wahrnehmung eine wichtige Rolle. Es geht nicht unbedingt um objektiv nachweisbare oder „natürliche" Gemeinsamkeiten wie eine jahrhundertealte gemeinsame Geschichte, kollektive biologische Merkmale oder eine gleiche Lebensweise. Bausinger (1999: 38) konstatiert, dass „die für irreal gehaltenen Vorstellungen Realität sind und Wirkungen verursachen" - und weckt damit Assoziationen zu Anderson und seiner Definition von Nationen als vorgestellte Gemeinschaften (vgl. Anderson 2006: 6). Die Vielschichtigkeit und Flexibilität eines Begriffes wie „Identität" birgt die Gefahr, dass die Verwendung beliebig und unwissenschaftlich erscheint. Dem entgegnet Valins (2003: 172): „Just because academics have exposed identities to be multiple, contested and hybrid does not make them any less important for people's everyday lives." Gemein ist den drei Termini jedenfalls ihr prozessualer Charakter. Die Annahme, dass sich Konstellationen verändern, impliziert auch, dass sie beeinflusst oder gesteuert werden können. Diese Entwicklung kann auf die Stärkung der Gemeinsamkeiten einer Einheit und/oder auf die Vergrößerung der Differenz zu einer anderen Entität abzielen. Im Kontext des Nationalismus - und in diesem ist der Zionismus, unter anderem zu sehen - spricht man dann von Nation-Building.

2.2.2 NATION-BUILDING

Der Begriff „Nation-Building“ bezeichnet einerseits sozio-politische Prozesse, die lose verbundene Entitäten zu Nationen werden lassen. Andererseits beschreibt er aber auch eine konkrete Methode, mit der die Organisation nationaler Systeme forciert wird, um bestimmte politische Ziele zu erreichen (Hippler 2004: 18f.). Diese Prozesse müssen nicht ausschließlich *top-down* gesteuert sein, auch *bottom-up*-Aspekte können eine Rolle spielen.

Hippler (2004: 23) identifiziert drei Elemente, auf die Nation-Building abzielt: Erstens ist dies eine gemeinsame Ideologie - also ein wie auch immer definierter Nationalismus, der auf einem ethnischen, religiösen, oder politischen Narrativ basieren kann. Weiters die Integration der Gesellschaft - Individuen müssen davon überzeugt sein, zu einer Nation zu gehören, und diese Vorstellung muss sich auch in der Realität darstellen. In diesem Zusammenhang hat Hobsbawm (2007: 1ff.) die „Erfindung von Traditionen“ untersucht, die eine fiktive Verbindung zur Vergangenheit etablieren und so Gemeinschaften zu legitimieren und zu verbinden versuchen. Drittes Element des Nation-Building ist laut Hippler die Bildung eines Staatsgebildes.

Nation-Building allein ist, wie Derichs (2004: 75) zeigt, kein Medium. Es bedürfe anderer Handlungsfelder, die mit ideologischen Elementen angereichert werden. Exemplarisch nennt sie dafür die Etablierung einer Nationalsprache. Generell kann Kultur dazu verwendet und missbraucht werden, einerseits Einheiten, andererseits Grenzen zu konstruieren, die nicht natürlich existieren (Rieger-Jandl 2006: 58). Der Schluss, dass Architektur als Kulturgut ein solches Medium sein kann, liegt nahe.

Die Vorstellung des Judentums als politische Gemeinschaft entsprach nicht dem Selbstverständnis der meisten Jüdinnen und Juden (vgl. 2.2.1). Die Idee einer jüdischen Nation, auf die der Zionismus aufbaute, existierte zwar seit der *Haskala*. Zumindest bis zur Gründung Israel vertrat sie aber nur eine Minderheit. Der Zionismus stand daher vor der Aufgabe, „die Gesellschaftsstrukturen einer nicht existenten Gesellschaft“ (Motzkin 1999: 53) zu schaffen. Das galt allgemein für viele Nationalbewegungen: „Nationalism [...] invents nations where they do not exist.“ (Gellner 1964: 169) Benedict Anderson (2006: 6) präzisiert diese Aussage Gellners dahingehend, dass diese „invention“ nicht mit „‚fabrication‘ and ‚falsity‘“, sondern mit „‚imagining‘ and ‚creation‘“ gleichzusetzen sein: „In fact, all communities larger than primordial villages of face-to-face contact (and perhaps even these) are imagined.“ Da ohnehin allen Gemeinschaften diese imaginierte Komponente innewohne, solle man nicht allein darauf bestehen, dass sie „falsch“ seien.

Viel relevanter sei, wie die Gemeinschaften entstehen. Anderson (2006: 143) erklärt, dass sich eine Nation immer auf gewissermaßen „natürliche“ Komponenten gründe: „[N]ation-ness is assimilated with skin-colour, gender, parentage and birth-era - all those things one can not help.“

> *In fact, all communities larger than primordial villages of face-to-face contact (and perhaps even these) are imagined. Communities are to be distinguished, not by their falsity/genuineness, but by the style in which they are imagined.*
> *(Anderson 2006: 6)*

Durch diese scheinbare Natürlichkeit und die Auffassung, dass man ohne jegliches eigenes Zutun Bestandteil der Nation war, konnte auch die Vorstellung einer jüdischen Einheit generiert werden. Der Zionismus konnte so auch über konträre Ansichten und Identitäten hinweg bestehen und ideologische Pluralität zulassen (Schweid 2000: 213; Gorny 2000: 66). Im Lauf der Zeit waren unterschiedliche politische Gesinnungen vorherrschend: Der frühe Zionismus war deutlich von einer säkularen, liberalen Gesinnung geprägt. Ziel war die Gründung eines demokratischen Staates nach westlichem, europäischem Vorbild. Die Abgrenzung von anderen, nicht-jüdischen Menschen war für Herzl kaum von Bedeutung. Er nahm an, dass ethnonationalistische und religiöse Kräfte nach der Staatsgründung ohnehin bedeutungslos würden und das Zusammenleben jüdischer und nichtjüdischer Menschen keine Schwierigkeit darstellen würde (Herzl 1920: 122). Laqueur (1999: 135f.) bestätigt zwar die - aus heutiger Sicht - Naivität dieser Annahme, sieht sie aber in der liberalen und kosmopolitischen Grundeinstellung der west- und mitteleuropäischen Bildungselite dieser Zeit begründet.

Nach der zweiten und dritten *Alija* dominierte hingegen eine sozialistische Haltung. Nationalismus und Staatsgründung waren vor allem Mittel zum Zweck: Sie sollten helfen, die utopische Idee eines sozialistischen Staates umzusetzen (Gorny 2000: 65). Der Zionismus war zwar nach wie vor eine weitgehend säkulare Bewegung, um das Ziel einer egalitären, kollektivistischen Gesellschaft zu erreichen, war eine Beschäftigung mit der Religion jedoch unumgänglich und sogar zweckdienlich: Die „Grammatik einer modernen jüdischen Nationalkultur“ (Avineri 1999: 30) entstand, wesentlich geformt von den zionistischen Eliten, aus einer Mischung aus Moderne und religiöser Tradition. Sand (2009: 284) stellt in diesem Zusammenhang fest: „[N]ationalism needed religious pressure [...].“

Obwohl Theodor Herzl selbst nicht der Meinung war, Jüdinnen und Juden wären „auserwählt“ (Laqueur 1999: 126) oder biologisch gesehen eine Einheit[8],

8 Die mythische Auffassung des Judentums als „self-isolating historical body“ (Sand 2009: 308) ist nicht haltbar: Endogamie, also die Heirat innerhalb der religiösen Gemeinschaft, war zwar ein proklamiertes Ideal, wurde aber auch von vielen Zionistinnen und Zionisten nicht eingehalten. Ein Großteil der französischen Jüdinnen und Juden waren wahrscheinlich keltischen Ursprungs und zum Judentum konvertiert. Die ideologische Konnotation des Themas zeigt sich auch darin, dass die bäuerliche palästinensische Bevölkerung zunächst nicht als andere „Rasse“ betrachtet wurde. Das geschah erst nach den arabischen Aufständen gegen die zionistische Besiedelung 1929 (Sand 2009: 258ff.).

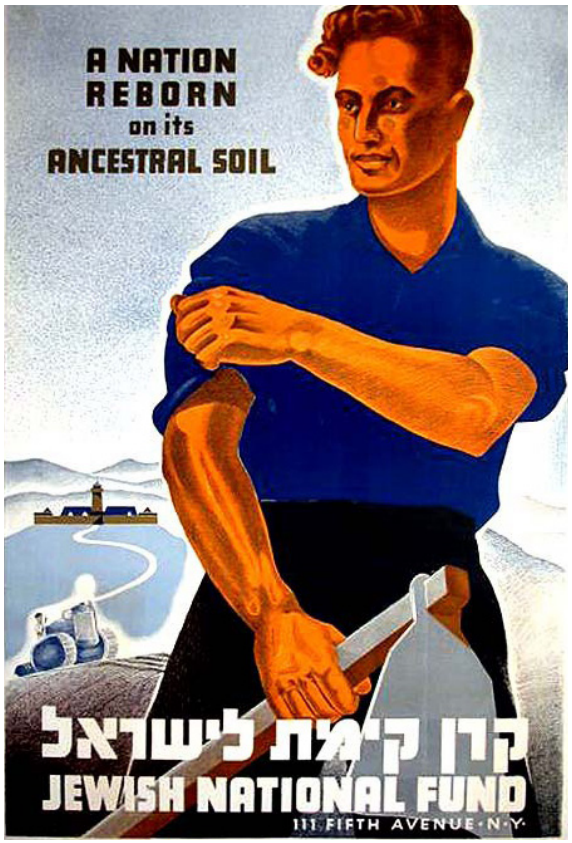


Abb. 2.10 (links) und

Abb. 2.11 (rechts) Poster des *Jewish National Fund*. Verweise auf die historische Verwurzelung des jüdischen Volkes in Israel sowie religiöse Symbole kommen vielfach zum Einsatz.

wurde diese Annahme von anderen Zionistinnen und Zionisten vertreten und zu einem wichtigen Bestandteil des Selbstbildes. In Bildungseinrichtungen wurde im Sinne des nach der Staatsgründung hegemonialen Zionismus die Geschichte des jüdischen Volkes als kontinuierlich und organisch dargestellt. Forschungseinrichtungen sollten genetische Verbindungen bestätigen (Sand 2009: 272ff.).

So entstand ein „Mythos der Unvergleichbarkeit", der die jüdische Innen- und Außenwahrnehmung prägt (Hroch 2000: 33): Ein „unique interweaving of religious and national components" (Herman 1989: 23f.) hebe das Judentum von anderen nationalen und religiösen Gruppierungen ab. Shimoni (2000: 41f.) zeigt auf, dass der Zionismus durchaus singuläre Charakteristika aufweist, die ihn von anderen Beispielen abgrenzen: Er stelle erstens „den extremsten Fall ethnisch-religiöser Verwobenheit [...] dar". Zweitens komme die „nahezu gänzliche Diasporasituation der Anhänger des jüdischen Nationalismus" hinzu.[9] Tatsächlich einzigartig sei der Zionismus im Rahmen der unterschiedlichen Nationalbewegungen aber nur insofern, als dies jeder Nationalismus ist: Die Betonung von Alleinstellungsmerkmalen sei ein wesentliches Merkmal des Nationalismus. Es werden deshalb, so Shimoni, immer eigene Entstehungsmythen kultiviert, die beispielweise Bezüge zu einer gemeinsamen Vergangenheit etablieren und andere Aspekte,

9 Shimoni nennt als weitere Beispiele ethnisch-religiöser Nationalismen den armenischen und irischen sowie mehrere Fälle der Islamischen Welt. Betreffend der Diaspora sei wiederum der armenische Nationalismus am ehesten vergleichbar. Die Armenierinnen und Armenier hatten kontinuierlich ein zumindest kleines heimatliches Territorium, während Jüdinnen und Juden fast gänzlich in der Diaspora lebten (Shimoni 2000: 41f.).

die nicht ins Bild passen, missachten.[10] Shlomo Sand (2009: 64) nennt diese Konstrukte „Mythhistory“. Im Fall des jüdischen Nationalismus stellt demzufolge das religiöse Narrativ die Basis und das vereinigende Medium dar.

Auch die Etablierung des Hebräischen als gemeinsame Sprache kann nur als ideologisch motiviert gedeutet werden, wie Hobsbawm (2000: 110ff.) klarstellt: Der praktische Nutzen war de facto nicht gegeben, da niemand mit dieser Sprache aufgewachsen war. Weitaus einfacher wäre daher die Einführung des Deutschen - wie es sich Herzl vorgestellt hatte - oder des Jiddischen - die Muttersprache der osteuropäischen Jüdinnen und Juden und damit eines großen Teiles der frühen Immigrantinnen und Immigranten - gewesen. Hebräisch aber schuf für alle gleiche Voraussetzungen, während Jiddisch als Sprache der Diaspora und des Ghettos abgewertet wurde. In enger Verbindung mit der hebräischen Sprache stand die Verbreitung hebräischer Literatur (Brenner 2008: 61). Allgemein entwickelte sich eine spezifisch jüdisch konnotierte Kunst (Stanislawski 1999: 68ff.).

Nicht zuletzt steht die Erzeugung gesellschaftlicher Idealbilder in Form von Stereotypen im Zusammenhang mit Nation-Building. Mit den ersten *Alijot* entstand das Bild des „neuen Juden“, der mit seiner Lebendigkeit die Antithese zu dem als antriebslos und

10 Ernest Renan (1996: 50ff.) stellt dazu in einer oft zitierten Rede fest: „Forgetting, and, I would even say, historical error are an essential factor in the creation of a nation, and thus the advances of historical study are often threatening to a nationality. Historical investigation, in fact, brings to light the acts of violence that have taken place at the origin of every political formation [...].“ Die Vorstellung ursprünglicher Einheiten: „What an illusion!“ In diesem Kontext steht auch die Forderung des Historikers Dipesh Chakrabarty (2010: 63), „in die Geschichte der Moderne die Ambivalenzen, die Widersprüche, die Gewaltanwendung und die Tragödien und Ironien einzuschreiben, die sie begleiten“.

Abb. 2.12 (links) Die Förderung der hebräischen Sprache war Bestandteil des Nation-Building-Prozesses - einerseits, um Distanz zur Vergangenheit zu schaffen; andererseits, um gleiche Voraussetzungen zu etablieren.

Abb. 2.13 (rechts) „Hebräisch - Das Tor zum Land - Brücke zu den Menschen“ - Die Gewerkschaft *Histadrut* forderte mit diesem Plakat aus 1947 auf, Hebräisch zu lernen.

schwach abgewerteten „alten“ Juden darstellte. Die Verbreitung dieses Images war praktisch begründet: Zur Erschließung des Landes und zur Errichtung der Infrastruktur war vor allem körperliche Arbeit notwendig. Um nicht die Hoffnungen der Masse zu enttäuschen, war es notwendig, Palästina auf den erwarteten Ansturm vorzubereiten. Das sollte eine idealistische und genügsame Vorhut bewerkstelligen. In Kursen trainierten die als Elite betrachteten *Chaluzim* [hebr.: Pioniere] diese landwirtschaftlichen Fähigkeiten bereits im jeweiligen Land der Diaspora (Gelber 1995: 57). Später erkannte man den Stereotyp des „neuen Juden“ eher im *Tzabar* [hebr.: Kaktusfeige], wie die schon im Land geborenen Jüdinnen und Juden bezeichnet wurden. Die *Tzabarim* waren durchaus bereit, sich selbst zu verteidigen und erzeugen so einen Gegensatz zu den meist pazifistischen *Chaluzim* (Gelber 1995: 60f.) und den feinsinnigen, aber hilflosen Jüdinnen und Juden der Diaspora (Brenner 2008: 61). Mit der Vorstellung der gebildeten, liberalen Menschen als Bevölkerung des neuen Staates, die Herzl in Altneuland vermittelt hatte (vgl. 2.1.2), stimmten die *Tzabarim* als Bauern oder Soldaten kaum mehr überein (Laqueur 1999: 130f.). Ähnlichkeiten lassen sich vielmehr mit der romantisierenden „Wiederentdeckung“ des bäuerlichen Lebens, die im 19. Jahrhundert ausgehend von Deutschland in ganz Europa beobachtet werden konnte, ausmachen (Hobsbawm 2000: 103; Müller 2006: 67ff.).

Nach der Staatsgründung und der Einwanderung weiterer Gruppen aus dem arabischen bzw. muslimisch geprägten, später auch russischen und äthiopischen Raum wurde erneut die Homogenisierung der israelischen Gesellschaft ein Thema. Insbesondere das Verhältnis zur Kultur der *Mizrahim*, naturgemäß durch ihre Herkunftsländer beeinflusst, war aufgrund des jüdisch-arabischen Konfliktes belastet. Sie entsprach keineswegs den von den *Ashkenazim* definierten Normen und der europäisch geprägten Kultur und war im offiziellen Image Israels lange nahezu unsichtbar (Yiftachel 2000: 432f.; Oxman, Shadar & Belferman 2002: 334). Auch die architektonischen Traditionen und damit die Wohnformen dieser neuen Immigrantinnen und Immigranten fanden zunächst keine Beachtung im israelischen Diskurs (Shadar 2004a: 34).

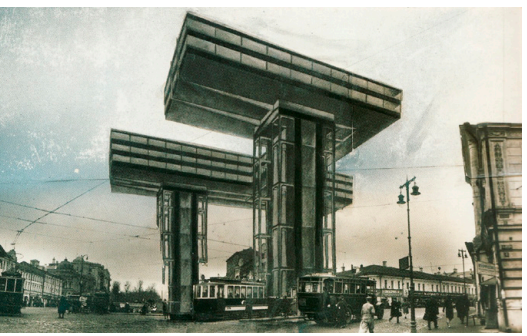
Abb. 2.14 Landwirtschaftliche Tätigkeit war eine Notwendigkeit zum Aufbau des Landes. Gleichzeitig wurde aus den körperlich tätigen Menschen das idealtypische Vorbild der Gesellschaft.

During the first three decades of Israel's independence, the state's repressive nation-building agenda sought to homogenize the many groups of Jews assembled in the country. The core culture into which all immigrants were expected to assimilate was the Ashkenazi Hebrew-Zionist version held by Israeli elites at the time. This demanded all new immigrants (from East and West) to rid themselves of previous languages and cultures. (Yiftachel 2000: 432f.)

Abb. 2.15 Abbildung Zions von Ephraim Moses Lilien, einem bedeutenden jüdischen Künstler der Jahrhundertwende. Lilien hatte enge Verbindungen zum Zionismus.

Abb. 2.16 (oben) Die erhabene Stellung, die der Klerus gemeinsam mit der weltlichen Führung auch im architektonischen Sinne innehat, bildet sich im Holzschnitt des mittelalterlichen Nürnberg ab.

Abb. 2.17 (unten) Entwürfe wie El Lissitzkys Wolkenbügel verkörpern das revolutionäre, zukunftsorientierte Narrativ des Bolschewismus.



2.3 ARCHITEKTUR UND IDENTITÄT

Für den Architekten Volkwin Marg (2009a: 168) ist Architektur „ein Bestandteil des ‚Über-Baus' der gesellschaftlichen Basisverhältnisse". Mit dieser Metapher stellt er Architektur als etwas dar, das die Gesellschaft strukturiert. Marg verdeutlicht diese Aussage mit einigen Beispielen:

- Kultbauten wie die Pyramiden und Tempel Ägyptens oder die Observatorien und Stufenpyramiden der Maya waren eine materielle Darstellung der religiösen Ordnung. Gleichzeitig festigte diese Architektur die politischen Verhältnisse, da die Herrschaft stark auf Religion basierte.
- Antike Stadtstrukturen waren der griechischen Polis nachempfunden. Architektur inszenierte mit verschiedenen Typologien wie Tempel, Agora, Theater oder Gymnasion das urbane soziale Leben.
- Mittelalterliche Klerikal-Architektur verdeutlicht durch ihre Form[11] und ihre zentrale Stellung in den Städten die gesellschaftlichen Verhältnisse. Nicht nur hierarchisch standen Klerus und Adel über der übrigen Bevölkerung.
- Architektur kann aber nicht nur zur Festigung sozialer Strukturen beitragen. Sie kann auch revolutionäre Ideen verräumlichen, wie Marg am Beispiel des Bolschewismus zeigt: Die futuristischen, konstruktivistischen Bauten instrumentalisierten Zukunftsvisionen und Technik für eine politische Ideologie und bildeten die Abkehr von alten Verhältnissen ab (Marg 2009a: 168ff.).

Auch für den Zionismus war, wie später noch detailliert wird, diese Rolle einer Architektur, die neue Ideen verkörpert, relevant. Die Ästhetik der Moderne kam dem Narrativ eines Neubeginns zupass (Heinze-Greenberg 2008: 39f.; vgl. 3.1.1). Architektur ist demnach nicht nur ein Spiegel, der soziale Hierarchien wiedergibt. Das bedeutete, dass Architektur immer reagiert. Tatsächlich kann sie aber auch aktiv Vorstellungen inszenieren und dadurch soziale Gegebenheiten verändern (Marg 2009a: 174).

2.3.1 ARCHITEKTUR - GEBAUTE IDENTITÄT?

Diese Auffassung macht Architektur primär zur gebauten Ideologie, mittels derer Menschen beeinflusst und ein Kollektiv - die Gesellschaft - und dessen Identität strukturiert werden soll. Nun bezieht Marg seine Beispiele fast ausschließlich aus Prestige- und Kultbauten. Heißt das, dass etwa „niedrige" oder anonyme Wohnarchitektur gesellschaftliche Konstellationen nicht wiedergeben kann? Ein Blick auf vernakuläre Bauweisen vermittelt ein anderes Bild: Auch hier ist das Thema der kollektiven Identität von Bedeutung. Traditionelle Dörfer gelten als Reflexion und Materialisierung sozialer Beziehungen und Hierarchien (Bornberg 2010: 34). Einerseits entstehen diese Strukturen aus gesellschaftlichen Verhältnissen,

11 Romanische und insbesondere gotische Kirchen galten in enger Verbindung mit Musik und Liturgie als symbolisch aufgeladenes Abbild des „Himmlischen Jerusalem". Detaillierter z.B. bei Grassnick & Hofrichter (1982).

gleichzeitig festigen sie diese[12]. Den wohl berühmtesten Beleg für die Bedeutung dieser Systeme hat Claude Lévi-Strauss (2012: 211f.) mit der Untersuchung des Bororo-Dorfes Kejara in Brasilien erbracht. Die kreisförmige Organisation war für das soziale Leben der brasilianischen Bororo fundamental wichtig. Nachdem diese durch christliche Missionare zerstört bzw. aufgelöst worden war, verschwanden auch Traditionen und soziale sowie religiöse Systeme. Die identitätsstiftende Funktion traditioneller Bauweisen zeigt auch Andrea Rieger-Jandl (2008: 297) anhand der Fälle Samoa, Ladakh und Bali. Mitunter zwar transformiert oder entfremdet, stehen sie im Gegensatz zu offensichtlich translokalen Einwirkungen für Kontinuität und Authentizität.

Neben solchen historischen Bezügen hat auch der Ort an sich und die individuelle Empfindung dem Ort gegenüber Gewicht. Identität kann auf einem „sense of belonging to a place“ basieren; lokale Identitäten - „‚my neighborhood‘, ‚my community‘, ‚my city‘, ‚my school‘“ - bildeten einen vertrauten Gegenpol zu einer unsicheren, globalisierten Welt (Tzfadia & Yiftachel 2004: 43). Und letztlich sind auch die Überlegungen Zumthors, die in Kapitel 1 zum Ausdruck kamen, Beleg für das identitätsstiftende Potential der Architektur: Erinnerungen und Erfahrungen prägen die subjektive Wahrnehmung, lassen manches als fremd, anderes als vertraut erscheinen.

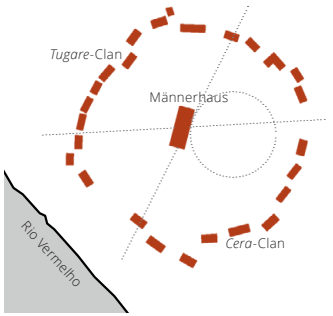


Abb. 2.18 Plan des brasilianischen Bororo-Dorfes Kejara. Die Häuser gruppieren sich kreisförmig um das zentrale Männerhaus. Für das soziale Leben des Dorfes ist diese Organisation essentiell.

Dementgegen stellt aber Peter Herrle fest, dass Beschwerden über einen Verlust der Identität bezogen auf die gebaute urbane Umwelt gegenwärtig weit verbreitet sind (Herrle 2008: 11). Ein ähnlich unwohles Gefühl schildert Moshe Safdie (1970: 117) einige Zeit davor, wenn er den modernen Teilen Moskaus mangelnden Rhythmus und daher mangelnde Möglichkeiten der Identifikation attestiert. Es drängt sich daher die Frage auf, wie eine solche Identität entstehen kann - und warum sie bei so vielen modernen Staaten und Stadtteilen zu fehlen scheint.

> *What frightened me about the modern parts of Moscow was the lack of varying rhythm, the fact that you have a series of identical buildings repeating indefinitely in a neutral landscape. You never know where you are. You always seem to be in the same place. You have to rely on numbers and signs to find your own way.* (Safdie 1970: 117)

12 Die bekannteste umfassende Untersuchung solcher anonymer Architekturen stammt von Bernard Rudofsky (1964), der dafür die Bezeichnung „Architektur ohne Architekten“ prägte.

Mit zahllosen Ansätzen haben sich Wissenschafterinnen und Wissenschafter auf theoretischer Ebene damit beschäftigt und beschäftigen sich nach wie vor damit, wie ein *sense of place* entsteht, was den Geist eines Ortes ausmacht und wie der Charakter von Räumen zu fassen ist. Eine inhaltlich relevante These liefert Christian Norberg-Schulz (1980: 6ff.), der *space* als dreidimensionale, kartesische Struktur und Beziehung verschiedener Elemente zueinander beschreibt. Ein *place* hingegen hat bei ihm eine Bedeutung, ist mit Erinnerungen und Bildern aufgeladen. Daraus kann ein Charakter entstehen, der von der physischen Struktur eines Ortes unabhängig ist: der *Genius Loci*. Dieser Ansatz kann als Kritik an der Moderne verstanden werden, in der nur *spaces*, aber keine *places* produziert wurden (Yacobi 2004: 5). Henri Lefebvre (1991: 26) postuliert: „(Social) space is a (social) product." Einerseits heißt das, dass Raum ein Produkt mehrerer Faktoren ist, also nicht per se existiert. Andererseits bedeutet es, dass er sich durch verschiedene (soziale) Einflüsse konstituiert - durch alltägliche, nicht-reflexive räumliche Praktiken; durch die kognitive Erfassung und Einteilung des Raumes, die über physisch wahrgenommene Verbindungen hinausgeht und es ermöglicht, Räume als Gesamtheit zu erkennen; und durch die Belegung von Räumen mit Symbolen und Bildern (Lefebvre 1991: 33ff.)[13]. Darauf aufbauend schlägt Edward Soja (1996: 77ff.) vor, den Raum zu teilen in den „firstspace" - einen physischen, gebauten Raum; den „secondspace" - den Raum, in dem sich die Wahrnehmung des und Gefühle über den physischen Raumes manifestieren; und den „thirdspace" - den erlebten Raum, der im *firstspace* stattfindet und durch die Empfindungen aus dem *secondspace* beeinflusst ist.

Natürlich ist diese Darstellung der Konzepte vereinfacht. Eine allzu detaillierte Analyse ist jedoch nicht notwendig, um einen Aspekt hervorzuheben: die Bedeutung der individuellen und kollektiven Prägung der Menschen, die sich im Raum aufhalten und bewegen. Je nach persönlichen Erfahrungen, je nach individuellen Beziehungen und je nach kollektiven Zusammengehörigkeitsgefühlen werden Situationen mit unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen. Wenn aber, wie im oben erwähnten Beispiel Safdies, alles gleich aussieht, können derartige differenzierte Bedeutungen erst gar nicht entstehen. Aus dieser Beobachtung zieht Herrle den Schluss, die Betonung des Lokalen, die in der Gegenwart wieder verstärkt bemerkbar ist, sei „an antagonistic response (or complementary repercussion?) to a ‚world without borders'", die mit Homogenität assoziierte Globalisierung habe „the emergence of new nationalisms, of a new (‚critical') regionalism, of ‚modern vernacularism' among countless other *local* constructions for granting ease and identity" verursacht (Herrle 2008: 14, Hervorh. im Original).

13 Lefebvre teilt Raum in „perceived space", „conceived space" und „lived space" ein. *Perceived space* bezieht sich auf die „spatial practice", auf die räumlichen Praktiken einer Gesellschaft und die alltägliche Nutzung des physischen Raumes. Voraussetzung dafür ist der *conceived space*, der konzipierte Raum. Er umfasst „representations of space", beschreibt also den Raum, wie ihn z. B. Architektinnen und Architekten interpretieren und darstellen. Dieser Raum dominiert den Entstehungsprozess und die Wahrnehmung, er schränkt räumliche Praktiken ein und ist abhängig vom jeweiligen sozio-politischen Kontext. Der *lived space* verkörpert „representational spaces". Damit sind Assoziationen, Bilder und Symbole der Nutzerinnen und Nutzer gemeint, durch die der Raum Bedeutung erhält (Lefebvre 1991: 33ff.).

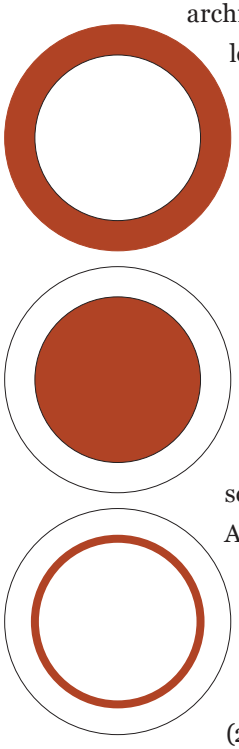


Abb. 2.19 Ort, Struktur und Ausdruck als architektonische Analysekategorien.

Ausgehend von diesen Überlegungen, wie raumbezogene Identität oder ein *sense of place* generell entstehen können, wird nun vorgeschlagen, auch im architektonischen Sinn drei Dimensionen festzulegen, anhand derer die Beziehung Architektur und Identität untersucht wird. Jede dieser Betrachtungsebenen existiert als physische Form, kann aber eine darüber hinausgehende Funktion ausüben.

Gebaute Architektur ist dauerhaft oder temporär an einen Ort gebunden, ihren Standort. Daraus ergibt sich notwendigerweise eine Beziehung. Einerseits charakterisieren physische Eigenschaften einen Ort, also das vorherrschende Klima oder die vorhandene Topographie. Andererseits können auch historische oder kulturelle Aspekte mit einem Ort assoziiert werden. Je nachdem, ob Architektur diese aufnimmt, ignoriert oder bewusst negiert, kann sich daraus eine Bedeutung ergeben. Hadas Shadar (2004a: 24) zeigt, dass Architektur *lokal* ist, wenn sie auf beide Aspekte eingeht - und in besonderem Maße trifft diese Beschreibung natürlich auf vernakuläre, historische gewachsene Bauweisen zu. Für neuere Architektur stellt sich daher die Frage, ob sie in gleicher Weise versucht, sich zu „verorten", indem sie beispielsweise speziell auf das Klima eingeht oder indem sie bestimmte Traditionen aufgreift, oder ob sie sich vom *Genius Loci* und der lokalen Kultur abheben will.

Die Rolle der Struktur wurde schon zu Beginn dieses Abschnittes erwähnt. Städtebauliche Strukturen können *top-down* und *bottom-up* entstehen, sie können aus bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgehen oder versuchen, neue zu etablieren. Immer wirken sie sich auf das Sozialleben ihrer Nutzerinnen und Nutzer aus, indem sie räumliche Bezugssysteme herstellen. Die Positionierung einer Nachbarschaft im urbanen Raum wirkt sich auf das Zusammenleben der Menschen aus; die Organisation öffentlicher, semi-privater und privater Bereiche einer Wohnsiedlung beeinflusst das interne Zusammenleben; die Struktur eines Hauses bestimmt zu einem gewissen Grad die Lebensweise seiner Nutzerinnen und Nutzer - Wechselwirkungen sind also auf vielen Maßstabsebenen gegeben. Alison und Peter Smithson (1968a: 48) kritisieren schon 1968, dass mittlerweile politische oder technische Überlegungen mehr Einfluss auf den Städtebau haben als soziale Realitäten[14], und nach wie vor wird dieses Thema oft oberflächlich abgehandelt (vgl. Rieger-Jandl 2008: 44).

Die Hülle eines Gebäudes ist sein Kommunikationsmittel nach außen. Doğan Kuban stellt jedoch fest, dass Gebäude allein nicht sprechen können. Vielmehr hätten Architektinnen und Architekten die Möglich-

14 Auch traditionelle dörfliche Strukturen entstehen oft aus strengen Hierarchien und also *top-down* (Bornberg 2010: 34), sie gelten aber im Gegensatz zu modernen Konzepten als organisch gewachsen - und waren nicht zuletzt deshalb Vorbild für Architektinnen und Architekten, die der Moderne kritisch gegenüberstanden (vgl. Eyck 2008: 341ff.).

keit, sie gewisse Dinge sagen zu lassen (Kuban 2008: 403). Diese Auffassung verursacht ein Problem: Wenn an sich keine Bedeutung gegeben ist, wie kann diese dann erlangt werden? Kontext und hier besonders auch Wissen bzw. Überlieferung spielen eine fundamentale Rolle. Einerseits kann Architektur so eine symbolische Wirkung entfalten. Nur, wenn man zum Beispiel die Geschichte der Demokratie kennt, wird man den Symbolismus des Wiener Parlaments verstehen: Obwohl die tatsächliche Intention Theophil Hansens fragwürdig ist, gilt die neoklassizistische Fassade gemeinhin als Verweis auf Athen als Ursprung der Demokratie (Kühn 2011: 7). Wenn ein Gebäude ein Symbol bilden soll, muss es erst als solches verstanden werden. Andererseits kann Architektur unmittelbar Bedeutung erlangen, indem sie sich von ihrer Umgebung abgrenzt, oder indem sie Verbindungen zum Umfeld zeigt. Ähnlichkeiten zu historischen Bauweisen können als Festhalten an Traditionen interpretiert werden, die Übernahme neuer Techniken kann hingegen als Orientierung auf die Zukunft verstanden werden (Davidson & Serageldin 1995: 76). Auf unterschiedlichen maßstäblichen Ebenen kann Architektur darüber hinaus Ausdruck der Positionierung eines Individuums oder eines Kollektivs in seinem jeweiligen Umfeld sein: Gleicht es sich diesem an, oder hebt es sich ab?

Diese Dreiteilung Ort-Struktur-Ausdruck wird in Konzeption und Auswertung der empirischen Studie erneut aufgenommen (vgl. 4). Dabei zeigt sich, dass eine strikte Trennung - anders, als es die Begriffe für sich stehend vermitteln - nicht möglich ist. Es kommt bisweilen zu Überschneidungen und Verflechtungen.

2.3.2 TRADITIONEN UND ERFUNDENE TRADITIONEN

Architektonische Traditionen sind die vorläufigen Produkte topographischer, klimatischer, sozialer, historischer und kultureller Einflüsse und Prozesse. Ein Zurückgreifen auf dieses Repertoire bedeutet, eine Verbindung mit der Vergangenheit eines wie auch immer gearteten Kollektivs herzustellen. Am Beispiel dreier Regionen - Samoa, Ladakh und Bali - zeigt Andrea Rieger-Jandl (2008: 295ff.), dass Traditionen auch in der Gegenwart eine Rolle spielen: trotz, oder - als Gegenbewegung - gerade aufgrund der Moderne. Oft kämen sie allerdings nicht in vollem Umfang und in ihrer ursprünglichen Funktion zum Einsatz, sondern gewissermaßen als Symbole oder gar „Behübschung“ von Gebäuden, die mit überlieferten Bauweisen nichts mehr gemein haben. Außerdem seien Traditionen vor allem für öffentliche, mitunter prestigeträchtige Bauten relevant, die auch für ein traditionelles Gemeinschaftsleben stehen. Im Wohnbau seien hingegen überlokale Einflüsse stärker sichtbar, obwohl verschiedene tradierte Aspekte - etwa das äußere Er-

‚Invented tradition' is taken to mean a set of practices, [...] which seek to inculcate certain values and norms of behavior by repetition, which automatically implies continuity with the past. [...] However, insofar as there is such reference to a historic past, the peculiarity of ‚invented' traditions is that the continuity with it is largely factitious. In short, they are responses to novel situations which take the form of reference to old situations, or which establish their own past by quasi-obligatory repetition. (Hobsbawm 2007: 1f.)

scheinungsbild oder die Raumstrukturen - durchaus noch vorkommen können. Überlieferte Techniken, so Rieger-Jandl, sind jedenfalls durch Industrialisierung und Präfabrikation des Bauens gefährdet. Sie werden meist nicht mehr oder in verminderter Qualität ausgeführt.

Was bedeutet es aber, wenn eine gemeinsame Vergangenheit und gemeinsame Traditionen gar nicht existieren? Was heißt es, wenn die überlieferte Vergangenheit nicht wirklich dem gewünschten Bild entspricht? In Abschnitt 2.2.2 war von nationalen Entstehungsmythen, die immer gewisse Aspekte der Geschichte ausblenden die Rede. Eric Hobsbawm (2007: 1ff.) hat in diesem Zusammenhang das Phänomen der „erfundenen Traditionen" untersucht: Im Unterschied zu Gewohnheiten, die das natürliche Resultat wiederholter Handlungen sind, sind diese erfundenen Traditionen nicht primär praktisch, sondern ideologisch motiviert. Relevanz bekommen sie insbesondere in Zeiten schneller und massiver gesellschaftlicher Transformation. Wenn etablierte Verhältnisse geschwächt, zerstört oder durch neue ersetzt werden, besteht auch Bedarf an neuen Ordnungs- und Orientierungssystemen. *Invented traditions* können diese Rolle einnehmen, wie Hobsbawm konstatiert. Vor allem die Phase der Industrialisierung und des aufkommenden Nationalismus ist dafür paradigmatisch. Hobsbawm erkennt in dieser Zeit drei prinzipielle Aufgaben erfundener Traditionen:

- Sozialen Zusammenhalt bzw. Gemeinschaften zu etablieren und zu symbolisieren,
- Autoritäten zu etablieren und damit verbundene Institutionen zu legitimieren, und
- Wertsysteme und Verhaltensmuster zu formen und zu lenken.

Abhängig vom bestehenden „Substrat" können, so Hobsbawm, zu diesen Zwecken bestehende Systeme - Sprachen, Liedgut, Symbole - adaptiert, instrumentalisiert und ritualisiert werden, oder es entstehen überhaupt neue Mittel.

Abb. 2.20 Die Altstadt Jerusalems ist eine typische nahöstliche Stadt, enge, teilweise überdachte Gassen und Materialien wie Sandstein sind vorherrschend. Sie ist in ein armenisches, christliches, jüdisches und muslimisches Viertel unterteilt, die sich architektonisch nicht wesentlich voneinander unterscheiden.

Abb. 2.21 Die Rekonstruktion des jüdischen Viertels in der Jerusalemer Altstadt war ein Versuch, Kontinuität mit der Vergangenheit zu symbolisieren. Die modernen Bauten nahmen hinsichtlich räumlicher Konfigurationen und Materialien Bezug auf die bestehende Substanz.

In Israel existierte de facto keine gemeinsame Bautradition. Die Immigrantinnen und Immigranten waren durch ihre jeweiligen Herkunftsländer geprägt (vgl. 2.2.2). Auch für eine „jüdische" Architektur habe es keine echten historischen Vorbilder; seitdem der Zweite Tempel zerstört worden war, gab es keine Beispiele mehr (Minta 2004: 397). Die Rekonstruktion der Altstadt Jerusalems nach der Staatsgründung, soviel sei vorweggenommen, kann durchaus als Versuch verstanden werden, eine historische Kontinuität zu etablieren. Neben der Belebung des urbanen Raumes ist vor allem der Rückgriff auf vorherrschende Materialien und Raumkonfigurationen erkennbar. Obwohl kein jüdisches oder israelisches Spezifikum, wurden diese Aspekte instrumentalisiert. Daneben etablierte der Zionismus jedoch auch neue Bauweisen ohne Vergangenheitsbezug (vgl. 3). Ähnliche Situationen,

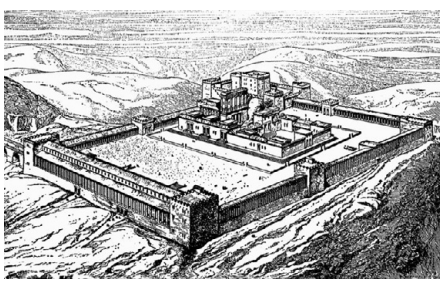


Abb. 2.22 Rekonstruktion des Zweiten oder Herodianischen Tempels. Die Klagemauer gilt als einzig erhaltene Komponente.

so Alexander Tzonis (2012: 219ff.), ergaben sich im 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum, wo Johann Wolfgang von Goethe die Gotik als deutsche Bauweise beschrieb - in der Hoffnung, das Bewusstsein über eine gemeinsame Vergangenheit zu schärfen. Auf dem post-osmanischen Balkan führten nationalistische Bestrebungen zur Zerstörung der architektonischen Bestände „that did not conform with the pigeonholes of the ‚imagined community'" (Tzonis 2012: 222), die also scheinbar nicht mit den jeweiligen regionalen Traditionen übereinstimmten.

Erfundene Traditionen sind ein Medium, das kollektive Identität stärken und historische Bezüge verkörpern soll. Insbesondere für den Nationalismus, ein Phänomen der Moderne, das aber tiefe Verwurzelung in der Vergangenheit zumindest vorgibt, sind sie daher wichtig. Im „besten" Fall haben erfundene Traditionen die gleichen Auswirkungen wie tatsächlich überlieferte Traditionen, in den meisten Fällen haben sie allerdings in der praktischen Lebensrealität geringere Auswirkungen als erhofft, wie Hobsbawm feststellt: „[T]he past becomes increasingly less relevant." (2007: 11ff.). In einem vollständig anderen Feld, nämlich dem Tourismus, haben hingegen auch „Fake-Traditionen" eine große Bedeutung. Indem sie Identitäten konstruieren, die nicht der Wahrheit entsprechen, können Images generiert und Klischees bedient werden (Rieger -Jandl 2008: 297).

2.3.3 LOKALE UND GLOBALE IDENTITÄTEN

Vorindustrielle Gesellschaften waren durch eine weitgehende Übereinstimmung von sozialen und räumlichen Bezugssystemen geprägt. Barry Wellmann (2002: 10) verwendet die plakative Metapher der „little boxes": „people socially and cognitively encapsulated by homogeneous, broadly-embracing groups". Für die Gegenwart ist dieses Bild jedoch nicht mehr zutreffend, schildert Arjun Appadurai (1996: 48): „[G]roups are no longer tightly territorialized, spatially bounded, historically unselfconscious, or culturally homogeneous." Diese Referenzsysteme unterliegen gegenwärtig also einem offensichtlichen Wandel: Einerseits kommt es zur „compression of time and space" (Schnell & Benjamini 2005: 2490) - Mobilität ist maßgeblich erleichtert und beschleunigt. Andererseits sind soziale und räumliche Aspekte nicht mehr zwangsläufig aneinander gebunden - persönliche, physische Präsenz ist für die simultane Kommunikation unterschiedlicher Akteurinnen und Akteure heute mitunter obsolet und durch virtuellen Kontakt ersetzt worden (Castells 2010: XXXII). Derartige Veränderungen werden meist nicht einfach hingenommen: Weil Modernisierung und Globalisierung etablierte Systeme angreifen und ersetzen, gelten diese Transformationen als destabilisierend und irritierend. Konsequenz sind, wie schon angedeutet, auch Gegenbewegungen: Grenzen sowie lokale und regionale Referenzmodelle entstehen neu oder gewinnen an Be-

deutung (Herrle 2008: 11ff.). Für Architektur, die immer mit einem konkreten (Stand-)Ort in Verbindung steht, ist das Thema doppelt relevant: Die Bedeutung des Ortes wandelt sich, und globale kulturelle Einflüsse beeinflussen die Gestaltung und Nutzung der Gebäude.

Die Zerstörung der „little boxes" hat zur Angst vor einer Homogenisierung mit übergeordneten nationalen bis globalen Ebenen geführt. Globale Bewegungen von Personen, Technologien, Finanzen sowie vor allem Images, Ideologien und Ideen färben tatsächlich auf nahezu alle Menschen ab. Genauso können die damit verbundenen Befürchtungen aber instrumentalisiert werden. Aus wechselseitigen Einflüssen wird so die Gefahr einer Marginalisierung des „Eigenen", die Widerstand erfordert (Appadurai 1996: 32ff.). In Abschnitt 2.3.2 wurde diesbezüglich die Rolle „erfundener" Traditionen erläutert.

Konkret sieht Appadurai (1996: 189ff.) lokale Identitäten durch drei Aspekte beeinträchtigt:

- durch die homogenisierenden Einfluss des Nationalismus,
- durch die Auflösung der Einheit von Territorium, Subjektivität und Kollektivität, sowie
- durch die steigende Bedeutung digitaler Kommunikation, die neue, virtuelle „Nachbarschaften" generiert.

Insbesondere anhand des letzten Punktes macht Appadurai jedoch deutlich, dass Beeinträchtigung nicht prinzipiell mit Gefährdung gleichzusetzen ist. Soziale Verbindungen, die in virtuellen Nachbarschaften aufrecht erhalten werden oder Ideen, die aus globalen Kommunikationsflüssen generiert werden, haben oft sehr konkrete Auswirkungen auf reale, räumlich organisierte Nachbarschaften. Ohne sie wäre eine Realisierung im Sinne einer Materialisierung oder „Verräumlichung" gar nicht möglich.

Paradebeispiel für die Bedeutung des Lokalen trotz weltweiter Vernetzung sind Protestbewegungen: Lokale Ereignisse sind oft ausschlaggebend für die Entstehung von Bewegungen. Auch für die Artikulation der Forderungen ist ihre Verortung essentiell - *Occupy* oder die Gezi-Park-Proteste in Istanbul[15] sind nur zwei Beispiele dafür. Gleichzeitig richten sich die Bewegungen mitunter gegen globale Strömungen und sind immer in weltweite Netzwerke aus Gleichgesinnten eingebunden (Mörtenböck & Mooshammer 2012: 8ff.). Aus diesen Verbindungen entstehen Strukturen, die sich der Kontrolle herkömmlicher Institutionen entziehen. Abstrakte Entitäten wie Nationen verlieren mitunter durch transnationale Kommunikation an Relevanz (Appadurai 1996: 194), für das konkrete Lokale gilt das nicht unbedingt. „Die mithilfe von Planung angestrebte Kontrolle unserer Umwelt prallt so auf die Bottom-up-Realitäten der wuchernden Me-

Abb. 2.23 „Taksim ist überall, Widerstand ist überall." Die Proteste in Istanbul 2013 bezogen sich aud einen spezifischen Ort, den *Taksim Meydanı*. Dieser wurde gleichzeitig ein Symbol für eine global vernetzte Bewegung.

15 Die *Occupy*-Bewegung entstand als Kritik an sozialen Ungerechtigkeiten und politischen und wirtschaftlichen Manipulationen. Nach der Besetzung eines Platzes im New Yorker *Financial District* im Jahr 2011 entstanden weltweit Initiativen (vgl. Mörtenböck & Mooshammer 2012: 7ff.). Pläne zur Bebauung des an den zentralen Taksim-Platz angrenzenden Gezi-Parkes waren 2013 zunächst der Auslöser für eine Besetzung und ein Camp im Park, später wuchs der Protest zu einer landesweiten Widerstandsbewegung gegen die türkische Regierung, die von unzähligen internationalen Solidaritätsplattformen unterstützt wurde (vgl. Borries, Ahlert & Fischer 2014: 13ff.).

tropolen und auf die experimentellen Strukturen von vernetzter Selbstorganisation.“ (Mörtenböck & Mooshammer 2010: 8)

Man muss so zum Schluss kommen, dass ein Verständnis von „lokal“ und „global“ als Gegensatzpaar trügerisch ist: Das Eine schließt das Andere nicht aus, bedingt es manchmal sogar. Schnell und Benjamini (2005: 2489ff.) stellen fest, dass individueller Lebensraum aus vielen unterschiedlichen Ebenen besteht, die teilweise, z.B. Nachbarschaften im räumlichen Sinn, lokal gebunden sind, teilweise aber auch global vernetzt sind. Diese Ebenen bewirken jeweils die Interaktion mit anderen Individuen und Gruppen. Homogene Gruppen, die nur untereinander kommunizieren, existieren, sollten sie das jemals haben, nicht mehr im räumlichen Sinn. Ein Großteil der Wohnviertel ist heterogen. Damit ist nicht gesagt, dass individuelle Netzwerke nicht trotzdem auf Ähnlichkeiten beruhen - sie sind allerdings, wie dargestellt, nicht mehr primär lokal fixiert. Am Beispiel Tel Aviv zeigen die Geographen etwa, dass Ethnizität weiterhin ein wesentlicher Faktor der kollektiven Identität bleibt, obwohl die räumliche Situation dies nicht impliziert: die meisten Bezirke sind durch eine äußerst heterogene Bevölkerung geprägt (Schnell & Benjamini 2005. 2507).

Räumlich und sozial kongruente Gruppen werden also durch Netzwerke ersetzt, die beispielweise auf Beruf, Interessen, persönlichen Beziehungen, oder aber auch räumlicher Nähe basieren können. Wellmann (2002: 14) verwendet dafür den Begriff der „Glocalization“:

> *Glocalized networks operate more independently of their surrounding environment than little-box groups. This is not social disintegration. People and places are connected. Yet there is little social or physical intersection with the intervening spaces between households. It is place-to-place connectivity, and not door-to-door. [...] Social closeness does not mean physical closeness. (Wellmann 2002: 14)*

Ein Trend zur Stärkung lokaler Bezugssysteme ist dennoch nicht zu verleugnen - in sozialer ebenso wie in architektonischer, kultureller oder wirtschaftlicher Hinsicht. Sie sind aber nicht mehr eindimensionale, abgeschlossene Gefüge, deren Mitglied man aufgrund räumlicher Nähe beinahe zwangsläufig ist. Sie entfalten ihre Wirkung hingegen in einem globalen Rahmen (Herrle 2008: 14)

2.3.4 WOHNBAU UND IDENTITÄT

Zeitgenössische Projekte vermitteln mitunter den Eindruck, Identität und Wohnbau seien natürliche Partner. Von einem spezifischen Erscheinungsbild der Gebäude, das eine eigenen Identität generiert (Zeytinoglu 2009), ist da ebenso die Rede wie von „Identität durch Individualität“ (PPAG 2008), womit verschieden große und unterschiedlich konfigurierte Wohnungen gemeint sind. Auch die Wiener Wohnbauforschung

beschäftigt sich damit, wie sich lokale Identitäten bilden und entwickeln und erkennt die Bedeutung von kultureller Diversität sowie von Misch- und Zwischennutzungen (Beinstein et al. 2006). Insbesondere bei Projektbeschreibungen besteht das Risiko, dass das Schlagwort „Identität"- wie auch die aus diesem Grund gesetzten Maßnahmen - recht oberflächlich erscheinen. Es besteht allerdings kein Zweifel: Wohnbau strukturiert den Raum, in dem urbanes Leben stattfindet. Er beeinflusst das Verhältnis von öffentlichen und private Bereichen, von individuellen und kollektiven Tätigkeiten[16] im gleiche Maße wie Wohnungsgrundrisse auch die Lebensweise der Bewohnerinnen und Bewohner steuern: „Wohnungstypologien materialisieren die Identität und das Rollenbild von Individuen und prägen nachhaltig das Selbstverständnis der Beziehung zwischen Körper und Raum." (Pollak 2009: 14)

Über diesen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Planung und Nutzung kann insbesondere sozialer Wohnbau ein Instrument des Nation-Building sein. Wohnungen sind zwar, da die Nutzerinnen und Nutzer sie gewöhnlich besitzen oder mieten, ein privates Gut; soziale Wohnbauten betreffen allerdings räumlich und finanziell auch eine Gesellschaft insgesamt. Der Staat als Auftraggeber hat massiven Einfluss auf die Gestaltung der Gebäude wie auch des Lebensraumes der Menschen. Indem Wohnbau an sich schon eine Bindung der Bewohnerinnen und Bewohner an einen bestimmten Ort impliziert, ist es nachvollziehbar, diese in der Planung zu berücksichtigen und möglichst zu stärken. In Israel waren demnach zwei Dinge wichtig: Sozialer Wohnbau war und ist nach wie vor einerseits ein Mittel, um die Bevölkerung gleichmäßig im Land zu verteilen und um gewonnenes Territorium zu sichern und dauerhaft in Besitz zu nehmen; andererseits sollte er einen Lebensraum herstellen, der Identität und Lebensweise seiner Bewohnerinnen und Bewohner formt (Kallhus 2004: 141ff.; vgl. 3.1.1). Rachel Kallhus (2004: 142) erklärt daher: „[N]ational identity […], although meant to erode local hierarchies, is very much a locally bound construct." Die Steuerung des alltäglichen Lebens auf lokaler Ebene durch öffentlichen Wohnbau sei ein „first-rate national instrument".

Erez Tzfadia erwähnt in diesem Kontext einen für Israel speziellen Fall: Neue Migrantinnen und Migranten - besonders die *Mizrahim* - wurden oft weit entfernt von den politischen und wirtschaftlichen Zentren angesiedelt. Trotzdem sind sich viele auch ihrer Rolle in der Sicherung des staatlichen Territoriums bewusst. Trotz ihrer eigentlichen Diskriminierung fühlen sie durch diese Aufgabe die Zugehörigkeit zu Israel und den Sinn ihrer objektiv schlechten Situation. Parallel stärkt dieses „Schicksal" auch den inneren Zusammenhalt der *Mizrahim* (Tzfadia 2004: 123ff.). Partikulare Identität, das zeigt sich hier, kann

16 In Österreich war nach dem Zweiten Weltkrieg zu beobachten, dass immer mehr öffentliche Aspekte nach und nach in private Bereiche verlagert wurden. Die gesellschaftlich so wichtigen Übergangsbereiche verschwanden. Innenhöfe, die eine intime dörfliche Situation imitierten, wurden obsolet; neue Maxime waren freistehende Gebäude, Grünräume hatten nur mehr eine Durchgangsfunktion. Statt informeller Zwischenräume mussten nun formelle Gemeinschaftsräume erkämpft werden, die jedoch keinen gleichwertigen Ersatz boten (Foltin 2004: 32).

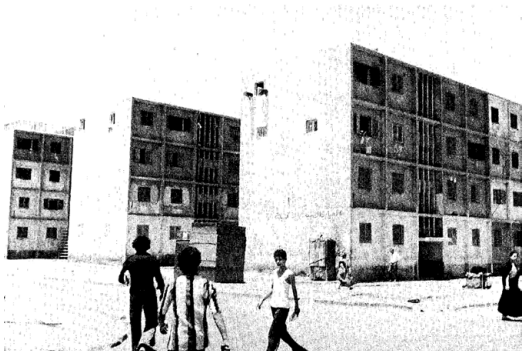


Abb. 2.24 Wohnbau in Kairo aus präfabrizierten Elementen, Vorderseite.

Abb. 2.25 Derselbe Wohnbau, Rückseite. Vielfach nahmen Nutzinnen und Nutzer (illegal) Egänzungen vor, teilweise in Kooperation.

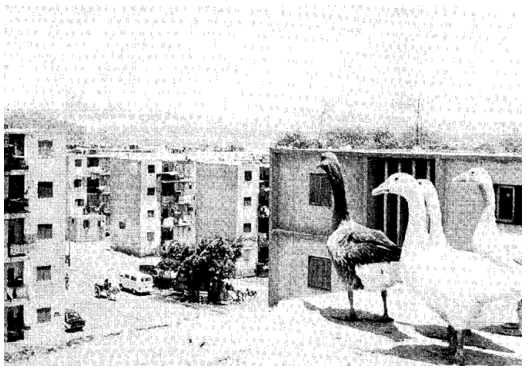


Abb. 2.26 Die Flachdächer dienen mitunter als „landwirtschaftliche" Nutzfläche für Bewohnerinnen und Bewohner der Dachgeschoße.

also Seite an Seite mit einem übergeordneten Kollektiv existieren.

Wohnbau beinhaltet auch die Frage nach dem Verhältnis zwischen Nutzerin oder Nutzer und Architektin oder Architekt. Welche Mitbestimmungsrechte lässt ein Konzept zu, und welche Rolle spielen Planerinnen und Planer für den gesamten Lebenszyklus eines Gebäudes? N. John Habraken (1980: 23) stellt fest: „[W]hat we professionals decide not to do, and leave instead for others, is as important as are our more obvious contributions." Der vor allem in den Niederlanden tätige Architekt sieht es als ein menschliches Grundbedürfnis an, unabhängig von Einkommen und Status Kontrolle über das eigenen Leben zu übernehmen und demnach den Lebensraum für sich und etwaige Nachkommen zu gestalten. Die Gründe für das Fehlen solcher Freiheiten vermutet er in der verbreiteten Angst von Professionistinnen und Professionisten vor „unqualifizierten" Entscheidungen sowie in den inflexiblen vorgefertigten Bauweisen. So sieht er einen Großteil des europäischen Wohnbaus der Nachkriegsjahre als gescheitert; moderne Hochhäuser und Siedlungen wiesen bei weitem nicht die Möglichkeiten der Anpassung auf, die noch die traditionelle Blockrand- oder die mediterrane und nahöstliche Hofhausbebauung auszeichnete. Änderungen können so große Auswirkungen auf das Gebäude insgesamt haben, wie Habraken anhand eines Wohnbaus in Kairo zeigt (Habraken 1980: 24ff.).

Kontrolle, Partizipation und individuelle Anpassung bedeuten aber insbesondere eines: sich etwas zu eigen machen - und damit die Chance, sich damit zu identifizieren. Habraken (1980: 28) betont daher, dass eine vierte Dimension in die Planung integriert werden müsse: die Zeit. Bereits seit den 1960er Jahren besteht das Prinzip des „wachsenden Hauses", das eben diesem Faktor Rechnung tragen soll. In den Niederlanden entsteht das duale Konzept von vorgegebenem *Support*, das wesentliche konstruktive und technische Bestandteile

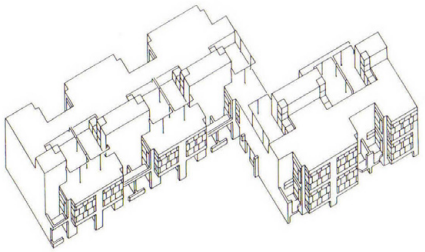


Abb. 2.27 Grundstruktur oder „Support" eines Wohnbaus in Delft, Entwurf von Herman Hertzberger.

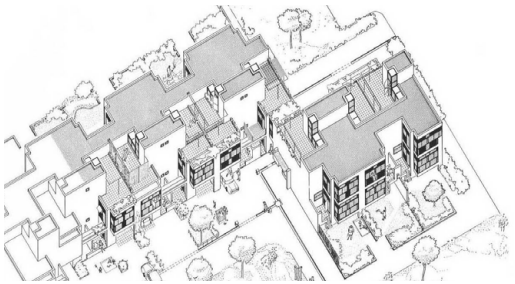


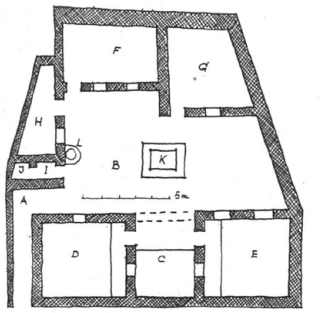
Abb. 2.28 Das „Infill" - Fassaden-, Innen- und Außenraumgestaltung - entstand partizipativ.

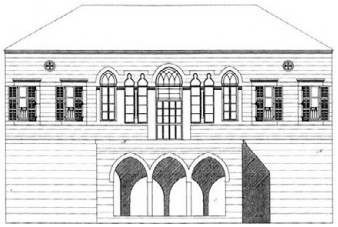
beinhaltet, und *Infill*, also den Komponenten, die den Nutzerinnen und Nutzern obliegen (Roesler 2010: 18f.).

In einer stark individualisierten Gesellschaft sind diese Ansätze nach wie vor interessant - vor allem im Wohnbau, der meist für noch anonyme Menschen entworfen wird: „[I]n housing design the eventual individual users are not known, and a different attitude is necessary - *one cannot finish things; one can only make them possible*." (Habraken 1980: 29, Hervorh. im Original) Es ist wichtig zu betonen, dass Partizipation nicht mit Selbstbau gleichgesetzt werden sollte: Die Möglichkeit zu gestalten heißt nicht, dass man auch selbst für den Bau verantwortlich sein müsste. Komplexität und Zeitaufwand, die das Bauen in der Gegenwart durchwegs begleiten, machten eine solche Forderung kaum zukunftsträchtig. Zu beobachten ist weiters, dass Eigentumsverhältnisse Einfluss haben: Jemand, der seine Wohnung mietet, wird kaum weitreichende Investitionen tätigen, auch wenn diese durch die Grundkonzeption grundsätzlich möglich wären.

3 ALTNEULAND[17]

ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU IN ISRAEL





17 Titel eines Romans von Theodor Herzl (1902).

Abb. 3.1 (links) Das System der zentralen Orte war Grundlage der Regionalplanung in Israel, durch die aus dem religiösen auch ein reales „Gelobtes Land" entstehen sollte (vgl. 3.1.3).

Abb. 3.2 (ganz oben) Regionaltypisches Hofhaus.

Abb. 3.3 (oben) Zentralhallenhaus.

3.1 ARCHITEKTUR ZWISCHEN IDEOLOGIE UND IDENTITÄT

Identität, das hat das vorangegangene Kapitel gezeigt, befindet sich in einem stetigen Wandel und ist wechselnden Einflüssen ausgesetzt. Israel ist ein Einwanderungsland, seine Bewohnerinnen und Bewohner entstammten ursprünglich sehr unterschiedlichen Milieus und Kulturen. Eine einheitliche Bautradition existierte bei der Staatsgründung 1948 nicht, vielmehr waren Jüdinnen und Juden auch die Architektur betreffend von ihren jeweiligen Herkunftsländern geprägt (Posener 1938: 262). Die alte Bausubstanz in Städten wie Jerusalem und Safed, die noch erhalten war, war in der Inszenierung historischer Kontinuität wichtig. Sie hatte aber objektiv keine speziell jüdischen Charakteristika, die sie von anderen Städten der Umgebung unterschieden (Golani & Schwarze 1970: 4.32ff.).

Das gemeinsame architektonische „Eigene" war demnach - im Unterschied beispielsweise zur Sprache, die reaktiviert wurde (vgl. 2.2.2) - noch gar nicht existent, bzw. unterschied es sich nicht spürbar von anderen Bauweisen. Die Legitimation einer neuen, je nach Sichtweise spezifisch jüdischen bzw. israelischen Architektursprache und entsprechender städtebaulicher Ideen war deshalb Gegenstand von unter anderem politisch-ideologischen Diskussionen. Wie schon früher in Europa stellte sich die Frage, ob und wie eine Nation durch einen entsprechenden Stil artikuliert werden kann (Quek 2012: 9) - oder, wie Heinrich Hübsch (1828) es im frühen 19. Jahrhundert ausdrückt: „In welchem Style sollen wir bauen?" Anhand dreier Begriffspaare soll dieser Findungsprozess im Folgenden veranschaulicht werden.

3.1.1 LOKAL UND GLOBAL

Die palästinensische Bevölkerung war lange Zeit vor allem landwirtschaftlich tätig. Familienclans lebten meist eng verbunden in Hofhäusern. Die traditionellen Häuser folgten einem in der gesamte Region verbreiteten Schema: Um einen zentralen Hof sind mehrere Räume gruppiert, die meist eigenständige Wohneinheiten für Kleinfamilien darstellen. Sanitäreinrichtungen, Küche und Gasträume werden, soweit vorhanden, gemeinsam genutzt. Der Hof stellt die einzige Verbindung zwischen diesen Einheiten dar und ist zentrales Element des häuslichen Lebens. Üblicherweise sind die Räume bis zu 7x7 m groß und eingeschoßig, wobei auch mehrgeschoßige Gebäude existieren. Als Dach fungiert ein Kuppelgewölbe. Verwendete Materialien sind Lehm, Kalkstein und Stroh (Assaf 1997: 1515f.). Im 19. Jahrhundert entwickelte sich darüber hinaus im Libanon und in Palästina eine urbane Bautradition. Zentralhallenhäuser wurden zur bevorzugten Typologie der städtischen Ober-

Abb. 3.4 (oben) Arabisches Dorf in der Nähe von Betlehem.

Abb. 3.5 (unten) Salt in Jordanien.

schicht. Die zentrale Halle im Erdgeschoß ist meist durch drei Bögen auch an der Fassade artikuliert, das Obergeschoß entspricht einem *piano nobile*. Trotz etwaiger regionaler Eigenheiten unterscheiden sich die palästinensischen Häuser nicht grundsätzlich von den libanesischen. Mit dem Einsetzten der jüdischen Immigration erreichten aber neue Einflüsse die Region (Fuchs 1997: 1513).

Diese Beispiele gelten gemeinhin als Inbegriff lokaler Bauweisen. Ihre Rolle im zionistischen Architekturdiskurs? Insbesondere die frühen Bauten am Beginn des 20. Jahrhunderts waren geprägt durch sehr unterschiedlichen Lösungsansätze, von Neoklassizismus über Jugendstil bis zu orientalistischem Eklektizismus (Knufinke 2009: 61). Die ersten Beispiele einer dezidiert jüdischen Prestigearchitektur zeigen deutliche Bezüge zu lokalen Bauweisen. Das *Gymnasia Herzlia* in Tel Aviv wird als „East-European fantasy of the Orient“ (Dolev 1998: 218) beschrieben, der Entwurf von Joseph Barsky aus der heutigen Ukraine zeigt mit seinen Spitzbögen und einer monumentalen Kuppel recht plakativ Charakteristika der islamisch-arabischen Architektur. Die Entwürfe des deutschen Architekten Alexander Baerwald für das *Technion* in Haifa oder des Schotten Patrick Geddes für die Hebräische Universität in Jerusalem gehen ebenfalls auf die vernakulären Bauweisen Palästinas ein. Baerwald sah darin eine Möglichkeit, authentische Architek-

tur für Immigrantinnen und Immigranten aus dem Westen wie auch aus dem Osten zu gestalten. Diese Bezüge der frühen Entwürfe waren aber weitgehend oberflächlich. Die Einflüsse aus der lokalen Architektur hatten dekorative, kaum funktionale Ursachen. Die palästinensischen Aufstände gegen die jüdische Einwanderung sorgten dann ab 1920 dafür, dass Annäherungen an die arabische Architektur allein schon aus ideologischen Gründen nur mehr schwer möglich waren (Dolev 1998: 220ff.). Frühe landwirtschaftliche Siedlungen glichen hingegen meist europäischen Vorbildern. Die Bewohnerinnen und Bewohner des *Kibbuz* Degania etwa nutzten zwar zunächst leerstehende arabische Lehmhäuser, ersetzten diese aber bald durch Holzhütten mit ziegelgedeckten Steildächern: „These images defined their inner (subconscious) notion of a home." (Heinze-Greenberg 1997: 1511)

Der deutsche Architekturhistoriker Julius Posener (1938: 261ff.), 1935 nach Palästina emigriert, führt die eklektischen Bauwerke darauf zurück, dass immigrierte Gemeinschaften zwar immer durch ihre Herkunftsländer beeinflusst, aber auch gezwungen (oder bestrebt) sind, auf die äußeren Umstände zu reagieren (vgl. 2.2.1). Aufgrund der hohen Zahl an Einwandernden war es in Israel jedoch notwendig, in möglichst kurzer Zeit eine große Menge and Wohnraum und Infrastruktur zur Verfügung zu stellen. Häufig wurde die historisch verwurzelte Architektur deshalb nicht tiefgehend erforscht, „sondern [...] nur das Auffällige, eben das Exotische bemerkt und auch nachgeahmt. Das kam dem Bestreben entgegen, einen nationalen Stil zu finden [...]." (Posener 1938: 264) Das Problem der neo-orientalistischen oder eklektizistischen Bauweise bestand also darin, dass häufig bestimmte Details der palästinensischen Architektur oberflächlich imitiert wurden, ohne ihre kulturelle Dimension zu erkennen. Traditionen wurden ihrer Sinnhaftigkeit beraubt und stellten lediglich eine dekorative Modeerscheinung dar. Der Versuch, einen „Middle-Eastern Jewish ‚regionalism'" zu etablieren, setzte sich letztlich wie andere „European ‚national style movements'" nicht durch (Knufinke 2009: 61).

Mit der Immigration einer Vielzahl an Architektinnen und Architekten aus Westeuropa, von denen mehrere ihre Ausbildung am Bauhaus erhalten hatten, gewannen auch europäische Planungsgrundsätze, insbesondere die Moderne, in Israel an Bedeutung[18]. Zvi Efrat sieht das als neuen Versuch, eine jüdische Architektur zu etablieren und beschreibt den Vorgang sogar als eine weitgehende Fortsetzung des Eklektizismus: Die Moderne bzw. das Bauhaus sei schlicht der neueste Trend der Architektur gewesen, der gemeinsam mit der damit konnotierten Symbolik übernommen wurde (Efrat 2011: 10). So wie im Historismus bestimmte Stile eingesetzt wurden, um Funktionen und Haltungen zu symbolisieren (vgl. 2.3.1), kann man demnach

18 Eine umfassende Darstellung der Moderne in Israel findet sich bei Nitza Metzger-Szmuk (2004). Christa Illera (1992) fokussiert in ihrem Werk über den Architekten Leopold Krakauer auf regionale Besonderheiten der israelischen Moderne.

Abb. 3.6 (oben) *Gymnasia Herzlia* in Tel Aviv, Architekt: Joseph Barsky.

Abb. 3.7 (unten) *Technion* in Haifa, Architekt: Alexander Baerwald.

In Israel hingegen war die Moderne als eine bereits ‚gesprochene Sprache' angekommen, als fertiges Repertoire von Leitgrundsätzen, professionellen Konventionen und ästhetischen Dogmen. Für die lokalen Architekten waren das Bauhaus, Le Corbusier, De Stijl, Expressionismus, Kubismus oder Konstruktivismus lediglich ein Fundus von Zeichen und Darstellungstechniken zur schnelleren Verbreitung der neuen Gestaltungssprache. (Efrat 2011: 10)

die Moderne auch dahingehend interpretieren, dass sie für die zionistische Orientierung auf die Zukunft stand. Die Anpassung an den Ort fand nun anhand struktureller und funktionaler Adaptionen statt[19]; für Verschattung und Belüftung wurden mangels europäischer Vorbilder tatsächlich lokale Lösungen innovativ weiterentwickelt (Efrat 2011: 9). Auch Arieh Sharon, einer der wichtigsten zionistischen Architekten, bezog sich immer wieder auf das mediterrane Klima, um eine regionale Form der modernen Architektur zu kreieren. Das Ergebnis wurde als „Bauhaus vernacular" bekannt (Nitzan-Shiftan 2004: 28). Trotzdem waren solche originellen, gelungenen Projekte nicht unbedingt die Regel. Es kam weiterhin vor, „daß [sic] nur Formales abgeleitet wurde, sei es der arabisch-orientalischen Tradition, der eklektischen Periode oder der Moderne und dem ‚Internationalen Stil' entnommen." (Illera 1992: 92)

Angesichts der noch unterentwickelten israelischen Bauindustrie kam der technische Aspekt der Moderne - effiziente Baumethoden und Vorfertigung für eine rasch wachsende Bevölkerung - nicht wirklich zum Tragen. Wichtiger war der symbolische, psychologische Faktor: Das Neue Bauen sollte zur Formung des „neuen Juden" beitragen, die unterschiedlichen Werte der Immigrantinnen und Immigranten sollten in einer gemeinsamen Identität aufgehen: „Der zionistischen Vorstellung eines nationalen Neubeginns am Punkte Null kam die ästhetische ‚tabula rasa' der Moderne entgegen." (Heinze-Greenberg: 2008: 39f.; vgl. 2.2.2) Mit einer zunehmend zentral organisierten Planungspraxis galt es, so Efrat (2011: 11), Abstand zu unerwünschten Diaspora-Erinnerungen zu gewinnen: „Es handelte sich um eine Architektur, die das Überschreiben des Genius Loci und das Exorzieren von Separatismus und Provinzialismus aus dem geistigen Gepäck der jüdischen Emigranten aus Europa zuließ." Ein anderes Argument für die Moderne, das von Architekturschaffenden verwendet wurde und sicher auch im Licht seiner symbolischen Bedeutung zu sehen ist: Die Moderne sei in Israel de facto an ihren mediterranen Ursprungsort[20] zurückgeführt. Das sei vergleichbar mit der Rückkehr der Jüdinnen und Juden nach Israel (Heinze-Greenberg 2008: 39).

Viele der nach 1920 entstehenden Gebäude entsprechen formal durchaus der Moderne oder dem soge-

19 Julius Posener (1938: 268f.) stellt einen ganzen Katalog an Forderungen auf, die Architektur in Palästina erfüllen soll. Er verlangt mit Bezug auf den arabisch-persischen Iwan einen zentralen, großen Raum mit Fortsetzung in den Außenraum, um Durchlüftung zu schaffen. Weiters tiefe Laibungen oder Übergangsräume vor Öffnungen zur Gewährleistung des Sonnenschutzes, der in der traditionellen Architektur durch große Mauerstärken gesichert sind. Posener versucht aus der Analyse traditioneller Bauweisen eine neue lokalen Architektur abzuleiten, ohne in Formalismus zu verfallen.

20 Italienische Modernisten verwiesen ebenfalls auf die Wurzeln ihrer Bauten in der lokalen, vernakulären Architektur, und auch für die Entwürfe Bernard Rudovskys war der Mittelmeerraum eine wichtige Inspirationsquelle (Gutschow 2010: 149; Bocco Guarneri 2010: 232ff.). Der Begriff „mediterran" ließ glücklicherweise einen weiten Interpretationsspielraum.

nannten *International Style*. Sie weisen aber genauso Charakteristika auf, die sie an den Ort binden. Sie bilden gewissermaßen das Gegenstück zur Architektur vor 1920, die nur äußerlich Lokalbezug zeigte; sie stellen eine „transformierte Moderne“ (Illera 1992: 106) dar.

Mit der Staatsgründung 1948 stieg die Zahl der Einwandernden. Der Bedarf an Wohnraum und das ideologischen Bestreben, eine homogene Gesellschaft zu generieren, beeinflusste die Planerinnen und Planer. Temporäre Zelt- bzw. Wellblechstädte, die *ma'abarot*, sowie dauerhafte Sozialwohnbauten, *shikun* genannt, entstanden vor allem in neu gegründeten Städten abseits der vergleichsweise dicht bevölkerten Mittelmeerküste (Allweil 2012: 62; vgl. 3.1.3). Anstatt innovativer Ansätze für regionale Gegebenheiten beherrschten nun allerdings Monotonie und schlechte bauliche Qualität den Eindruck, der von diesen möglichst effizienten Siedlungs- und Gebäudestrukturen ausging. Die Identifizierung mit diesen Bauten war kaum möglich, sie galten als „suffocating“ und „failing“ (Shadar, Orr & Maizel 2011: 277) - was, ruft man sich die im vorangegangenen Kapitel geschilderten Beobachtungen Moshe Safdies in Erinnerung, kaum überrascht.

Im Städtebau ist der Einfluss traditioneller lokaler Konzepte spärlich. Die bestehenden arabischen Sied-

Abb. 3.8 (links oben) Die „Altstadt“ Tel Avivs ist durch die Architektur der Moderne geprägt. Viele Merkmale wurden übernommen, teilweise wurden sie innovativ adaptiert.

Abb. 3.9 (links mittig) Wohnbau von Arieh Sharon.

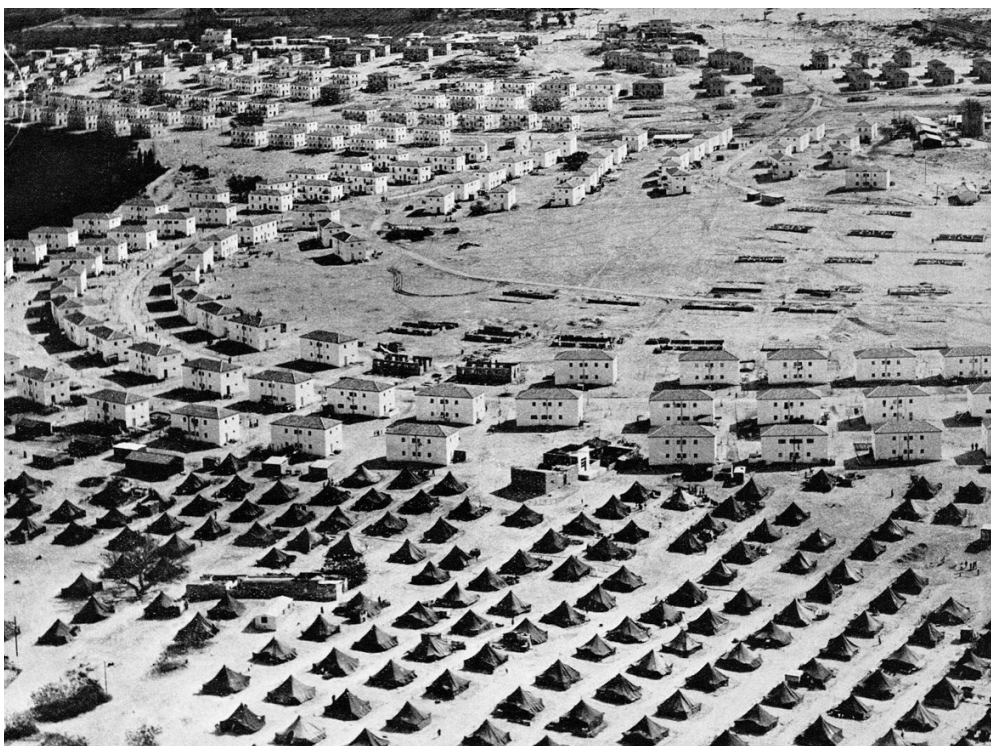
Abb. 3.10 (links unten) Häuser auf *pilotis* sind in Tel Aviv verbreitet.

Abb. 3.11 (rechts mittig) Balkonbänder, die sowohl Aufenthötsräume sind, als auch für Verschattung sorgen, ersetzten vielfach die klassischen Bandfenster - zum Beispiel am zentralen Dizengoff-Platz.

Abb. 3.12 (rechts unten) Für klimatisch günstige tiefliegende Öffnungen sorgen nicht mehr, wie bei traditionellen Gebäuden, große Materialstärken, sondern neue konstruktive Lösungen.

21 Das präzionistische Palästina war neben den größeren Städten Jerusalem, Jaffa, Gaza, Hebron und Betlehem im Wesentlichen durch drei Siedlungsarten gekennzeichnet: die arabischen, organisch gewachsenen Dörfer; einige jüdische landwirtschaftliche Siedlungen, die bereits im späten 19. Jahrhundert gegründet worden waren; sowie sieben Siedlungen des christlichen Templerordens aus Württemberg. Letztere waren quantitativ eine marginale Erscheinung, strukturell hatten die Straßendörfer mit freistehenden Häusern und geringer Dichte aber Einfluss auf die zionistische Planung (Heinze-Greenberg 2008: 31)

Abb. 3.13 Temporäres Zeltlager und permanente Wohnbauten in Bat Yam nahe Tel Aviv.



lungen hatten praktisch ebenso wenig Bedeutung wie die Strukturen, die den osteuropäischen Immigrantinnen und Immigranten aus ihrer Heimat bekannt waren[21]. Dem arabischen Dorf attestierten Architektinnen und Architekten durchaus optische Qualität, als Grundlage zionistischer Planung schien es aber schon ob der starken Verdichtung ungeeignet (Sharon 1976: 62). Auch das autonome osteuropäische *Schtetl* [jidd.: Städtlein] konnte nicht als Vorbild dienen, versuchte doch der Zionismus, sich von der Diaspora zu differenzieren (Cohen 2004: 341). Wichtigste Referenz war für die Zionistinnen und Zionisten daher das Gartenstadt-Konzept, mit dem Ebenezer Howard auf das ausufernde urbane Wachstum nach der Industrialisierung reagieren wollte. Obwohl unter dem Eindruck unerträglicher sozialer und hygienischer Zustände entstanden, die in Israel nicht existierten, hatte es große Anziehungskraft, wie Ita Heinze-Greenberg (2008: 33f.) darlegt: „Die Idee einer Synthese aus Stadt und Natur, Industrie und Landwirtschaft, Arbeit und Freizeit, Privateigentum und Gemeinbesitz präsentierte sich als das ideale Modell kommunalen Lebens schlechthin.“ Tatsächlich wirkt Nahalal, eine frühe landwirtschaftliche Siedlung in Palästina, wie eine Kopie der Diagramme Howards (vgl. Abb. 3.17). Auch die institutionalisierte Regionalplanung, die spätestens durch die Gründung Israels notwendig wurde, basierte auf europäischen Grundsätzen. Sie wird in Abschnitt 3.1.3 detailliert behandelt.

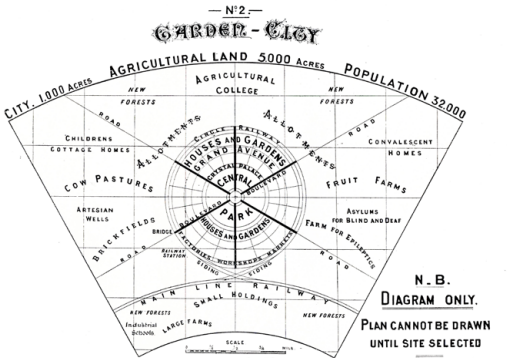


Abb. 3.14 Gartenstadt-Diagramm von Ebenezer Howard. Die Häuser der Satellitenstädte gruppieren sich um einen zentralen Park und sind umgeben von weitläufigen Flächen zur landwirtschaftlichen Nutzung.

Kurz gesagt waren also keine jüdischen Traditionen zu Architektur und Städtebau überliefert, weshalb die „Suche nach dem Eigenen" speziell durch externe Einflüsse gekennzeichnet ist. Diese sind durchaus nicht nur europäischer Natur. Die Architektinnen und Architekten setzten sich auch mit der lokalen, palästinensischen Bauweise auseinander und versuchten, die Gebäude an den Ort anzupassen. Der enorme Bedarf an Wohnraum, ideologische Fokussierung und die teilweise unreflektierte Übernahme westlicher Planungsmodelle führte allerdings mitunter zu monotonen, dysfunktionalen Ergebnissen, die auf die Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer kaum abgestimmt waren.

3.1.2 KOLLEKTIV UND INDIVIDUELL

Wie in Kapitel 2.1 dieser Arbeit dargestellt, galt *Erez Israel* als Heimat der antiken Israeliten. Das Bearbeiten eben dieses geschichtsträchtigen Bodens stand symbolisch für eine Rückkehr zu den eigenen, mythischen Wurzeln; den Bewohnerinnen und Bewohnern der neu gegründeten landwirtschaftlichen Siedlungen wurde ein besonderer Pioniergeist zuerkannt: „[I]t is to *them*, with their deep conviction of the need to till, [...] that the resurrection of the Jewish people owes its soul." (Kauffmann 1926, Hervorh. im Original) Bedrohung von außen und intern fehlende Infrastruktur verursachten generell eine unsichere Situation und verlangten nach einer kollektive Organisation von Leben und Arbeit[22]. Kooperative landwirtschaftliche Siedlungen wurden so bald zum erklärten Ideal und verbreiteten sich in Palästina. Zur politischen Funktion der Niederlassungen - der Sicherung des Territoriums - gesellte sich demgemäß eine ideologische - die Förderung einer gesunden Lebensweise und der Bindung an das Land (Shadar & Oxman 2003: 247; vgl. 3.1.3).

Drei unterschiedliche Formen kristallisieren sich heraus: Der *Kibbuz* ist eine gemeinschaftliche, kooperative Vereinigung. Anfallende Arbeit wird ausschließlich von den jeweiligen Mitgliedern verrichtet, externe Beschäftigte sind gleichermaßen wie externe Beschäftigung tabu. Basis sind gemeinsamer Besitz, Gleichheit und Zusammenarbeit in allen Bereichen von Produktion, Verbrauch und Erziehung. Die einzelnen Individuen bilden den Kern des sozialen Kollektivs, die Familie hat eine untergeordnete Rolle. Kinder wohnen

22 Theodor Herzl (1902: 102) sah im Kollektiv einen Schutz vor „den Mühlsteinen des Kapitalismus", aber auch vor „sozialistischer Gleichmacherei". Für ihn bedeutete das nicht, dass „die Entwicklung des Individuums" und „seine wirtschaftliche Basis, das Privateigentum", keine Berechtigung mehr hätten.

zusammen mit Gleichaltrigen in eigenen, von den Eltern getrennten Bereichen. Der *Moshav Shitufi*, eine kooperative Siedlung, weist ähnliche Charakteristika auf. Die Grundkomponente, aus denen die Gemeinschaft aufgebaut ist, bildet aber die Familie. Der *Moshav Ovdim*, eine Arbeitersiedlung, beruht ebenfalls auf Familien, die sich kooperativ organisieren. Im Wesentlichen ist die Zusammenarbeit hier aber auf teilweise gegenseitige Unterstützung und gemeinsame öffentlichen Einrichtungen reduziert. Jede Familie produziert für sich selbst (Chyutin & Chyutin 2007: 47f.).

Die *Kibbuznikim* stellten mit ihrer kollektiven und landwirtschaftlich orientierten Lebensweise die gesellschaftliche Avantgarde der Jüdinnen und Juden in Israel sowie die ultimative Umsetzung der zionistischen Utopie und des Stereotypen des „neuen Juden" dar. Das zionistischen Establishment betrachtete die *Kibbuzim* jedoch von Beginn an auch mit Argwohn, weil sie sich nicht zwingend an dessen Vorgaben hielten. Die ersten *Kibbuznikim* waren zudem überzeugte Kommunistinnen und Kommunisten, die deshalb fast naturgemäß Einwände der großteils deutschen Führung verursachten (Efrat 2010: 124; Heinze-Greenberg 1995: 85).

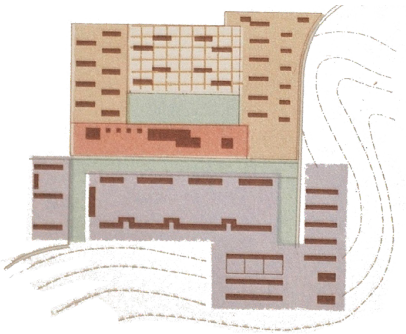
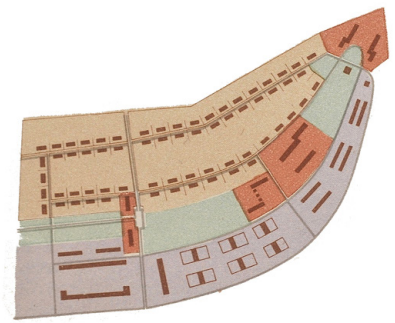


Abb. 3.15 En Hashofet bei Haifa, *Kibbuz*.



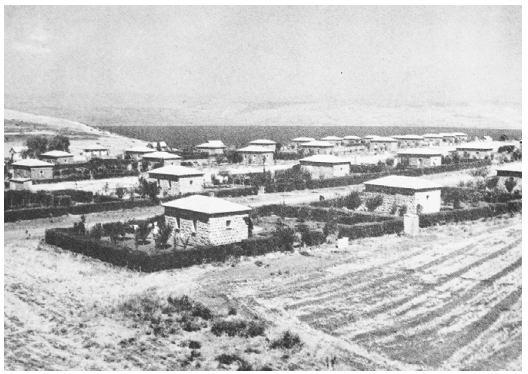


Abb. 3.16 Kfar Hittin bei Tiberias, *Moshav Shitufi*.

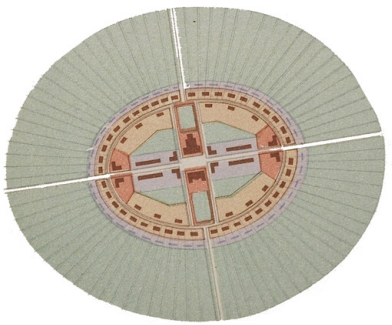


Abb. 3.17 Nahalal bei Nazareth, *Moshav Ovdim*.

[T]he establishment regarded it as an esoteric current that did not necessarily adhere to the dominant trends in the Zionist movement. The Zionist institutions favored more generic forms of settlement, [...] without having a remonstrative cultural and ideological libido. (Efrat 2010: 124).

Die *Kibbuzim* konnten mit ihrem homogenen sozialen Gefüge jedoch nicht auf die ansteigende Bevölkerung reagieren, auch die im Umfang beschränkten *Moshavim* waren nicht geeignet, die gesamte neue Bevölkerung aufzunehmen. Eine andere Strategie als die kleinen landwirtschaftlichen Siedlungen war dafür notwendig.

3.1.3 *TOP-DOWN* UND *BOTTOM-UP*

Sozialer Wohnbau ist einerseits als „first-rate national instrument" (Kallhus 2004: 141) ein brauchbares Medium für die Verbreitung einer Ideologie. Andererseits kann sich die Identifizierung mit einem Gebäude durch Partizipation eines Individuums oder Kollektivs im Gestaltungsprozess maßgeblich steigern (Efrat 2010: 121; Habraken 1980: 23ff.; vgl. 2.2.4). Daher ist es, ausgehend von diesen Beobachtungen, interessant zu analysieren, bis zu welchem Grad Planung ausschließlich *top-down* stattfand, oder ob auch *bottom-up*-Prozesse wahrnehmbar sind.

Es überrascht nicht, dass vor allem in den eigenständigen *Kibbuzim bottom-up*-Aspekte auftauchen. Obwohl die *Kibbuznikim* großteils existierende Planungsmodelle wie die Gartenstadt-Schemata von Richard Kauffmann übernahmen, adaptierten sie diese anhand ihrer jeweiligen Vorstellungen (Kahana 1995: 110). Entscheidungen wurden (und werden) basisdemokratisch getroffen, architektonische Themen zum Teil über Wettbewerbe und Mehrheitsentscheide beschlossen. Dabei spielten ideologische Haltungen, die von *Kibbuz* zu *Kibbuz* variieren konnten, eine Rolle (Chyutin & Chyutin 2007: 44).

Wie schon in Abschnitt 3.1.2 angedeutet, fehlte den *Moshavim* diese Autonomie, durch die sich die *Kibbuzim* partiell aus dem staatlichen System ausgliederten. Die kooperative Organisation der *Moshavim* stand im Dienst der zionistischen Ideologie: ihre Funktion war es, für die junge Bevölkerung das Land zu kultivieren und landwirtschaftlich zu bearbeiten. Wichtiger als die ideologische Gemeinschaft war die Zusammenarbeit, um staatliche Ziele zu erreichen. Für die zionistischen Organisationen war der *Moshav* ein berechenbares Modell, die Planung konnte *top-down* implementiert werden (Efrat 2010: 124). Ähnliches gilt für die Gartenstädte und -vorstädte; Partizipation und Initiative durch die Bewohnerinnen und Bewohner sind zwar teilweise überliefert, aber spärlich gesät (Meyer-Maril 1995: 92ff.).

Abb. 3.18 Der Sharon-Plan beinhaltete das Ziel, die Migrantinnen und Migranten, die vor allem an der Mittelmeerküste in Israel eintrafen, gleichmäßig im Land zu verteilen.

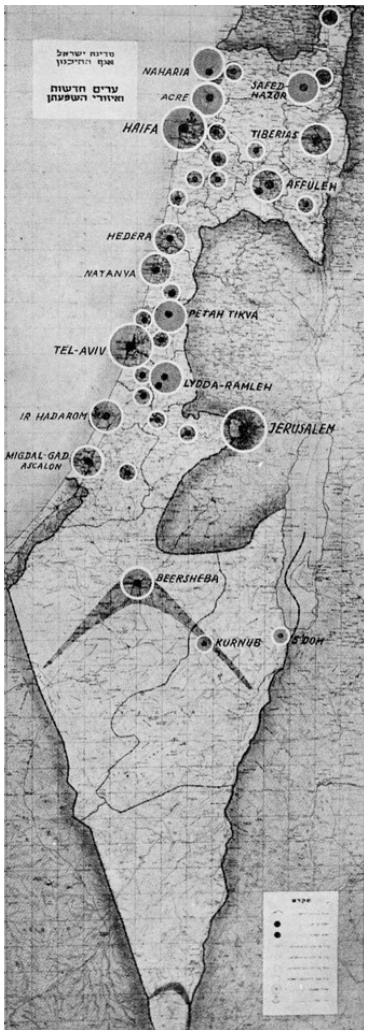


Abb. 3.19 Nicht die bestehenden Großstädte, sondern die Gründung von *New Development Towns* und die Besiedelung des Negev standen im Fokus.

Von Beginn an waren die zionistischen Siedlungsversuche in Palästina keine spontane, ungeordnete Entwicklung, sondern immer zu einem gewissen Grad organisiert (Efrat 2003: 60). Das Jahr 1948 bedeutete allerdings auch für Architektur und Wohnbau im Speziellen einen Wendepunkt: Sie standen nun unter dem Einfluss legitimierter politischer Institutionen und wurden zu Instrumenten des Nation-Building (Allweil 2012: 51). Unter der Leitung von Arieh Sharon entstand bis 1951 der „Physical Master Plan of Israel“ (Sharon 1951), der auch unter der Bezeichnung „Sharon-Plan“ bekannt wurde (Trezib 2014: 11). Er war das zentrale Planungsinstrument und beinhaltete den Versuch, drei wesentliche Ziele des Zionismus zu verräumlichen: die Konsolidierung und konstante Vergrößerung des Territoriums, wodurch neuen Siedlungen die Funktion der Grenzsicherung zukam; die „jewishification“ des gesamten Staatsgebiets; und das Streben nach Dezentralisierung und Deurbanisierung - der zahlenmäßig weitaus größte Teil der Bevölkerung lebte in Tel Aviv und Haifa (Efrat 2004: 2). Das Ausmaß, in dem die Entwicklung des Landes geplant werden sollte, war, wie Arieh Sharon beschreibt, enorm:

> *We worked hard to produce the first draft of the National Plan, dividing the country into 24 planning regions in accordance with economic resources, geographic features, communication factors and historical background. Each region was planned as a separate geographic and physical entity, as well as a balanced social and economic unit. The regional*

> *structure would be completed by the development of a regional urban centre - a medium sized town - located in each case on a suitable site in relation to its rural hinterland [...]. An optimal population of some 50-80,000 was envisaged for each of these regional towns, which were planned to serve as administrative, commercial, industrial and cultural centres for the planned regions. (Sharon 1976: 78)*

Auf theoretischer Ebene bezog sich der Plan auf das System „zentraler Orte" des deutschen Geographen Christaller (2006), das eine Hierarchisierung der Siedlungslandschaft vorsah: Je nach Größe konnte ein Dorf oder eine Stadt gewisse Funktionen selbst erfüllen, für andere war eine jeweils größere Einheit zuständig. Ein Netzwerk aus Bezugspunkten entstand. 30 neue Städte, die sogenannten *New Development Towns*, wurden als regionale Zentren konzipiert und realisiert. Aufbauend auf Gartenstadt-Prämissen waren sie als Synthese der genannten Ziele gedacht: die Verteilung der Immigrantinnen und Immigranten in Israel, die Sicherung jüdischer Bevölkerungsmehrheiten in allen Teilen des Landes und die Verhinderung einer zu starken Konzentration auf die bestehenden Großstädte an der Küste. Durch die überschaubare Größe der Gartenstädte konnte auch der anti-urbanen Haltung Rechnung getragen werden: Sie resultierte aus dem Agrar-Ideal gleichermaßen wir aus dem Wunsch nach Kontrolle, die durch die Einteilung der Bevölkerung in kleinere Einheiten sichergestellt war (Yiftachel 2010: 79). Auch innerhalb der *New Development Towns* manifestierte sich diese Einstellung: Eine Struktur aus teilautonomen Nachbarschaften mit organischen Konturen sollte eine jeweils eigenständige Identität und Gemeinschaft schaffen, aber gemeinsam auch eine lebendige Stadt bilden. Diese Theorie scheiterte in der Praxis: Die *New Development Towns* waren in Wahrheit Cluster aus selbstreferentiellen Siedlungen, die durch Grüngürtel räumlich getrennt und funktional wenig verbunden waren. Intern konnte, wie in der Folge am Beispiel Be'er Sheva gezeigt wird, die geplante identitätsstiftende Wirkung nicht erzielt werden (Efrat 2003: 72; Minta 2008: 51ff.)

Obwohl die Entwicklungsstädte durch ihre autonomen Nachbarschaften das trügerische Bild eines „blown-up kibbutz based on homogenous community, collective and egalitarian" vermitteln, waren Immigrantinnen und Immigranten nach der Staatsgründung nicht mehr „members of a social avant-garde", von denen das erfolgreiche kollektive Siedlungsmodell *Kibbuz* getragen wurde, sondern „passive subjects of a national experiment" (Efrat 2004: 8f.). Monotonie, geringe Qualität der Bausubstanz sowie die fehlende Beachtung regionaler Besonderheiten waren für die Phase nach der Staatsgründung charakteristisch. Soziale Spannungen entstanden; anders als frühere Immigrantinnen und Immigranten kamen nun viele nicht mehr aus ideologischer Überzeugung, sondern in Folge des Holocaust oder des israelisch-arabischen

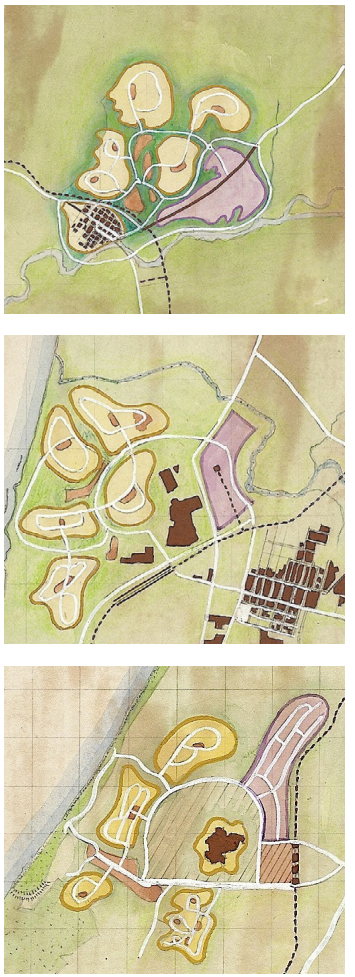


Abb. 3.20 Die Entwürfe für die *New Development Towns* basieren auf Gartenstadt-Prinzipien. Be'er Sheva (oben) unterschied sich nicht grundsätzlich von anderen Städten wie z.B. Chadera (mittig) oder Ashkelon (unten).

Konfliktes aus schierer Not. Die Bereitschaft, gewohnte kulturelle Werte aufzugeben, war mitunter ebenso gering wie das Verständnis für die utopischen Pläne der etablierten Siedlerinnen und Siedler. Die Unzufriedenheit mit den Bauwerken, die nunmehr weder auf die Menschen noch auf den Ort tatsächlich eingingen, wuchs (Shadar 2004a: 32ff.; Shadar & Oxman 2003: 247). Vor allem *Mizrahim*, die sich ihrer niedrigen Stellung in der israelischen Gesellschaft bewusst wurden, bevölkerten nicht unbedingt freiwillig die *New Development Towns*, während *Ashkenazim* - und mit ihnen die politische und wirtschaftliche Macht - in den etablierten Städten blieben (Yiftachel 1999: 373ff.). Das hierarchische Gefälle der Gesellschaft wurde hier im wahrsten Sinne des Wortes einzementiert.

Abb. 3.21 In der Realität waren die organisch geformten Nachbarschaften oft monotone, wenig qualitative Einheiten.

3.2 BE'ER SHEVA UND DER NEGEV

Mit etwas mehr als 200 000 Einwohnerinnen und Einwohnern (Israel Central Bureau of Statistics 2014) ist Be'er Sheva die größte Stadt der Negev-Region im Süden Israels. Als *New Development Town* ist sie ein typisches Beispiel für die Beobachtungen aus Abschnitt 3.1. Die zu Beginn durch den Sharon-Plan standardisierte und ideologisch geprägte Planungsstrategie ließ Orts- und Menschenbezug vermissen, „das Pathos und das Propagandapotential" (Minta 2004: 248) dominierten. Obwohl aber der Umgang mit den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen und den klimatischen Bedingungen bis heute nicht einfach ist, entstanden später neben von einer großen Masse wenig qualitativer Gebäude auch positive Beispiele, die tatsächlich zu einer eigene Identität beitrugen.

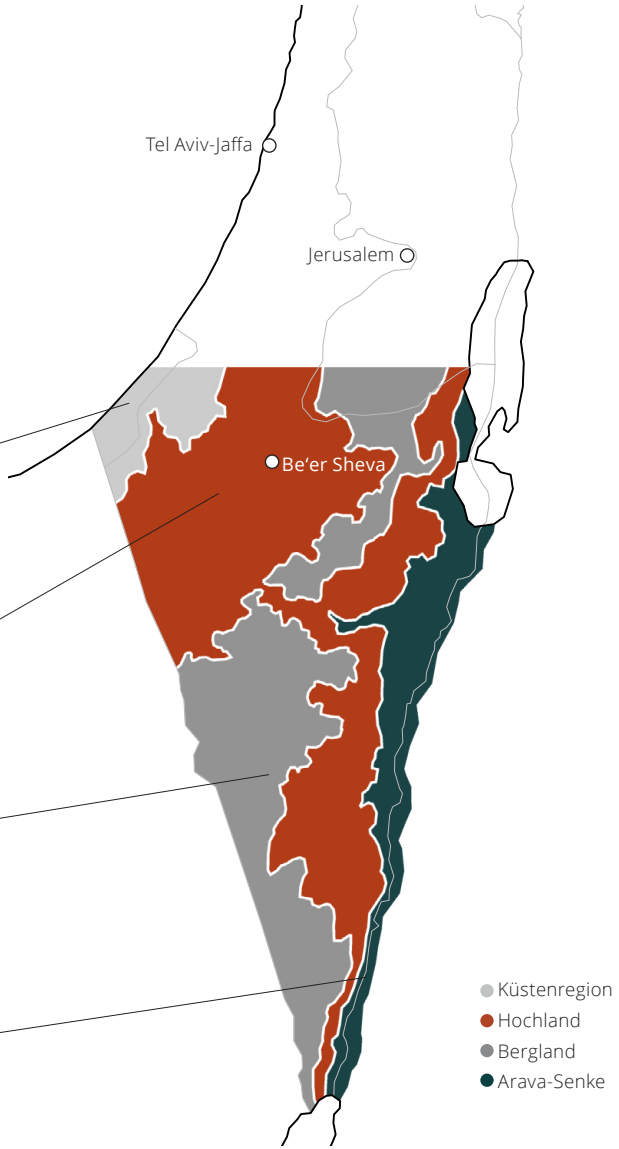
3.2.1 GEOGRAPHIE UND KLIMA

Die Negev-Wüste nimmt mehr als die Hälfte des israelischen Staatsgebietes ein. Im Südwesten bildet sie die politische Grenze zu Ägypten die Trennlinie zur Sinai-Wüste, im Südosten stellt die Arava-Senke eine natürliche Grenze zu Jordanien dar. Im Norden geht der Negev allmählich in ein niederschlagsreicheres Hügelland über, die Grenze ist nicht exakt definiert. Dadurch ergibt sich eine dreieckige Form. Insgesamt ist die Region durchzogen von mehreren *wadis* [arab.: ausgetrockneter Flusslauf], die sich nur bei Regenfall mit Wasser füllen. Sie entwässern das Gebiet in Richtung des Mittel- oder Toten Meeres. Es existieren keine dauerhaft wasserführenden Flüsse. Durchschnittlich übersteigt der jährliche Niederschlag 200 mm nicht, besonders im südlichen Teil kann er deutlich geringer ausfallen (Shereshevski 1991: 9f.)

Topographisch und klimatisch lassen sich nach Meir (1989: 247) vier Zonen definieren:

- Der Küstenbereich im Norden ist zwischen zwei und acht Kilometer breit. Er weist ein weitgehend typisches mediterranes Klima mit warmen bis heißen, trockenen Sommern und gemäßigten, feuchteren Wintern auf. Eine dünne Sandschicht bedeckt hier die Böden, mitunter kommen Sand- und Staubstürme vor.
- Das Hochland als zweite Zone liegt zwischen 100 und 500 m über dem Meeresspiegel. Es dehnt sich über den gesamten Negev aus, Eigenschaften können daher lokal variieren. Mit Löss bedeckte Böden dominieren, vor allem der nördliche Bereich ist fruchtbar. Die Temperaturunterschiede sind größer als in Meeresnähe, die Sommer sind heiß und trocken, im Winter ist Frost möglich. Luftfeuchtigkeit und Niederschlagsmenge sind im Norden moderat, ansonsten gering.
- Zonen über 500 m Seehöhe klassifiziert Meir als Bergland. Die klimatischen Charakteristika ähneln grundsätzlich dem Hochland, wobei es häufi-

Abb. 3.22 Der Negev: Lage in Israel und Zonierung.



KÜSTENREGION

ø August [°C]		ø Januar	
max.	min.	max.	min.
30,6	20,9	15,5	7,5

Rel. Luftfeuchtigkeit (14:00): 70%

HOCHLAND

ø August [°C]		ø Januar	
max.	min.	max.	min.
33,65	19,0	17,0	6,8

Rel. Luftfeuchtigkeit (14:00): 26%

BERGLAND

ø August [°C]		ø Januar	
max.	min.	max.	min.
32,6	18,4	14,0	6,0

Rel. Luftfeuchtigkeit (14:00): 28%

ARAVA-SENKE

ø August [°C]		ø Januar	
max.	min.	max.	min.
38,5	24,0	20,1	9,5

Rel. Luftfeuchtigkeit (14:00): 30%

ger zu Schneefall kommt. Löss fehlt, es dominieren Gebirgs- und Felsformationen aus Kalkstein.

- Der tiefste Punkt der Arava-Senke im Südosten liegt 400 m unter dem Meeresspiegel. Als Teil des Großen Afrikanischen Grabenbruchs bildet sie, ausgehend vom Roten Meer, ein kontinuierliches Tal, das in das Tote Meer und den Jordangraben übergeht. Das ganze Jahr über herrschen warme bis heiße Temperaturen bei geringer Luftfeuchtigkeit und Niederschlagsmenge. Bei Regenfall kommt es regelmäßig zu Überschwemmungen.

Be'er Sheva liegt auf rund 285 m Seehöhe im nördlichen Hochland des Negev, das Klima ist heiß und semi-arid (Kottek et al. 2006: 260f.). Niederschlag ist selten und tritt vor allem im Winter auf (Israel Meteorological Service 2007). Das *Wadi Nahal Be'er Sheva* sowie weitere *wadis*, die großteils in Ost-West-Richtung orientiert sind, prägen die Topographie.

3.2.2 STADTGESCHICHTE UND STADTPLANUNG IN BE'ER SHEVA

Die Geschichte von Be'er Sheva geht bis in die Eisenzeit zurück. Die antike Siedlung *Tel Be'er Sheva* befand sich auf einem Hügel östlich der modernen Stadt (Herzog 1978: 38ff.). Die Ausgrabungen sind heute Teil des UNESCO-Weltkulturerbes. Auch im Tanach finden sich Berichte über die Stätte: Abraham und Isaak sollen im Gebiet der Stadt Brunnen gegraben

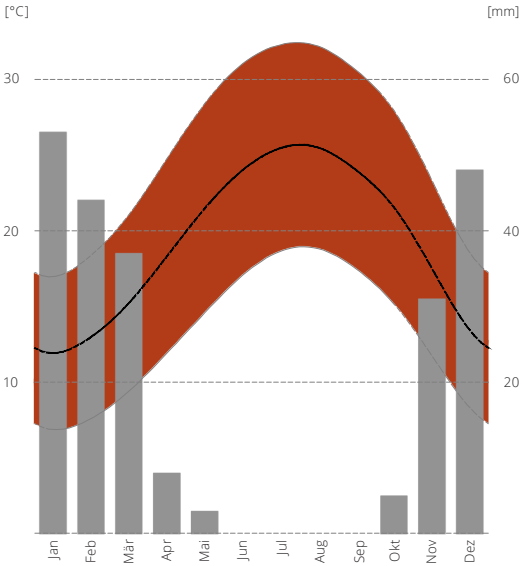


Abb. 3.23 Be'er Sheva: Temperaturdiagramm.

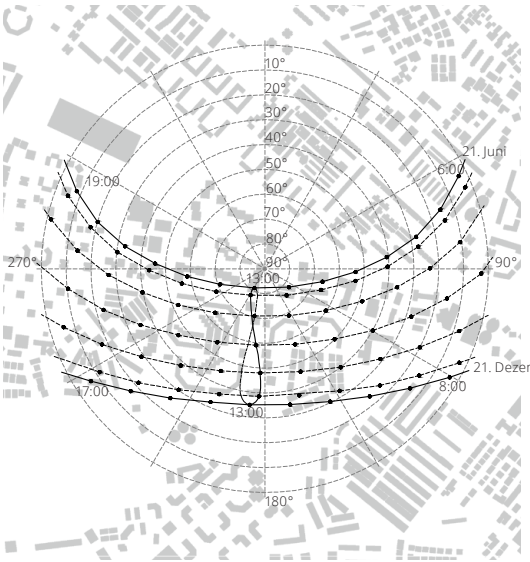


Abb. 3.24 Be'er Sheva: Sonnenstandsdiagramm.

haben (Gen 21 und 26)[23]. Be'er Sheva einer der wenigen Orte im südlichen Israel, die über natürliche (unterirdische) Wasservorkommen sowie landwirtschaftlich wertvolle Böden verfügen. Die Stadt war daher für die jeweiligen Herrscher strategisch bedeutsam (Gradus 1978: 521). Für die Legitimation der jüdischen Besiedelung spielt die Erwähnung im Tanach eine wesentliche Rolle (vgl. 3.2.3).

Die jüngere Besiedelung des Negev ging im ersten vorchristlichen Jahrhundert von nabatäischen Stämmen aus, die den Handel mit der arabischen Halbinsel kontrollierten. Die meisten Siedlungen in der Wüste scheinen auf Karawansereien basiert zu haben, die später zu permanenten Niederlassungen ausgebaut wurden[24]. Mit der römischen Eroberung zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. und der Verbreitung des Christentums entwickelte sich das Gebiet wirtschaftlich. Die Eroberung des Negev durch Perser im Jahr 615 und wenig später im Jahr 634 durch Araber schmälerte jedoch die Bedeutung der urbanen Ansiedelungen wieder. Im 8. Jahrhundert waren sie nicht mehr bewohnt (Shereshevski 1991: 2ff.). Daneben lebten Beduinen-Stämme im Negev. Sie blieben auch von den Osmanen, die das Gebiet ab 1516 beherrschten, weitgehend unbehelligt (Abu-Rabi'a 2001: 2). Be'er Sheva lag am Kreuzungspunkt einiger Verkehrs- und Handelswege, sie war bis ins frühe Mittelalter ein lokaler Handelsplatz. Mit der arabischen Eroberung verlor auch Be'er Sheva aufgrund der Randlage im Herrschaftsgebiet an Relevanz. In der osmanischen Zeit waren zunächst einzig eine Karawanserei und ein Beduinen-Markt in Be'er Sheva beheimatet (Spiegel 1966: 133; Minta 2004: 254f.).

23 *Be'er* steht für „Brunnen", *Sheva* kann sowohl „sieben" als auch „Schwur" bedeuten - nach dem Schwur, den Abraham an dieser Stelle mit einem Philisterkönig getroffen haben soll, oder nach den sieben Brunnen Isaaks.

24 Größere nabatäische Siedlungen, die bis in die byzantinische Zeit bestanden, sind Haluza, Shivta, Avdat und Mamshit. Das hier für die Landwirtschaft entwickelte Bewässerungssystem basierte ausschließlich auf Speicherung von Tau und Regenwasser (Spiegel 1966: 133). Die Ruinen der Orte sind heute Bestandteil des Weltkulturerbes „Weihrauchstraße".

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Stadt das administrative Zentrum und ein militärischer Stützpunkt der Osmanen im Negev. Im Jahr 1900 erstellten ein deutscher und ein Schweizer Architekt im Auftrag der osmanischen Herrscher den Plan einer moderne Stadt. Resultat war ein für die Region völlig atypisches Beispiel einer geplanten, regelmäßigen Stadt auf der Basis eines Rastersystems. Die Blöcke zu je 60x60 Metern wurden jeweils in vier Parzellen unterteilt und voneinander durch 15 Meter breite Straßen getrennt. Lediglich die Hauptstraße wich mit 20 Metern von diesem Muster ab. Strukturell wies die Stadt Übereinstimmungen mit dem hippodamischen System antiker griechisch-römischer Städte auf, das auch im Zeitalter des Kolonialismus häufig für Stadtgründungen angewandt wurde[25]. Städtebaulich versuchten die Planer durch Nordost-Südwest-Ausrichtung des Rasters, die vorherrschende Windrichtung zu nutzen. Klimatisch und landwirtschaftlich stellte die Lage im Tal allerdings einen Nachteil dar, kühlere Höhenlagen und der wertvolle Lössboden in der Senke konnten nicht genutzt werden. Insgesamt scheinen also politische bzw. militärische Interessen gegenüber den zivilen Funktionen Be'er Shevas dominiert zu haben. Angelegt an der Kreuzung wichtiger Straßen, diente Be'er Sheva vor allem der strategischen Überwachung dieser Verkehrswege; durch die Rasterstruktur wurde die innere Kontrolle erleichtert (Gradus 1978: 521ff.; Minta 2004: 255ff.).

Ein bedeutender Teil der Bevölkerung Be'er Shevas kam aus Gaza und Hebron und war arabischen Ursprungs, auch Beduinen machten sich in Be'er Sheva sesshaft. Sie errichteten auf den Parzellen Häuser, die der orientalischen Tradition (vgl. 3.1.1) entsprachen: Die Grundstücke wurden mit 2-2,5 Meter hohen Mauern umgeben, um sowohl vor Umwelteinflüssen zu schützen, als auch Privatheit sicherzustellen. Die Häuser waren meist eingeschoßig und aus lokal gewonnenem Stein, sie gingen mit charakteristischen Methoden auf das Wüstenklima ein: Dicke Mauern beugten der Überhitzung des Hauses vor; die Räume waren auf den Innenhof ausgerichtet, während nach außen hin nur wenige Öffnungen ausgeführt werden. Die scheinbar starren Parzellen und parallelen Straßen boten weitgehende Flexibilität in der Bebauung. Westliche Planungs- und östliche Bauprämissen fusionierten weitgehend harmonisch. (Shadar 2004a: 29f.). In der britischen Mandatszeit entstanden Plätze für Markt oder Handel, die Grundstruktur des Planes wurde beibehalten (Minta 2004: 258). Insgesamt wies die Stadt während der osmanischen und britischen Herrschaft kaum mehr als 5000 Bewohnerinnen und Bewohner auf. Nach dem israelischen Unabhängigkeitskrieg hatten diese Menschen die Stadt verlassen. Viele Gebäude blieben erhalten (Spiegel 1966: 133).

Die britische Mandatsmacht zeigte kein Interesse, eine größere Konzentration von Jüdinnen und Juden

25 Viele amerikanische und afrikanische Städte beruhen auf orthogonalen Systemen. In der Umgebung Palästinas sind beispielsweise Port Said in Ägypten oder Khartum im Sudan zu nennen (Minta 2004: 256).

Abb. 3.25 Karte Be'er Sheva: Der antike *Tel Be'er Sheva* und die osmanische Stadt.

Abb. 3.26 Die Ausgrabungen auf dem *Tel Be'er Sheva*.

Abb. 3.27 Das osmanische Be'er Sheva ist durch eine Rasterstruktur, innerhalb der Hofhäuser errichtet wurden, geprägt.

im Negev zuzulassen (Kark & Frantzman 2012: 65), die schwierigen Bedingungen der Umgebung erschwerten eine Ansiedlung zusätzlich. Vor 1948 wurde kein Versuch unternommen, eine jüdische Stadt im Negev zu gründen. Lediglich eine geringe Anzahl kleinerer landwirtschaftlicher Siedlungen[26] entstand im nördlichen und westlichen Teil der Wüste (Efrat 1989: 62).

DÖRFER UND GÄRTEN - BE'ER SHEVA UND DER SHARON-PLAN

Nach der Unabhängigkeitserklärung kamen bis 1951 fast 700 000 Jüdinnen und Juden vor allem aus Europa und arabischen Staaten nach Israel (Shadar 2004a: 31). Kulturelle und symbolträchtige Aktivitäten wie die Gründung nationaler Institutionen beschränkten sich auf Jerusalem. In den anderen Teilen des Landes lag der Fokus - je nach Standpunkt - auf Besiedlung bzw. Kolonialisierung. In Be'er Sheva wurden die Neuankömmlinge zunächst in den verlassenen Häusern der Altstadt sowie in ma'abarot untergebracht. Der Sharon-Plan sah einen Ausbau der Stadt zu einer Development Town und zum regionalen Zentrum des Negrv vor (Minta 2004: 258).

Für Be'er Sheva waren sechs neue Nachbarschaften konzipiert, die in scheinbar lockerer Anordnung und geringem Verdichtungsgrad für jeweils rund 5 000 - 10 000 Menschen ausgelegt waren. Auch die Altstadt war als Wohnviertel vorgesehen (Spiegel 1966: 140). Die Einheiten waren voneinander durchweg unabhängig und sollten alle grundlegenden Bedürfnisse der Bevölkerung effizient befriedigen. Öffentlichen Einrichtungen hatten als architektonische Solitäre eine zentrale Position. Die organische Straßen- und Wegführung sowie der geplante große Anteil an Grünflächen unterschieden die neuen Stadtteile von den alten Strukturen, voneinander sollten die Nachbarschaften durch *wadis* oder Grünflächen getrennt sein. Nicht nur konzeptuell erinnerten die Nachbarschaften an *Kibbuzim* (vgl. 3.1.3), auch die Grundrisse basierten auf den kooperativen Siedlungen. Die ersten Einheiten - *Aleph*, *Beth* und *Gimel* - kennzeichneten zentrale Nachbarschaftszentren, die von einem Ring aus höheren, meist dreigeschossigen Gebäuden umgeben waren. Nach außen hin dominierten in *Aleph* und *Beth* niedrigere, meist freistehende Wohnhäuser; in *Gimel* akzentuierten hohe Wohnblöcke am Rand die Grenze. Allein schon aufgrund des trockenen Wüstenklimas ließen sich jedoch im Negev weder das zionistische Agrar-Ideal noch die auf den Plänen leuchtend grün gefärbten Garten- und Parkflächen in die Realität umsetzen (Minta 2004: 262ff.).

Erika Spiegel (1966: 140) beschreibt Be'er Sheva daher als „Musterbeispiel einer Fehlplanung", sie hebt die „Diskrepanz zwischen Modell und landwirtschaftlicher und klimatischer Wirklichkeit" hervor. Ausgedehnte Freiflächen ohne Schatten, das Fehlen

26 Diese Siedlungen folgten dem *homa-u-migdal*-Prinzip [hebr.: Mauer-und-Wachturm]. Vorgefertigte Zaun- und Turmelemente wurden möglichst rasch durch Pioniertrupps an ausgewählten Stellen platziert, womit für die nachfolgenden Siedlerinnen und Siedler Sicherheit gewährleistet war. Diese konnten dann *Kibbuzim* oder *Moshavim* aufbauen. Die Bedeutung der politischen Agenda sowie sicherheitstechnischer und militärischer Aspekte überwog die der architektonischen Qualität (Minta 2004: 274; Rotbard 2003: 42ff.).

Abb. 3.28 Karte Be'er Sheva: Die Konzeption der Stadt als *New Development Town* im Sharon-Plan.

Abb. 3.29 Die erste errichtete Nachbarschaft *Aleph* ist eine charakteristische Gartenstadt-Siedlung mit niedriger Verdichtung und geschwungenen Linien.

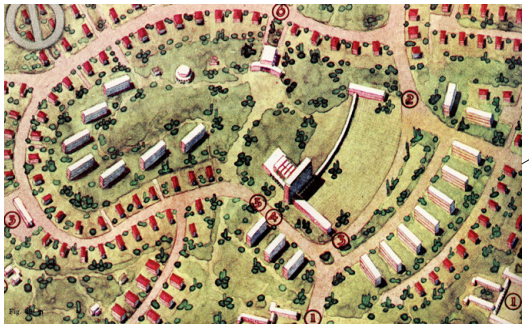


Abb. 3.30 Die Freiräume sind in den Plänen und Zeichnungen in leuchtendes Grün getaucht. Die Realität des wüstenartigen Klimas brachte eher karges Braun hervor.

von Bäumen und anderen Pflanzen, kaum Schutz vor Sandstürmen und der ökonomisch nicht vertretbare Mangel an Dichte sind auch Ergebnis der Konzeption. Die Verbreitung von „Gebäude[n] ohne Eigenschaften“ (Efrat 2011: 7) prägt das Erscheinungsbild israelischer Städte generell und Be’er Shevas speziell. Die Industrialisierung des Bauwesens befand sich noch in ihrer Anfangsphase, dennoch erfolgten bereits Experimente im Massenwohnungsbau: Ganze Wohneinheiten wurden präfabriziert und serielle Bauweisen erprobt, modulare Systeme und das prototypische Modell des wachsenden Hauses entstanden: Einwanderungs- und Finanzierungsdruck bedingten sehr kleinen Wohnungen, die später konsolidiert und vergrößert werden sollten. Was in der Theorie sinnvoll klang, ließ sich praktisch schlecht umsetzen. Die Architektur war monoton, die geringe technische Qualität der Bauwerke führte schon nach wenigen Jahren zu einem desolaten Zustand. An eine Erweiterung war kaum zu denken (Minta 2004: 266ff.; Shadar 2004b: 172ff.). Wie in den übrigen *New Development Towns* äußerte sich in Architektur und Städtebau Be’er Shevas darüber hinaus auch die Kluft der israelischen Gesellschaft: Immigrantinnen und Immigranten hatten kaum Mitspracherecht, ihre Gewohnheiten fanden keine Berücksichtigung.

DÖRFER UND STRASSEN - PARADIGMENWECHSEL IN DER PLANUNG

> *One must first comprehend what a town, as a place of living and working, truly is. The town thrives on diversification, competition, and the integration of competing or opposite elements. In the course of the attempts to balance or relate the diverse elements to each other, life gains a new dimension and becomes urban life. (Glikson zit. n. Downie 1971)*

Der israelische Architekt Arthur Glikson analysiert hier nicht nur die wesentlichen Merkmale einer Stadt, sondern auch die fundamentalen Mängel der bisherigen Planungen. Das introvertierte, diskontinuierliche Gefüge verhinderte das Entstehen jeglicher Urbanität. Monotone Bauten prägten das Bild und trugen nicht zur Identitätsstiftung bei.

This planning forced a ‚greenness‘ upon desert land that did not suit it, and forced dwellings and a way of life upon immigrants from Asia and Africa that contradicted their original culture. (Shadar 2004a: 34)

Der Dogmatismus der Anfangszeit erschöpfte sich einige Jahre nach der Staatsgründung. Nach und nach rückten die Menschen, nicht abstrakte Ideale in den Fokus des *Housing Department*. Neue Masterpläne wurden angelegt. „Contrary to the past, when the plan was adjusted to suit the vision, the current plan attempted to use reality as a starting point while correcting the faults of the previous plan." (Shadar & Oxman 2003: 258) Klar war, dass das Konzept der Gartenstadt und das Wüstenklima unvereinbar waren. Klar war auch, dass mit der geringen Dichte ein untragbarer ökonomischer Aufwand verbunden war. Das Ideal der intimen Nachbarschaften als soziales Organisationsprinzip und Gegensatz zur anonymen Großstadt blieb hingegen bestehen. Die Planerinnen und Planer sahen in den introvertierten Segmenten nach wie vor ein probates Instrument, um eine vereinte Gesellschaft zu formieren (Shadar & Oxman 2003: 253ff.).

Der neue Masterplan für Be'er Sheva wurde 1966 publiziert. Seine Ziele entsprachen im Wesentlichen denen des Nationalplans 1951: Die Stadt war als regionales Zentrum des Negev konzipiert. Für das Jahr 2000 wurde eine Bevölkerung von rund 250 000 Menschen angestrebt; Handel, Industrie und öffentliche Einrichtungen sollten gefördert werden. Geändert hatten sich allerdings die Mittel: Spielte Landwirtschaft bei Arieh Sharon (1951: 58) noch eine tragende Rolle, berücksichtigte sie der neuen Plan nicht mehr. Insbesondere der hohe Grad an Zersiedelung und die asymmetrische Entwicklung der Stadt wurden als Problem wahrgenommen. Im Mittelpunkt des urbanen Lebens stand - anders als im Sharon-Plan vorgesehen - nach wie vor die osmanisch-palästinensische Altstadt. Um das zu beheben, schlug das Planungsteam folgende Maßnahmen vor:

- Nachverdichtung und Steigerung der architektonischen Qualität in bestehenden Stadtteilen sollten leere Flächen minimieren und ein urbanes Erscheinungsbild forcieren.
- Neue Viertel im Norden und Nordwesten dienten der Korrektur der asymmetrischen, einseitigen Entwicklung, die Gründung einer innerstädtisch gelegenen Universität sollte Leben in die Stadt bringen. Zwischen Altstadt und dem neuen wirtschaftlichen und öffentlichen Zentrum der Stadt (*Central Business District*) waren Koexistenz und programmatische Abstimmung vorgesehen.
- Die Funktionalität des Straßennetzes sollte durch eine Hierarchisierung verbessert, motorisierter und nicht-motorisierter Verkehr strikt getrennt werden (Laor 1970: 3.36ff.).
- Relativ hohe Dichte anstatt aufgelockerter Bebauung; schematisierte, orthogonale Straßen anstatt plakativer, pseudo-organischer Wege - die Abgrenzung zu den Gartenstadt-Ideen war offensichtlich und entsprach internationalen Tendenzen. Ande-

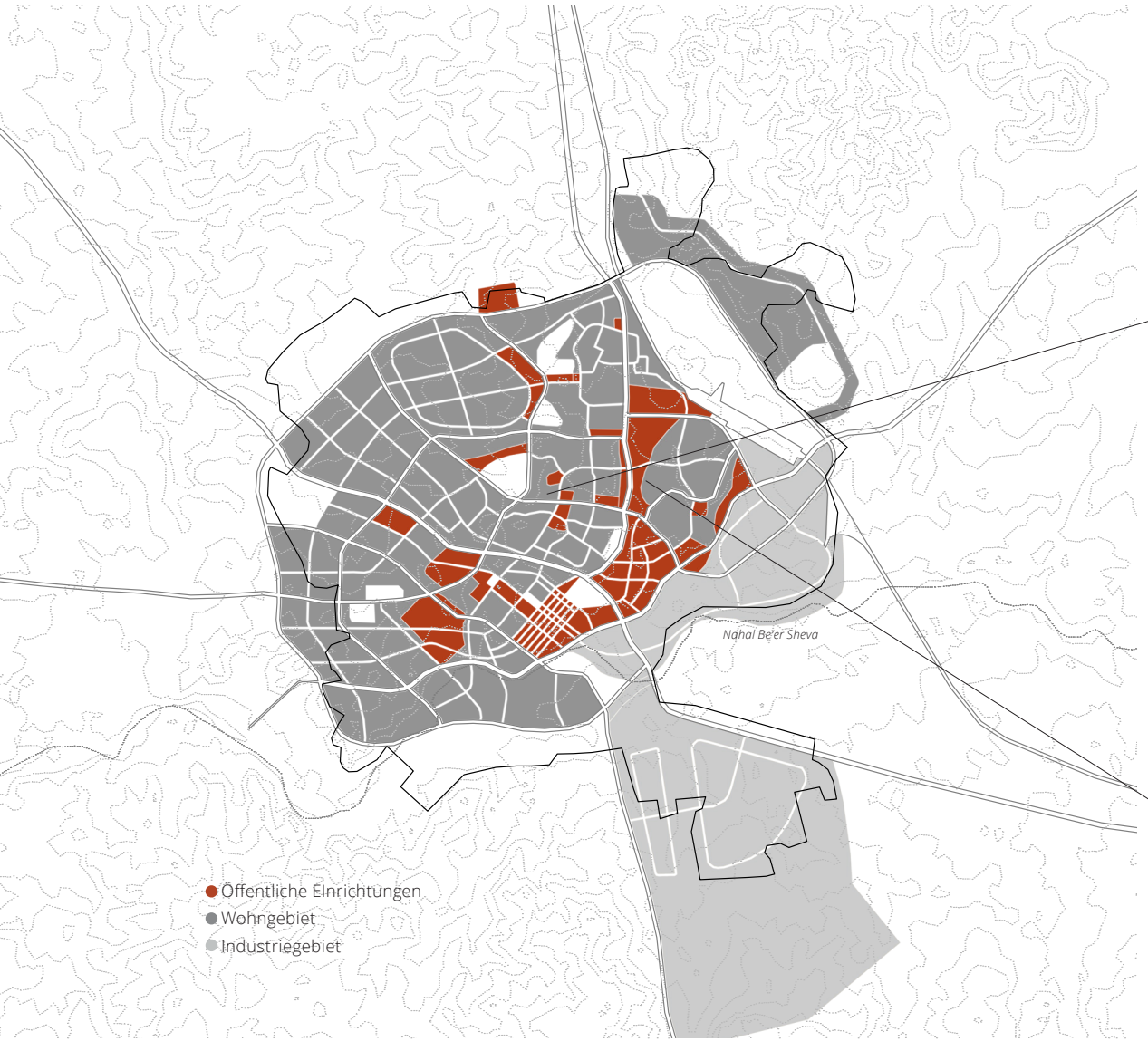


Abb. 3.31 Karte Be'er Sheva: Der neue Masterplan für Be'er Sheva aus dem Jahr 1966.

Abb. 3.32 Die Gartenstadt-Nachbarschaften waren monoton und unzusammenhängend, urbaner Charakter konnte nicht entstehen.

Abb. 3.33 Auch durch öffentliche Einrichtungen wie der Ben-Gurion-Universität oder das hier abgebildeten Soroka-Krankenhauses sollte Be'er Sheva aufgewertet werden.

rerseits zeigte sich noch immer der unablässige Wille, für jede Planungsaufgabe - seien es Städte, Nachbarschaften oder Wohnungstypen - Idealmodelle zu finden. Der Masterplan für Be'er Sheva diente dem *Housing Department* als Idealbeispiel und Muster für andere Städte. Der Wunsch nach Vereinheitlichung und Vereinfachung blieb bestehen (Minta 2004: 293f.).

In dieser Zeit stechen einige architektonische Projekte wie die *Beit Diroth* [hebr.: Schubladen-Häuser] und *Beit Piramidoth* [hebr.: Pyramiden-Häuser] besonders hervor. In den Hochhäusern sorgen versetzte, nach oben offene Erkerstrukturen für gegenseitige Verschattung und privaten Außenraum, der Assoziationen zu traditionellen Höfen weckt. Auch in den pyramidenförmig gestapelten Zeilenbauten sind Zugeständnisse an das Klima erkennbar: Ein verschatteter interner Gang ist das Rückgrat der Gebäude und dient als Verkehrs- und Kommunikationsraum. Von jeweils drei geplanten Häusern wurde nur eines realisiert. Einen ähnlichen Ansatz zeigt der *Merkaz Ha'Negev* [hebr.: Negev-Zentrum], wo sich Wohnungen, Büros und öffentliche Einrichtungen ebenfalls auf eine innere, überdachte „Straße" orientieren (Minta 2004: 315ff.; Meir 1992: 4f.). Die Modellsiedlung *Shchuna Le-Dugma*, die im Fokus von Kapitel 4 steht, zählt ebenfalls zur Gruppe dieser unkonventionellen Typologien.

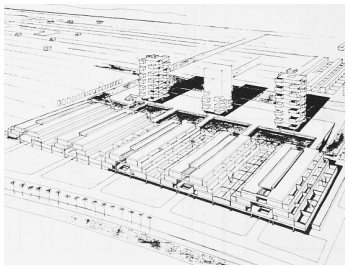


Abb. 3.34 *Beit Diroth* und *Beit Piramidoth.*

Abb. 3.35 *Beit Diroth.*

Abb. 3.36 *Merkaz Ha'Negev.*

Im Allgemeinen ist die Entwicklung Be'er Shevas in den 60er und 70er Jahren aber weiterhin durch standardisierte Lösungen geprägt. Vorfertigung führte zu monotoner Bebauung, das strikt getrennte Verkehrssystem resultierte in vielen „toten", wenig genutzten Flächen. Die Nachbarschaften waren nun zwar mitunter nicht mehr durch Grün- oder Steppenzonen, sondern durch üppig dimensionierte Straßen getrennt, aber: „Be'er Sheva, like other cities in Israel, remained equal to the sum of its neighborhoods" (Shadar & Oxman: 2003: 259), ohne wechselseitige Beziehung der Einzelelemente entstand keine übergeordnete Dimension, keine Urbanität. Die Hochhaus-Typologie verbreitete sich und sorgte für bessere Flächenausnutzung, führte aber auch zu klimatischen Schwierigkeiten. In den 80ern erfolgte zunehmend eine Individualisierung der Gesellschaft. Viele zahlungskräftige Bewohnerinnen und Bewohner wanderten in das Zentrum und den Norden Israels oder in eine der Satellitenstädte und -siedlungen, die rund um Be'er Sheva entstanden, ab. Die bestehenden Nachbarschaften verloren dadurch weiter an Qualität. Rund um die Stadt kam es zu einer Suburbanisierung, erneut mit geringer Verdichtung. Die Funktionstrennung der Erschließung nahm schließlich zugunsten einer Rückkehr zu „traditionellen", multifunktionalen Straßen ab (Meir 1992: 5f.). Auch in neuerer Zeit ist Be'er Sheva allerdings durch Immigration (v. a. aus Russland) geprägt. Ganze Stadtviertel wurden neu gegründet und

Abb. 3.37 Karte Be'er Sheva: Be'er Sheva in der Gegenwart.

Abb. 3.38 Große Teile im Zentrum Be'er Shevas sind nach wie vor durch wenig abwechslungsreiche Massenwohnbauten geprägt.

Abb. 3.39 Die Hofhäuser der osmanischen Altstadt sind teilweise erhalten, die Rasterstruktur ist trotz vieler Überformungen noch erkennbar.

oft durch ethnisch weitgehend homogene Gruppen besiedelt (Yiftachel, Goldhaber & Nuriel 2013: 232). Die neueste Nachbarschaft *Ramot* beispielsweise ist aus freistehenden Wohnblocks und Einfamilienhäusern zusammengesetzt und durch eine Bahnlinie vom Stadtzentrum getrennt. Das Risiko der Isolation bleibt bestehen.

3.2.3 CONQUEST OF THE DESERT[27]

Der Negev spielte im Sharon-Plan eine tragende Rolle. Die Besiedelung der ausgedehnten Wüstenregion war eine pragmatische Reaktion auf die Massenimmigration: Ein substanzieller Teil der neuen Israelis sollte hier absorbiert werden, das im Unabhängigkeitskrieg gewonnene Territorium gesichert und in den Staat inkludiert werden[28]. Aus wirtschaftlicher Sicht waren mineralische Ressourcen und die Verbindung mit Eilat am Roten Meer wichtig (Efrat 1989: 63).

Aus ideologischer Sicht war das allerdings nur die halbe Wahrheit: Wie so oft im Zionismus entwickelte David Ben-Gurion, der erste Ministerpräsident Israels, eine Argumentationslinie, die sich auf geschichtliche Rückbezüge stützte: Der Negev sei Bestandteil Samarias und Judas, also des Landes der biblischen Israeliten. Als solches sei er den Jüdinnen und Juden von Gott verheißen und die militärische Eroberung gerechtfertigt. Gleichzeitig gab Ben-Gurion vor, dass das Gebiet unbesiedelt sei und vollkommen brach liege. Die Pionierleistungen, die eine Kultivierung der Wüste erforderten, sah er daher als Fortsetzung der Aktivitäten ihrer Ahnen (Ben-Gurion zit. n. Minta 2004: 277). „Making the desert bloom" (Shadar 2004a: 32): Diese Forderung des Zionismus konnte bis auf Isaak zurückgeführt werden, der im Negev Brunnen gebaut hatte. Sie war aber auch auf die Zukunft orientiert: Biblische Prophezeiungen verknüpfen das Erblühen der Wüste mit der Ankunft des Messias (Jes 35).

Die Darstellung des Negev als leeres Land widersprach der Realität. Wie schon seit vielen Jahrhunderten besiedelten auch während der britischen Mandatszeit Beduinenstämme das Gebiet; nur dürften durch die nomadische Lebensweise die Eigentumsverhältnisse nicht denen in Europa entsprochen haben. Zusätzlich zur oben ausgeführten religiös-historischen Legitimation bot sich hier die Möglichkeit einer weiteren, pseudo-juristischen Rechtfertigung für die Kolonialisierung des scheinbar besitzerlosen Landes (Abu-Sitta 2003: 35)[29]. Im israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 wurden die Beduinen mehrheitlich nach Gaza, Ägypten, Jordanien und in das Westjordanland vertrieben. Lediglich rund 20-30 Prozent bzw. 11.000 verblieben im Land und wurden gezwungen, sich im *Siyag* [arab.: Grenze, Zaun], einer militärisch kontrollierten Zone nördlich und nordöstlich von Be'er Sheva, niederzulassen. Der Versuch, sie in sieben Städten zu konzentrieren, gelang nur teilwei-

27 „Conquest of the Desert" war der Titel einer 1953 in Jerusalem abgehaltenen Ausstellung, bei der die Frage der Eroberung und Besiedelung der Wüste aufgriffen wurde (Minta 2004: 269).

28 Der Teilungsplan sprach Teile des Negev inklusive Be'er Sheva ursprünglich dem arabischen Staat zu (vgl. 2.1.3).

29 Nach osmanischem Recht, das auch im britisch regierten Palästina noch galt, war es erlaubt, Gebiete ohne Besitzerin oder Besitzer zu beanspruchen, indem man sie kultivierte (Abu-Sitta 2003: 35; Minta 2004: 272). Nicht nur die Entwicklung israelischer Architektur- und Planungskonzepte, sondern auch die praktische und ideologische Argumentation der jeweiligen Schritte schienen durch Eklektizismus geprägt zu sein.

Abb. 3.40 Poster zur Ausstellung „Conquest of the Desert". Die Blume in der Faust steht sinnbildlich für das Ziel, die Wüste erblühen zu lassen.

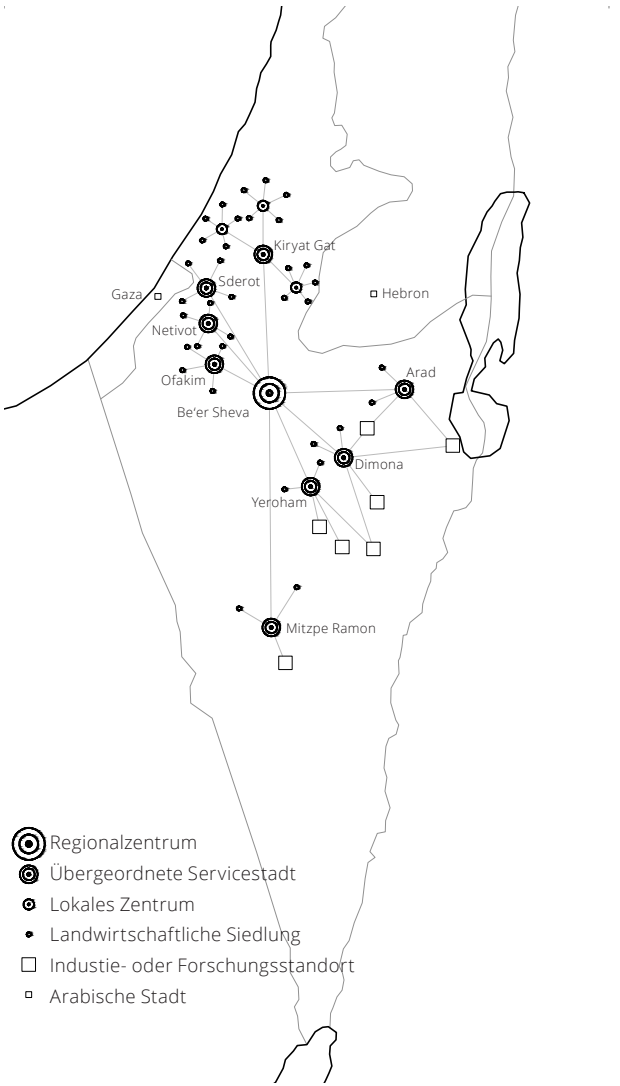
se: Viele „illegale" Siedlungen entstanden. Bis heute herrscht eine feindselige Haltung, die israelischen Behörden verwehren einem Großteil dieser Dörfer die rechtliche Anerkennung (Yiftachel, Goldhaber & Nuriel 2013: 230ff.).

Der Schwerpunkt der jüdischen Kolonisation lag angesichts der klimatischen Umstände sowie der großen Anzahl an Neuankömmlingen auf der Gründung von *Development Towns*. Neben Be'er Sheva wurden entsprechend des existierenden Straßennetzes und der Rohstoffvorkommen sieben weitere Städte implementiert (Yiftachel, Goldhaber & Nuriel 2013: 231). Bis 1951 entstanden einige *Kibbuzim* und *Moshavim*, den fehlenden Bewässerungsmöglichkeiten konnte jedoch auch der Pioniergeist der zionistischen Führung nichts entgegensetzen. Urbane Siedlungen waren für den Negev geeigneter als landwirtschaftliche (Spiegel 1966: 136).

3.2.4 GEPLANTE UTOPIE, GEBAUTE REALITÄT

Die religiöse Geschichte Be'er Shevas lässt sich bis auf das Alte Testament zurückführen. Für die Legitimation der zionistischen Inbesitznahme war diese Tatsache relevant, für die städtebauliche und architektonische Gestaltung nicht: Die Planung bezog sich weder auf den biblischen noch den palästinensischen Ort, sie negierte lang das Wüstenklima gleichermaßen wie die unterschiedliche kulturelle Prägung der

Abb. 3.41 Schematische Darstellung der Implementierung des Systems der zentralen Orte im Negev.



zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner. Vielmehr war ein imaginärer, utopischer Ort, der westliche Prägung und zionistische Ideologie vereinte, für die Konzeption wesentlich. „Be'er Sheva, like the other new Israeli cities, was not planned in accordance with *the* ‚place'. […] Instead, Be'er Sheva was planned in accordance to *a* ‚place', a Zionist-conscious ‚place', an imaginary ‚place' that existed in the minds of the planners […]." (Shadar 2004a: 35, Hervorh. d. Verf.)

Dass diese dominante Herangehensweise, die auf Details kaum Rücksicht nahm, weitgehend nicht zu den gewünschten Ergebnissen führte, wurde dargelegt. Erinnert man sich an die in Abschnitt 2.3.1 angedeuteten Theorien über die Entstehung eines *sense of place*, einer identifizierbaren Umwelt, wird auch klar, warum: Norberg-Schulz erkennt die Rolle von Erinnerungen und Bildern, die aus einem mathematisch beschreibbaren Raum einen Ort machen, der mit Bedeutung aufgeladen ist. Lefebvre beschreibt den *lived space* als Raum, in dem die materielle Dimension mit Symbolen und Bildern überlagert wird. Die Verinnerlichung der zionistischen Ideologie durch Planerinnen und Planer war also nicht ausreichend: Ausschlaggebend waren auch die Einstellung und die Hintergründe der Nutzerinnen und Nutzer der neuen Siedlungen (Shadar 2004a: 34f.). Be'er Sheva war zunächst als ideologischer Ort konzipiert, als räumliche Repräsentation des Zionismus mit seiner Affinität zur Landwirtschaft. Weder entsprach die ursprüngliche Planung dem physischen Ort, also der Negev-Wüste und ihren klimatischen Bedingungen, noch ging das Konzept der meist schon in Israel etablierten Planerinnen und Planer auf die Neuankömmlinge als eigenständige Individuen ein. Wie gesagt wurde, kamen viele Jüdinnen und Juden nach 1948 nicht primär aus Überzeugung, sondern aus purer Not nach Israel. Daraus sollte nicht pauschal gefolgert werden, dass diese Menschen mit dem Zionismus nichts anfangen konnten. Sie sahen allerdings oft keine Veranlassung, ihre Traditionen vollständig abzulegen und sich in den Dienst des Zionismus zu stellen. „The ‚conscious place of the ‚inhabitants' did not match the ‚conscious place' outlined by the city planners […]." (Shadar 2004a: 35) Die Missachtung der Kultur und die räumliche Benachteiligung der Immigrantinnen und Immigranten führten nicht zur Bildung einer gemeinsamen Identität, sondern zu einer weitgehenden Segmentierung des Raumes, zu wenig Kontakt zwischen verschiedenen *ethno-classes* und zu teilweise rivalisierenden Identitäten (Yiftachel 1999: 375). Diese Probleme waren nicht auf Be'er Sheva beschränkt: Sie waren ein gesamtisraelisches Phänomen, das die *New Development Towns* charakterisierte.

Die „Homogenisierung der israelischen Gesellschaft" (Minta 2004: 284) musste auf anderen Wegen gelingen. Neue Modelle negierten kulturelle, ethnische, auch religiöse Unterschiede der Immigrantinnen und Immigranten nicht und nahmen Rücksicht auf Topographie und Klima. Lokale Verbesserungen sollten zuerst die Identifizierung mit dem Wohnort und erst in der Folge ein Gefühl der nationalen Zugehörigkeit forcieren. In den meisten *Development Towns* begnügten sich die Planerinnen und Planer mit der Erstellung neuer Masterpläne, die sich mit Zonierung und Dichte beschäftigten. In Be'er Sheva entstanden zusätzlich neue Siedlungs- und Wohnmodelle (vgl. 3.2.1). Die Stadt im Negev bekam einen Ruf als Laboratorium der israelischen Architektur, Experimente wie die *Model Neighbourhood* ließen eine Richtungsänderung am Weg zu einer kollektiven Identität erkennen.

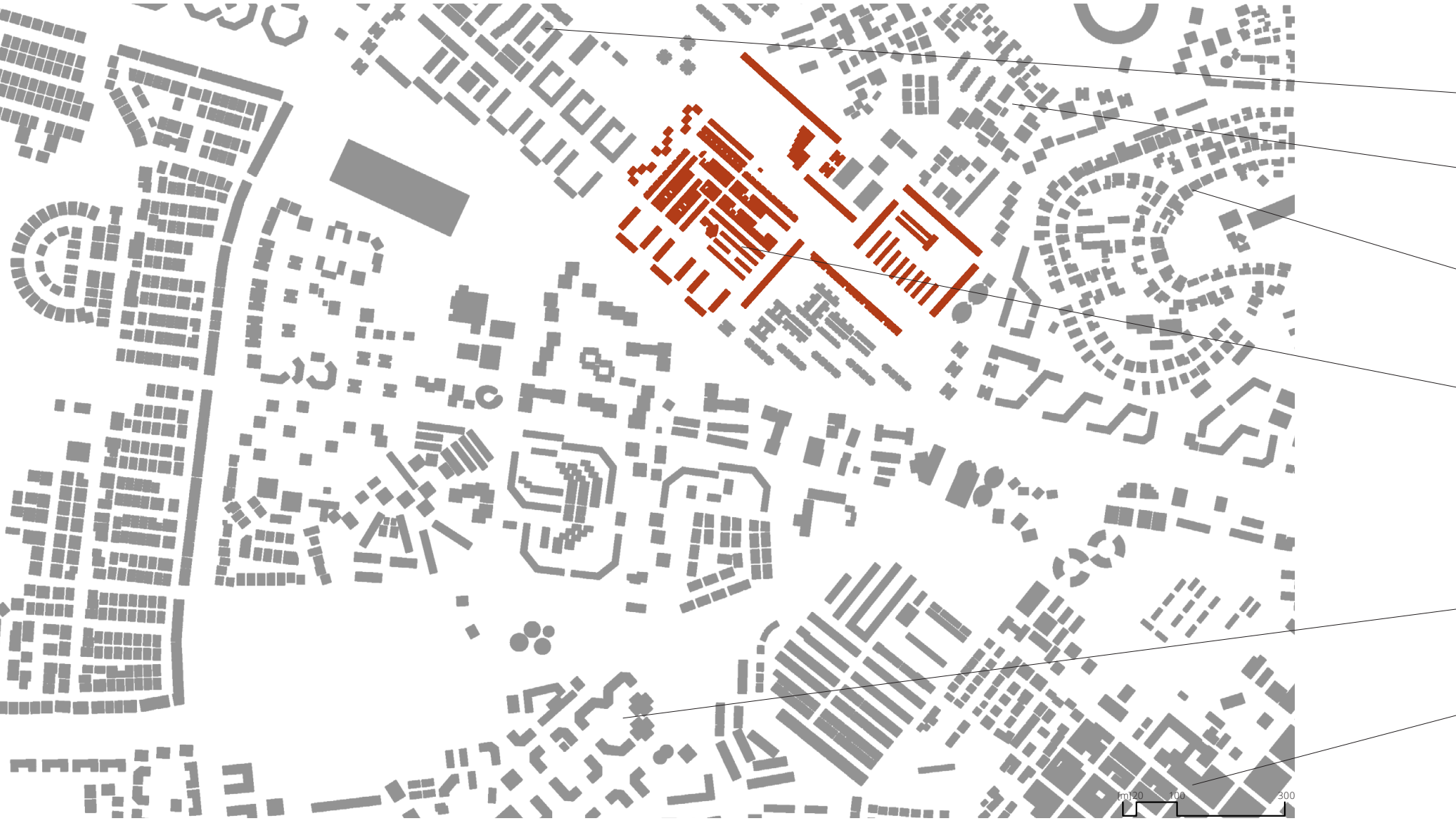

[m] 20
100
300

Abb. 3.42 (vorherige Seite) Bebauungsstruktur des Bezirks Hei und der umliegenden Stadtteile.

Abb. 3.43 (links) Viele Gebäude Be'er Shevas erinnern an Le Corbusiers *Unité d'Habitation*. Präfabrizierte Zeilenbauten auf *pilotis* sind weit verbreitet.

Abb. 3.44 (rechts) Im Zentrum der Stadt existieren auch teilweise exzentrische, teilweise konventionelle Einfamilienhäuser.

Abb. 3.45 (links) *Aleph*: In *Aleph* dominiert eine offene Bauweise; die geschwungenen Linien aus dem Sharon-Plan sind erkennbar.

Abb. 3.46 (rechts) *Model Neighbourhood*: Die Bebauung ist hier dichter, die orthogonale Ausrichtung ist - wie in der Altstadt, auf die Hauptwindrichtung Nordost-Südwest (Minta 2004: 256) abgestimmt.

Abb. 3.47 (links) Jüngere Gebiete sind durch Hochhäuser geprägt, brachliegende Restflächen existieren aber verteilt in der ganzen Stadt.

Abb. 3.48 (rechts) Altstadt: Die Rasterstruktur ist erhalten geblieben, die Hofhäuser aber mitunter durch andere Bauten ersetzt worden.

4 SHCHUNA LE-DUGMA
FELDFORSCHUNG IN EINER ISRAELISCHEN MODELLSIEDLUNG

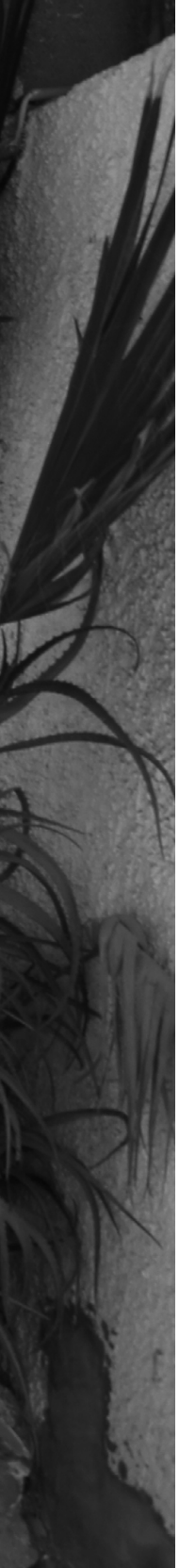


Abb. 4.1 *Mish'ol Girit* in der *Model Neighbourhood.*

4.1 EINLEITUNG

Eine Feldstudie in einer Nachbarschaft in Be'er Sheva dient als Beispiel, um die Grundlagen und Auswirkungen der Beziehung Architektur und Identität konkret zu erforschen. Aufbauend auf die theoretischen Überlegungen ist das Ziel, einen detaillierten Einblick in die praktische Realität zu bekommen.

Die *Shchuna Le-Dugma* [hebr.: Mustersiedlung] oder *Model Neighbourhood* ist diesbezüglich prädestiniert, weil der Aufbau einer eigenen, gemeinsamen Identität explizit ein Planungsziel war. Dadurch lassen sich auch etwaige Unterschiede in Konzeption und Realität überprüfen. Daneben waren, wie sich zeigen wird, auch lokale Charakteristika des Ortes und das Eingehen auf eine spezifische Bevölkerungszusammensetzung wichtige Themen. Obwohl die Quellenlage nicht üppig ist, gibt eine Publikation des israelischen Wohnbau-Ministeriums (Golani & Schwarze 1970: 4.72ff.) Einblick in die Motive der Planer: In diese Publikation ist eine Evaluierung der Zufriedenheit von Bewohnerinnen und Bewohnern inkludiert, die 1965, kurz nach dem Bau der Siedlung, erstellt wurde. Auch Publikationen der israelischen Architektin Hadas Shadar und der deutschen Architektur- und Kunsthistorikerin Anna Minta gehen detailliert auf die Geschichte und Hintergründe der Nachbarschaft ein. Rezente Arbeiten, die sich im Speziellen auch mit dem Thema der Identität und den Einschätzungen der Bewohnerinnen und Bewohner beschäftigen, existieren allerdings nicht.

Durch die empirische Forschung soll der gegenwärtige bauliche und soziale Zustand der *Model Neighbourhood* untersucht und mit den Ergebnissen der älteren Studie in Bezug gesetzt werden. Thematisch bzw. zeitlich vergleichbare Beispiele stellen in der Ausarbeitung einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis und zur Kontextualisierung der Erkenntnisse dar. Die Arbeit bezieht sich daher unter anderem auf vernakuläre Bauweisen und Organisationsprinzipien, sowie auf Projekte des Team 10, deren Einfluss auf die *Model Neighbourhood* sichtbar ist.

4.2 ZUR KONZEPTION DER EMPIRISCHEN STUDIE

4.2.1 HERANGEHENSWEISE UND AUFBAU

Die Auswahl des Beispiels erfolgte nach den oben genannten Überlegungen. Für die *Model Neighbourhood* ist ausreichend historisches Material vorhanden, um Aussagen über den ursprünglichen Zustand treffen zu können. Die Nachbarschaft ist nach wie vor intakt und bewohnt, sodass eine Forschung über die gegenwärtige Situation möglich ist. Gleichzeitig kann die *Model Neighbourhood* neben der inneren Untersu-

chung aufgrund chronologischer, geographischer und funktionaler Überlegungen sinnvoll in maßstäblich unterschiedlichen Kontexten betrachtet werden: Wie ist die Positionierung der Nachbarschaft in der Stadt Be'er Sheva? Kann man von regionaler Architektur sprechen, weil sich die Bauweise insbesondere auf die Besonderheiten des näheren geographischen Umfelds bezieht? Existiert so etwas wie die nationale israelische Architektur, und in welcher Verbindung steht die *Model Neighbourhood* dazu? Welche internationalen Konzepte haben Einfluss auf die Planung der Nachbarschaft gehabt?

Die Feldforschung baut im Wesentlichen auf drei Methoden[30] auf:

- Analyse und Dokumentation der Bausubstanz in konzipierter, realisierter und gegenwärtiger Form
- Teilnehmende Beobachtung
- Semi-strukturierte Interviews mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der Nachbarschaft sowie zusätzlich schriftliche Interviews mit Außenstehenden

Die Untersuchung der konzipierten und der zwischen 1960 und 1964 tatsächlich realisierten Bausubstanz basiert auf den publizierten Plänen der Architekten. Demgegenüber wird während der Feldforschung versucht zu erfassen, welche Änderungen sich dazu bis heute ergeben haben. Es geht weniger um eine exakte planliche Aufarbeitung, sondern um das Erkennen genereller Muster, die sich aus den individuellen Adaptionen ableiten.

Beobachtung und Analyse der menschlichen Verhaltensweisen im Umfeld der *Model Neighbourhood* sind eine komplementäre Maßnahme, die sich auf den Blick „von außen" stützen. Sie hat das Potential, auch unbewusste Vorgänge, die in den Interviews keine Erwähnung finden, zu erkennen und zu erklären.

Für die semi-strukturierten Interviews dient ein Fragebogen als Leitfaden. Einerseits ist die Vergleichbarkeit der Aussagen dadurch gesichert, andererseits können so auch unvorhergesehene Erkenntnisse während des Gesprächs berücksichtigt und vertieft werden. Die Struktur des Fragebogens (vgl. Anhang I) ergibt sich deduktiv aus der theoretischen Voruntersuchung. Neben einer Erhebung allgemeiner statistischer Informationen basiert er auf den drei Kategorien, die bereits in Kapitel 2.3.1 als wesentlich für das Verhältnis Architektur und Identität dargestellt wurden:

- Ort,
- Struktur, und
- Ausdruck.

Der Abschnitt „Ort" beinhaltet Fragen über die Anpassung der Architektur an klimatische und topographische Bedingungen und über die Verbindung

30 Die Konzeption der Studie erfolgte analog zu den Methoden, auf die sich Andrea Rieger-Jandl für eine Feldforschung in Samoa, Ladakh und Bali stützt (2008: 22).

zu vernakulären Bauweisen, die in besonderer Weise als angepasst gelten. Auch die Relevanz Be'er Shevas als Ort und als *New Development Town* wird eruiert. Im Teil über die „Struktur" geht es um die Wahrnehmung der gebauten *Model Neighbourhood* im Stadtraum, sowie um die Rolle ihrer einzelnen Bestandteile: Öffentliche Einrichtungen, Erschließung, und die Struktur der einzelnen Häuser. Es geht aber auch um die soziale Struktur: Empfinden die Befragten die Nachbarschaft als Kollektiv? Wie sind die Beziehungen zueinander, wie wird mit Menschen umgegangen, die neu dazustoßen? Der dritte Teil der Interviews behandelt schließlich den „Ausdruck", der interessant ist, weil die heterogen zusammengesetzten Bewohnerinnen und Bewohner nicht unbedingt über gemeinsame Traditionen verfügen. Es stellt sich daher die Frage, ob die expressive Dimension der Architektur überhaupt eine identitätsstiftende Bedeutung hat. Der generelle visuelle Eindruck der Nachbarschaft wird erhoben, und es wird untersucht, ob er etwaige Assoziationen hervorruft, ob er durch das Häusergefüge insgesamt definiert ist, oder ob einzelne Gebäude hervorstechen.

4.2.2 DURCHFÜHRUNG UND AUSWERTUNG

Die empirische Studie in Be'er Sheva wurde im April 2016 durchgeführt. Die Dokumentation und Analyse der Bausubstanz erfolgte mittels Skizzen sowie Foto- und Videoaufnahmen. Äußerlich wurde so die gesamte *Model Neighbourhood* erfasst. Das Verhalten der Bewohnerinnen und Bewohner wurde sowohl an neuralgischen Punkten der Nachbarschaft als auch an scheinbar unbedeutenden Orten beobachtet. Es fanden 25 persönlichen Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern statt, weitgehend in den eigenen Häusern der Befragten. Weil die ersten Erkenntnisse dies nahelegten, und um trotz begrenzter zeitlicher und personeller Kapazitäten ein relevantes Ergebnis zu erhalten, wurden die Gespräche nicht in der gesamten *Model Neighbourhood* geführt. Der Fokus lag auf der niedrigen, horizontal verdichteten Bebauung im Inneren der Nachbarschaft. Angestrebt wurde sowohl eine geographisch als auch gesellschaftlich repräsentative Verteilung der Interviews (vgl. Anhang II).

Abgesehen von zwei Fällen, in denen das die Befragten ablehnten, wurden alle Gespräche akustisch aufgezeichnet und in der Folge transkribiert. Die möglichst wörtliche Transkription stützt sich auf das System von Kuckartz et al. (2008: 27ff.). In den zwei erwähnten Fällen wurde während der Interviews eine nicht wörtliche Mitschrift verfasst. Auf dieser Basis wurde ein Raster angelegt, der systematisch mit den Erkenntnissen aus den 25 Gesprächen aufgefüllt wurde. Die so induktiv gewonnenen Aussagen bedeuten zwar aufgrund der Grundgesamtheit keine echte Repräsentativität, die Vergleichbarkeit der Ergebnisse ist allerdings durch diese Vorgangsweise gesichert und Trends lassen sich erkennen.

Für die Auswertung der Feldforschung insgesamt wurde wieder auf die genannten Kategorien zurückgegriffen. Ihre Zweckmäßigkeit wurde im Prozess überprüft und bestätigt. Bisweilen kommt es zwar zu thematischen Überschneidungen, die aber auch eine Untersuchung aus unterschiedlichen Perspektiven ermöglichen. Teilweise fassten die Befragten unterschiedliche Fragen anders auf als in der Konzeption intendiert, sodass die Erkenntnisse nicht verwertbar waren oder eher einer anderen Kategorie entsprachen. Die Einteilung als solche hilft aber, die Aussagen logisch zu veranschaulichen. Sie hilft auch, geeignete Vergleichsbeispiele auszuwählen, mithilfe derer die Analyse der *Model Neighbourhood* explikativ vertieft werden kann.

4.3 ARCHITEKTONISCHE UND STÄDTEBAULICHE ANALYSE

Ideologischer Dogmatismus und eine strikt zentral organisierte Planung hatten in den ersten Jahren der Unabhängigkeit zu groben Mängeln in der gebauten Umwelt Israels geführt. Wie Kapitel 3.2.2 zeigte, versuchten die staatlichen Behörden in der Stadtplanung, die *New Development Towns* mit Hilfe neuer Masterpläne von der Utopie an die Realität heranzuführen. Auch im Wohnbau zog ein neuer Pragmatismus ein. Zwar fanden keine konzeptuellen Revolutionen statt, einige Projekte gingen nun allerdings stärker auf physische und soziale Aspekte ein (Shadar 2004a: 37). Die ideologische Komponente des Zionismus bestand nach wie vor, aber man erkannte, dass das abstrakte Konzept einer Nation auch konkreter, lokaler, und potentiell widersprüchlicher Bezugssysteme[31] bedurfte (Appadurai 1996: 191). Auf lokaler oder regionaler Ebene war bisher keine nennenswerte Identität entstanden, in der sich die heterogene Bevölkerung finden konnte. Einerseits waren die Quartiere der Gartenstädte geographisch klar abgegrenzt, durch die monotone und minderwertige Bebauung fehlte ansonsten andererseits jedes Alleinstellungsmerkmal. Durch neue, unkonventionelle Ideen sollte durch das *Model Neighbourhood*-Programm des Wohnbau-Ministeriums nun gegengesteuert werden. Ein konzeptu-

Abb. 4.2 Experimenteller Wohnbau in Dimona.

31 Nach Arjun Appadurai (1996: 191) stehen lebendige Nachbarschaften oft im Widerspruch zu nationalstaatlichen Projekten: „[I]t is the nature of local life to develop partly in contrast to other neighborhoods by producing its own contexts of alterity (spatial, social, and technical), contexts that may not meet the needs for spatial and social standardization that is prerequisite for the disciplined national citizen."

elles Vorbild für dieses Projekt war die Interbau, eine 1957 in Berlin abgehaltene experimentelle Bauausstellung (Yaski 1970: 4.72).

Beispiele für solche innovative Siedlungen existierten um 1960 in mehreren israelischen Städten, von Haifa über Tel Aviv und Kiryat Gat bis Dimona. Gemein ist ihnen nicht ein architektonisches Konzept, sondern dass sie sich von den bisherigen Gepflogenheiten abheben. In diesem Kontext ist auch die *Model Neighbourhood* in Be'er Sheva entstanden.

4.3.1 LAGE UND HINTERGRÜNDE DER PLANUNG

Die *Model Neighbourhood* befand sich in der Entstehungszeit am westlichen Stadtrand Be'er Shevas im Bezirk *Hei*[32]. Bereits in den frühen 1950er Jahren wurden 650 Einheiten realisiert. Ein Großteil bestand aus für Immigrantinnen und Immigranten gedachten Doppelhäusern, die durch geringe bauliche Qualität und niedrige Dichte gekennzeichnet waren. Als Ergänzung der *neighbourhood unit* waren vorerst weitere 550 Einheiten geplant. Diese Zahl wuchs später auf rund 1.000 Einheiten an. Dieser neuere Teil von *Hei* wird als *Model Neighbourhood* bezeichnet (Yaski 1970: 4.72).

Ein *wadi* in Nordwest-Südost-Richtung und beidseitig auf etwa zwölf Meter flach ansteigende Anhöhen bestimmen die Topographie von *Hei*. Den nördlichen Rücken nimmt die ältere Doppelhaus-Bebauung ein, deren kleinteilige Struktur noch heute erhalten ist. Für die geplante Ergänzung war der südliche Teil vorgesehen. Im Osten und Nordosten wird *Hei* von den Gartenstadt-Vierteln Aleph und Beth begrenzt, im Süden liegt eine wichtige Verkehrsverbindung nach Ashkelon am Mittelmeer und Eilat am Roten Meer. Westlich und südlich schlossen ursprünglich die Ausläufer des Negev unmittelbar an. Rapides Wachstum der Stadt hat allerdings dafür gesorgt, dass *Hei* heute nicht mehr am Stadtrand, sondern im geographischen Zentrum Be'er Shevas liegt.

Wie bei den anderen experimentellen Projekten beauftragte das israelische Wohnbau-Ministerium für die Planung der *Model Neighbourhood* ein Team junger Architekten. Ein Großteil von ihnen hatte ihre Ausbildung bereits in Israel erhalten. Neben Avraham Yaski, der die Gruppe leitete (Shadar 2004a: 37), waren Amnon Alexandroni, Nahum Zolotov, Daniel und H. Havkin, Dov und Ram Karmi sowie die Tichnun Co. Ltd und einige abgeordnete Architekten des Ministeriums beteiligt (Golani & Schwarze 1970: 4.72; Minta 2004: 305).

Ein existentes Konzept für den südlichen Teil von *Hei* sah vor, dass analog zur Gegenseite nur der hoch gelegene Abschnitt zu bebauen sei, während das *wadi*

32 Je nach Transliteration finden sich auch die Bezeichnungen „E", „Heh" und „Hey".

ein Freibereich bleiben und begrünt werden sollte. Schon zu Planungsbeginn wurden diese Vorgaben aber aufgegeben. Die Architekten erachteten eine intensivere Nutzung des Areals als möglich und notwendig: Sie fassten den Entschluss, den ehemaligen Flusslauf zu bebauen und die Dichte zu erhöhen. Dadurch erreichten sie aliquot niedrigere Errichtungs- und Erhaltungskosten und schufen durch die Größe der Nachbarschaft die Voraussetzungen für umfangreiche Gemeinschaftseinrichtungen. Aus den angepeilten 550 Einheiten wurden somit 3.000 Wohnungen und Häuser. Nach einer Anpassung an den neuen Masterplan für Be'er Sheva aus dem Jahr 1966 (vgl. 3.2.2) erhöhte sich die Zahl nochmals auf 4.400, inklusive einer Renovierung der älteren Bebauung von *Hei*. Das Ministerium modifizierte im Lauf der Planung auch die Richtlinien über die Größen der einzelnen Einheiten. Im Programm von 1959 war der überwiegende Anteil als Kleinwohnungen (50-55 m2) für Immigrantinnen und Immigranten, die keinen finanziellen Beitrag leisten konnten, konzipiert. Kleinere Kontingente waren im Rahmen eines Bausparprogramms als mittlere (60-70 m2) und größere (90-100 m2) Einheiten vorgesehen, hier übernahm der Staat nicht die gesamten Kosten. Als der Wohnstandard im Land allgemein anstieg, nahm parallel auch die Zahl größerer und besser ausgestatteter Wohnungen in der Planung der *Model Neighbourhood* zu (Yaski 1970: 4.72f.; Spiegel 1966: 68ff.).

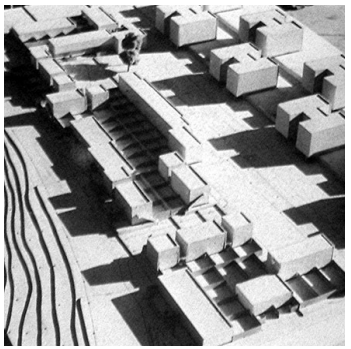


Abb. 4.3 Experimentelle Nachbarschaft in Kiryat Gat, wo Artur Glikson bereits Patio-Typen einsetzte.

Ein direktes Vorbild dürften die Planer in einem Konzept von Artur Glikson gefunden haben. Der für den israelischen Staat tätige Architekt und Lehrer am Technion in Haifa hatte in den 1950er Jahren den Prototypen eines modernen Patio-Hauses entwickelt, der den Nutzerinnen und Nutzern eigenständige Anpassungen ermöglichte. Basis waren unter anderem intensive Forschungen zur regionalen vernakulären Bauweise (Shadar 2004b: 172ff.).

4.3.2 ZIELE DER PLANUNG

Avraham Yaski (1970: 4.73) erklärt, dass es von staatlicher Seite neben dem bereits vorliegenden Bebauungskonzept nur eine prinzipielle Forderung gegeben habe: neue Ideen. Für das Planungsteam ging weder das eine noch das andere weit genug. Es legte daher auch drei sehr konkrete Prinzipien für das deutlich vergrößerte Projekt fest:

Der Begriff „Nachbarschaft" sollte keine bloße Worthülse, sondern mit Sinn erfüllt sein. Ein klar definierter, eigenständigen Charakter schien notwendig, um die *Model Neighbourhood* als Einheit im Stadtraum zu positionieren. Daneben thematisierten die Architekten vor allem die Bedeutung der maßstäblich unterschiedlichen Bestandteile der Nachbarschaft, von den einzelnen Häusern über die Erschließungssysteme zu den öffentlichen Einrichtungen. Eine sorgfältige Behandlung jeder einzelne Komponente und

ihrer wechselseitigen Beziehungen zielte auf ein starkes bauliches und soziales System ab.

Man wollte eine praktikable Lösung für den durch ein wüstenartiges Klima geprägten Ort finden. Das Team vermied daher ausgedehnte Freibereiche und nicht zugeordnete Flächen, deren Instandhaltung sich als schwierig erwiesen hatte. Weiters wurde mit konstruktiven Beschattungssystemen experimentiert und versucht, einen optimalen Verdichtungsgrad der Bebauung zu finden.

Die Planer mussten die spezifische Situation des Negev berücksichtigen. Im südlichen Teil Israels wohnten viele oft mittellose Immigrantinnen und Immigranten. Als Konsequenz waren die Häuser selbst klein und verschiedene Funktionen wurden ins Freie oder in gemeinschaftlich genutzte Bereiche ausgelagert, um die Kosten gering zu halten. Finanzieller und zeitlicher Druck hinderte Yaski und sein Team allerdings, ausgefeilte Detaillösungen zu entwickeln - sie konzentrierten sich darauf, annehmbare Unterkünfte für möglichst viele Menschen zu schaffen.

Zwei Aspekte stechen aus diesen Prinzipien hervor: die *Model Neighbourhood* wurde für einen konkreten Ort - die Wüste - und für eine konkrete Bevölkerungsgruppe - Immigrantinnen und Immigranten - konzipiert. Damit sind die zwei wesentlichsten Unterschiede zu den früheren Projekten bereits genannt. „Even before the planning stage, the disparity between the ideal, heavenly, European place and the real, hot, Middle Eastern desert was comprehended." (Yacobi & Shadar 2014: 981) Nun ging es darum, diese Erkenntnis umzusetzen. Die Architekten bauten nicht mehr auf das Agrar-Ideal, das mit den klimatischen Bedingungen nicht vereinbar war, sondern suchten nach spezifischen Lösungen für das Bauen in einem trocken-heißen Gebiet. Sie akzeptierten, dass viele Immigrantinnen und Immigranten nicht der utopisch-zionistischen Ideologie entsprachen: Ein großer Teil kam aus Not nach Israel und nicht mit dem Ziel, das Land durch körperliche Arbeit aufzubauen. Um auch diese Menschen in die Gesellschaft zu integrieren, war mehr als das sprichwörtliche „Dach über dem Kopf" notwendig. Wie in Kapitel 3 analysiert, galten bis zu den späten 1950er Jahren der Ort und die Bevölkerung als *tabula rasa* und „Menschenmaterial" (Herzl 1920: 102), auf Basis derer die zionistische Ideologie realisiert werden konnte. Unter diesen Voraussetzungen bedeutet die neue Vorgangsweise einen deutlichen Wandel.

Andere Parameter, kritisiert Hadas Shadar (2004a: 38), kamen nach wie vor zu kurz: Die Idee unabhängiger Nachbarschaften galt weiterhin als probates soziales Instrument. Das Ziel einer homogenen Bevölkerung blieb aufrecht, man behielt daher das Orga-

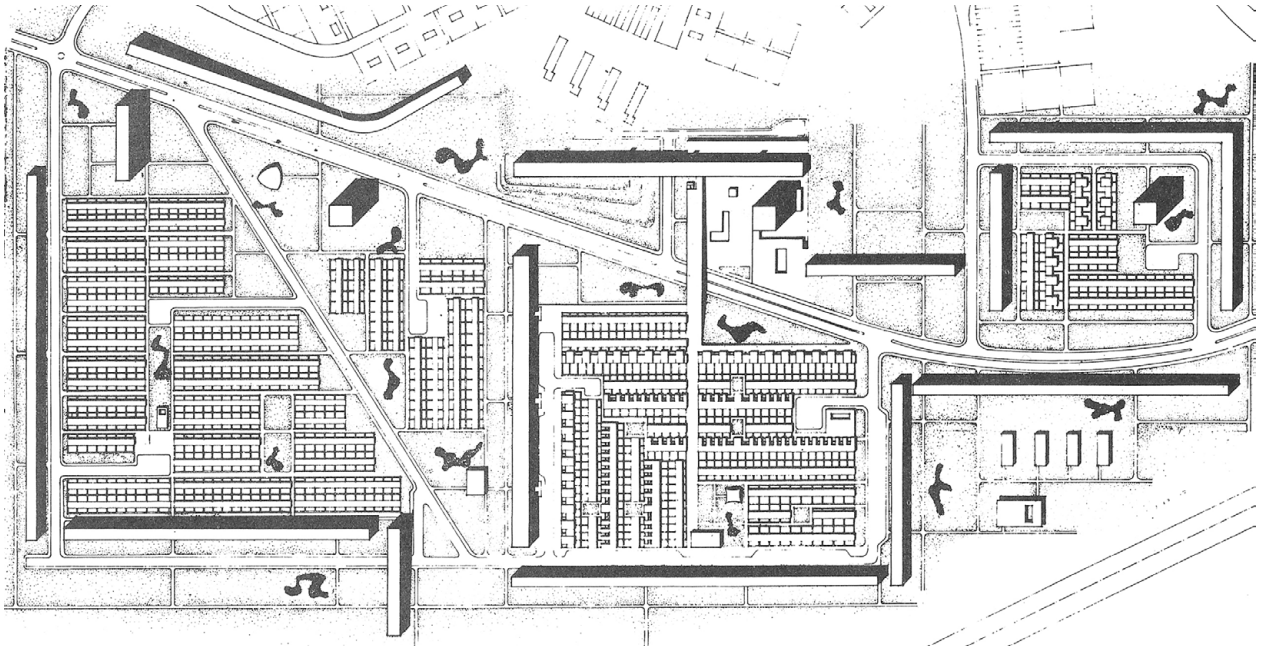


Abb. 4.4 Ursprünglicher Plan der *Model Neighourhood* in Be'er Sheva.

nisationsprinzip der introvertierten Gartenstädte bei. Die Planer bezogen die bestehende Stadt nur insofern in die Diskussion mit ein, als sie die *Model Neighbourhood* von ihr abgrenzen und einen unabhängigen Charakter wahren wollten. Sie erkannten zwar pauschal, dass das Wüstenklima spezifische Maßnahmen erforderte, beachteten aber die spezifische Topographie des Standortes nicht detaillierter. Die Architekten erkannten die dringendsten Bedürfnisse der Immigrantinnen und Immigranten, umfassende Fragen bezüglich deren kultureller Prägung fanden jedoch ebenfalls keinen Eingang in die Diskussion.

4.3.3 GEPLANTER, REALISIERTER UND GEGENWÄRTIGER ZUSTAND

Ihre Bebauungsstruktur kennzeichnet die *Model Neighbourhood* im städtischen Gefüge deutlich als zusammenhängende Einheit. Intern führen die Planer einer Unterteilung ein, da die Nachbarschaft ohne zusätzliche hierarchische Ebene zu groß ist. Resultat sind drei Sub-Quartiere mit den Ausmaßen 200x200m, 300x300m und 400x400m, artikuliert durch die Kombination unterschiedlicher Bautypen. Jede Einheit soll einen eigenen Charakter aufweisen (Yaski 1970: 4.74). Die zwei größeren Quartiere lie-

gen weitgehend südlich des *wadi*, das kleinere nördlich. Der ausgetrocknete Flusslauf durchschneidet die Nachbarschaft diagonal und bildet ihr Rückgrat. Eine wichtige Verkehrsverbindung in das Stadtzentrum folgt dem Tal und teilte die *Model Neighbourhood*. Die meisten sozialen und kommerziellen Einrichtungen sind entlang dieser zentralen Achse angesiedelt. Der Topographie folgend richten sich auch alle sekundären Wege und Straßen hierhin aus - Yaski beschreibt die Situation als „amphitheatre“ (1970: 4.73).

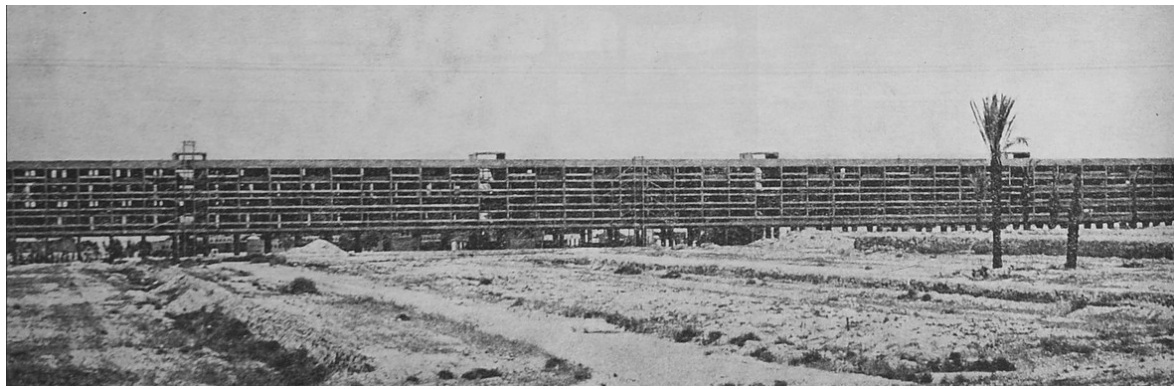
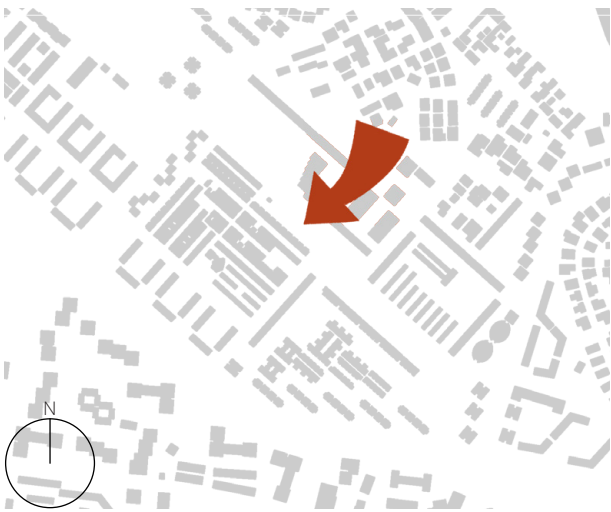


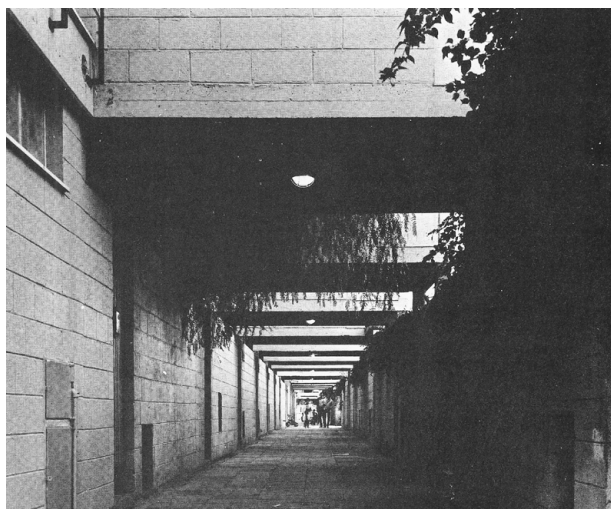
Abb. 4.5 (oben) und

Abb. 4.6 (rechts) und

Abb. 4.7 (unten) Bilder der fertiggestellten *Model Neighourhood*.

Abb. 4.8 (links) Die *Model Neighbourhood* ist auf die Hauptwindrichtung Nordost-Südwest ausgerichtet.





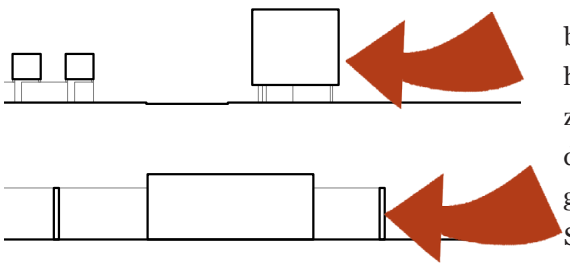


Abb. 4.9 (oben) und

Abb. 4.10 (unten) Drei- bis viergeschoßige Zeilenbauten und geschoßhohe Hofmauern sollen Schutz vor Sandstürmen bieten.

Markante Zeilenbauten grenzen die Nachbarschaft insgesamt und die internen Sub-Einheiten voneinander ab. Mit einer Länge von bis zu 250 m und vier bis sechs Geschoßen wirken diese Gebäude städtebaulich wie Mauern, die gleichzeitig die *Model Neighbourhood* von Sandstürmen abschirmen sollen. Das Erdgeschoß ist allerdings abgesehen von Stützen und der Vertikalerschließung bebauungsfrei. Die Gebäude sind daher für Fußgängerinnen und Fußgänger durchlässig und verschattete öffentliche Flächen entstehen. Analogien zu Le Corbusiers auf *pilotis* gelagerter *Unité d'Habitation* sind nicht nur offensichtlich: Der berühmte Wohnbau war in der Tat eine Inspiration für die Planer (Shadar 2004a: 38). Die Zeilenbauten wurden durch verschiedene Architekten konzipiert, sodass sich Unterschiede hinsichtlich der Wohnungsgrundrisse und der Fassadengestaltung ergeben. Alle Einheiten sind allerdings durchgesteckt und ermöglichen Querlüftung.

Von den Zeilenbauten durch untergeordnete Straßen getrennt, dominiert im Inneren der Sub-Quartiere eine horizontal verdichtete, ein- bis zweigeschoßige „Teppichbebauung". In dicht nebeneinander liegenden und verschränkten Reihen positioniert, erinnern

Abb. 4.11 (oben) und

Abb. 4.12 (unten) Verschattete öffentliche Flächen als Reaktion auf das trocken-heiße Klima.

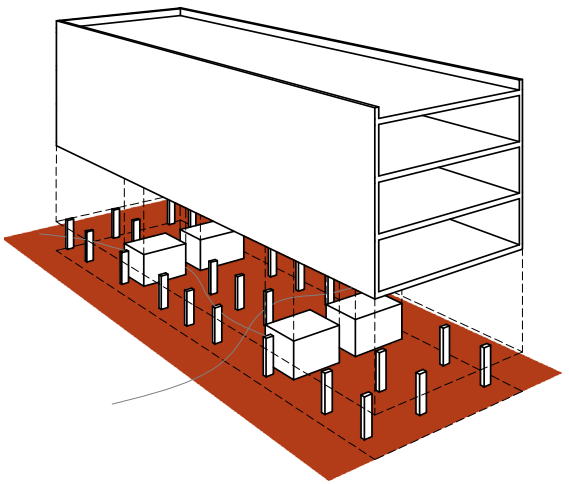
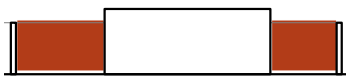


Abb. 4.13 (oben) und

Abb. 4.14 (unten) Die engen fußläufigen *mish'olim* und die teilweise Überdachung verschatten die Erschließungswege tagsüber nahezu durchgehend, die Flachdächer sind allerdings der Sonne ausgesetzt.

Abb. 4.15 (unten) und

Abb. 4.16 (ganz unten) Die geschoßhohen Mauern schaffen Übergangszonen zu den eigentlichen Wohneinheiten und bewirken zusätzliche Verschattung.



die veschiedenen Haus-Typen tatsächlich an ein textiles Gewebe. Die streng orthogonale Organisation bildet einen Gegensatz zu den pseudo-organischen Strukturen in *Aleph*, *Beth* und *Gimel*. Nahum Zolotov und Daniel Havkin entwickelten eine Struktur aus Einfamilienhäusern, denen jeweils ein Hof vor- und nachgelagert ist. Diese Höfe, von geschoßhohen Mauern umschlossen, sollen als erweiterter Wohnraum dienen und ebenfalls Schutz vor Sandstürmen bieten. Durch die Zuordnung der Freiräume zu den einzelnen Einheiten ist auch die Instandhaltung gesichert. Die Erschließung der Häuser erfolgt ausschließlich fußläufig. Ausgehend von vorgelagerten Parkbuchten durchziehen drei Meter breite Wege, *mish'olim* genannt, den Teppich. Hier setzen die Planer interessante konstruktive Verschattungslösungen ein: Einerseits sind

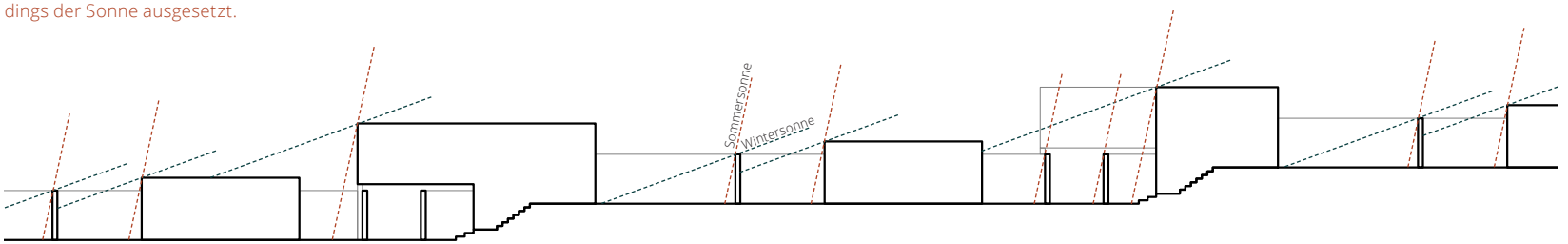


Abb. 4.17 Trotz geringer Wandstärken tiefe Laibungen an einem Nebengebäude der *Ha'Kippa*-Synagoge.

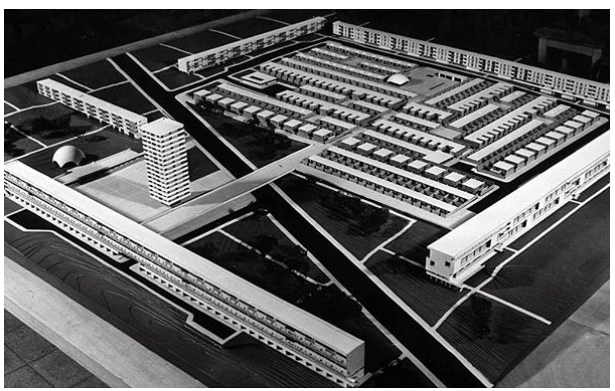


Abb. 4.18 (rechts) Hohe Punkthäuser waren ursprünglich als Identifikationssymbole der einzelnen Subquartiere konzipiert.

schon die schmalen, zumindest geschoßhoch begrenzten Wege ein wirksames Mittel, andererseits kragen die Obergeschoße mancher Typen über die Wege aus und überdachen diese partiell. Dieses Spiel aus Licht und Schatten sorgt gleichzeitig für eine Rhythmisierung der mitunter sehr langen *mish'olim*. Der scheinbaren Abschottung der einzelnen Häuser hinter hohen Mauern setzen die Planer eine dichte Struktur entgegen, die den Kontakt der Bewohnerinnen und Bewohner fördern soll. Auch kleinere kollektive Einrichtungen wie Kindergärten und Synagogen sind direkt in die Bebauung integriert. Kontrast und kleinräumliche Differenzierung kennzeichnen diese Komponente der *Model Neighbourhood*.

Für jede der drei Einheiten sieht der Plan ein Punkt-Hochhaus mit 16 Geschoßen vor. Diese Wohngebäude liegen nahe der zentralen Achse und sollen trotz noch immer weitläufiger Freiräume und weitgehend niedriger Bebauung eine ausreichende Verdichtung der *Model Neighbourhood* gewährleisten. Darüber hinaus sind die Hochhäuser als „point of belonging" (Yaski 1970: 4.74) konzipiert: Sie gliedern die Nachbarschaft optisch und erleichtern durch den Wiedererkennungswert die Identifikation mit dem jeweiligen Sub-Quartier.

Eine Brücke, die quer über das *wadi* gespannt ist, verbindet das mittlere Quartier mit dem zugehöri-

Abb. 4.19 Einheitliche Materialien: Schalrauer Beton und Betonsteine.

gen Hochhaus und der nördlichen „Mauer“. Unter der Fußgängerebene befinden sich kommerzielle und gastronomische Einrichtungen, die auf Straßenniveau erschlossen werden. Leonard Downie (1971) veranlasst diese Konstellation zur Aussage, die Brücke sei die moderne und umgedrehte Version des Florentiner *Ponte Vecchio* über den Arno. Jedenfalls ist sie im ursprünglichen Plan das auffälligste öffentliche Bauwerk. Davon abgesehen ist über die Gestaltungsideen für die gemeinschaftlichen Einrichtungen wenig bekannt. Öffentliche Freibereiche wie Spielplätze und Parks sind vornehmlich um die Punkt-Hochhäuser und um die diagonale Hauptachse entlang des *wadis* gruppiert. Die Erdgeschoßzonen der Zeilenbauten auf *pilotis*, die partiell überdachten *mish'olim* oder kleinere, in die Teppichbebauung eingebettete Höfe sind direkt in die Bebauung eingebunden und dadurch besser auf das Klima abgestimmt. Ein großer Teil der öffentlichen Flächen ist befestigt, um nachträgliches Veröden zu vermeiden.

Um trotz der vielen beteiligten Architekten auch visuell die Einheit der *Model Neighbourhood* zu gewährleisten, setzte man auf gleiche Materialien zur Fassadengestaltung. Bei aller Varianz hinsichtlich der Bautypen, der Grundrisse der einzelnen Wohneinheiten und auch der äußerlichen Ausformung, dominieren schalrauer Ortbeton und unverputzte Betonsteine den optischen Eindruck.

Abb. 4.20 *Gesher*-Brücke über die Straße *Sderot Ye'elim* in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.21 *Ponte Vecchio* über den Arno in Florenz.

Die Planer gehen auf die definierten drei Prinzipien also mit einer Vielzahl an unterschiedlichen Ansätzen ein. Aspekte der Verschattung und der Verdichtung sind eindeutig auf die Gegebenheiten abgestimmt. Die versuchte Synthese aus Stadt und Land wird aufgegeben, die Freibereiche sind nicht mehr für landwirtschaftliche Zwecke konzipiert. Weitgehend durchmischte Wohnungsgrößen auch in den einzelnen Sub-Quartieren dienen der sozialen Balance. Überschaubare Ausmaße, auffallende Referenzpunkte und eine feinfühlige Differenzierung von privaten und öffentlichen Räumen zielen auf eine identifizierbare Umwelt ab. Durch die Förderung gesellschaftlicher Interaktion hoffen die Architekten auf die Entstehung eines funktionierenden Kollektives im „Mikrokosmos der Mustersiedlung“ (Minta 2004: 312). Als Nachbarschaft ist *Shchuna Le-Dugma* nicht mehr allein durch organisch geformte Grüngürtel bzw. brachliegendes Freiland, sondern vor allen baulich abgegrenzt, was sich rein geographisch auf einen zusammenhängenden urbanen Raum positiv auswirkt. Die „Mauern“ generieren allerdings nicht nur zur Wüste eine Trennlinie, sondern auch zu bestehenden Teilen der Stadt. Sie verdeutlichen den Kontrast zwischen einem „Innen“, das Schutz und Zusammenhalt suggeriert, und einem scheinbar bedrohlichen „Außen“. Innovativen klimatischen Lösungen für einen abstrakten „Ort“ Wüste steht also eine noch immer problematische Beziehung zum konkreten Standort entgegen, auf den sich die Planer nur marginal beziehen (Minta 2004: 310; Shadar 2004a: 38f.).

Die *Model Neighbourhood* wurde nicht im geschilderten Umfang realisiert. Ab 1960 entstanden nicht alle drei, sondern nur die beiden kleineren Sub-Quartiere. Viele Zeilenbauten wurden nicht oder in einer veränderten, weniger stringenten Form gebaut. Nur drei dieser Gebäude entsprachen annähernd dem ursprünglichen Konzept. Auf die Errichtung der Punkt-Hochhäuser verzichtete das Wohnbau-Ministerium insgesamt. Über die Beweggründe schweigt auch der leitende Architekt Avraham Yaski (1970: 4.74). 1964 bestand die *Model Neighbourhood* somit aus 826 Wohneinheiten mit einer Nutzfläche zwischen 43 m2 und 96 m2.

Es blieb bis heute dabei: die westliche und größte Einheit der *Model Neighbourhood* und die Hoch- sowie viele Zeilenhäuser wurden nicht gebaut. Die städtebauliche Konfiguration von 1964 ist im Wesentlichen bis in die Gegenwart erhalten geblieben, lediglich die „Nachbarn“ haben sich geändert - mittlerweile liegt die *Model Neighbourhood* wie erwähnt im Zentrum Be’er Shevas und nicht mehr an der unmittelbaren Grenze zum Negev. Funktional und auf einer kleineren architektonischen Maßstabsebene veränderte sich die Nachbarschaft im Verlauf eines halben Jahrhunderts: Der mit 250 m längste Zeilenbau dient nicht mehr ei-

ner klassischen Wohnnutzung. Die staatliche Einwanderungsbehörde *Jewish Agency for Israel* nutzt das Gebäude als Absorption Center. Immigrantinnen und Immigranten bekommen dort für durchschnittlich sechs Monate Unterkunft und andere Hilfestellungen wie Hebräisch-Kurse (Jewish Agency s.a.). Mehrere öffentliche Gebäude, die nicht in den Plänen von 1964 verzeichnet sind, wurden mittlerweile realisiert. Markantestes Beispiel ist die Synagoge *Ha'Kippa* im größeren Sub-Quartier. Sowohl die Eigentümerinnen und Eigentümer der niedrigen Häuser als auch der Wohnungen in den mehrgeschoßigen Gebäude nutzten das adaptive Potential aus und vollzogen teilweise weitreichende Überformungen, sodass heute kaum mehr eine Einheit dem Originalzustand entspricht. Nach wie vor ist aber die ursprüngliche Struktur ablesbar, nach wie vor ist auch das kommerzielle und öffentliche Leben zu einem bedeutenden Teil entlang der zentralen Achse angesiedelt. Fehlendes Engagement und mangelnde Investitionen der öffentlichen Hand in die gemeinschaftlich genutzten Komponenten gefährden allerdings den Zustand der *Model Neighbourhood* insgesamt.

Umfragen zeigten schon 1965 den beachtlichen Erfolg der *Model Neighbourhood* bei den Bewohnerinnen und Bewohnern (Golani & Schwarze 1970: 4.75ff.). Dieser Eindruck - soviel sei vorweg gesagt - bestätigte sich auch durch die empirische Studie im Rahmen dieser Arbeit. Die Resonanz im israelischen Wohnbau war jedoch gering. Die ab 1965 errichtete Mustersiedlung in Dimona ähnelte zwar dem Konzept, der Drang nach möglichst einfachen und uniformen, billigen und präfabrizierten Lösungen für den Massenwohnungsbau hatte jedoch mehr Gewicht als die Qualität differenzierter Entwürfe (Minta 2004: 303). Eine zunehmende Individualisierung und Privatisierung des Bausektors ab den 1980er Jahren (Shadar & Oxman 2003: 260f.) ließ die Nachfrage nach den gelungenen Ideen der *Model Neighbourhood*s insgesamt sinken.

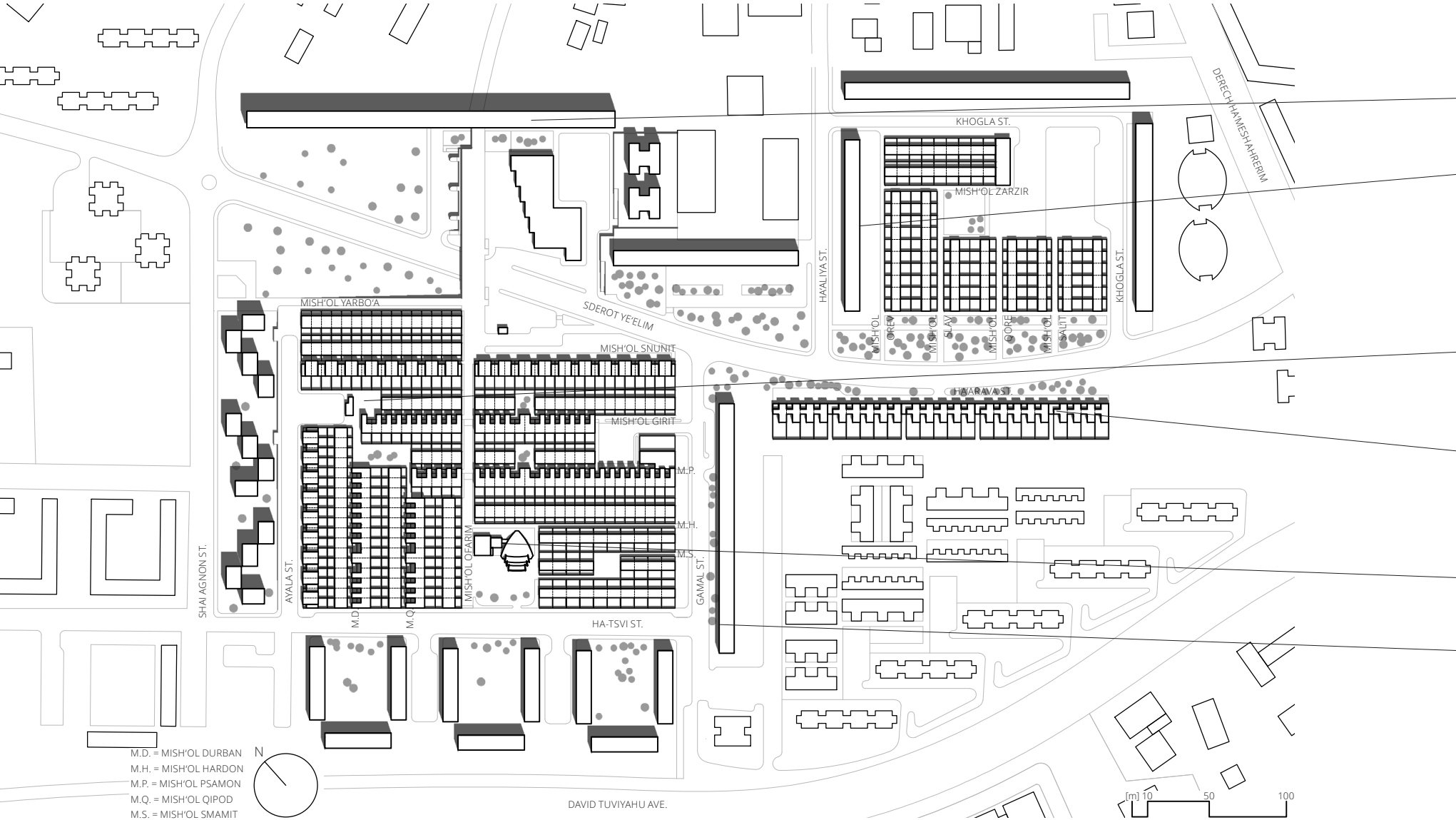

KHOGLA ST.
DERECH HAMESHAHRERM
MISH'OL ZARZIR
HA'ALIYA ST.
KHOGLA ST.
MISH'OL YARBO'A
SDEROT YE'ELIM
MISH'OL SNUNIT
MISH'OL GIRIT
HA'ARAVA ST.
M.P.
M.H.
M.S.
SHAI AGNON ST.
AYALA ST.
MISH'OL OFARIM
GAMAL ST.
M.D.
M.Q.
HA-TSVI ST.
DAVID TUVIYAHU AVE.
M.D. = MISH'OL DURBAN
M.H. = MISH'OL HARDON
M.P. = MISH'OL PSAMON
M.Q. = MISH'OL QIPOD
M.S. = MISH'OL SMAMIT
N
[m] 10
50
100

Abb. 4.22 (vorherige Seite) Lageplan der realisierten *Model Neighbourhood* mit zwei Subquartieren.

Abb. 4.23 (links) Das mit 250 Metern längste Zeilengebäude, gesehen von der *Gesher*-Brücke.

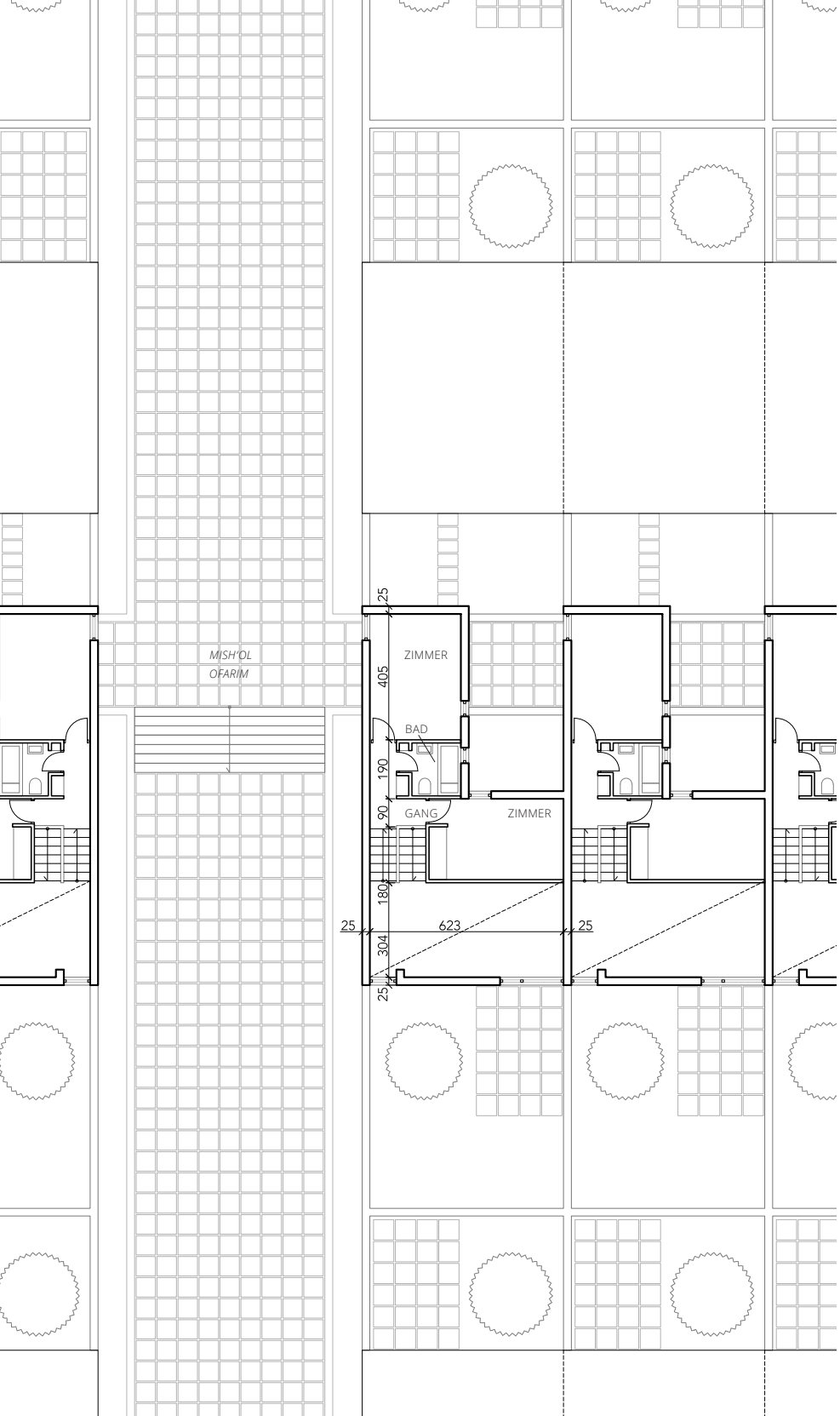
Abb. 4.24 (rechts) Im kleineren Quartier sind eingeschoßige Häuser von dreigeschoßigen Zeilengebäuden eingerahmt.

Abb. 4.25 (links) Im größeren Quartier wechselt sich ein- und zweigeschoßige Bebauung ab und erzeugt eine teppichartige Struktur; die halb überdachten Fußwege, genannt *mish'olim*, sind ein Charakteristikum der Nachbarschaft.

Abb. 4.26 (rechts) Statt des konzipierten stringenten Zeilenbau-Rahmens mit drei bis vier Geschoßen wurden teilweise niedrigere Strukturen errichtet.

Abb. 4.27 (links) Die Synagoge *Ha'Kippa* ist die wichtigste religiöse Einrichtung der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.28 (rechts) Wie die niedrigere Teppichbebauung wurden auch die Zeilenbauten im Lauf der Zeit überformt und verändert.


MISH'OL
OFARIM
ZIMMER
BAD
GANG
ZIMMER
25
405
190
90
180
304
623
25

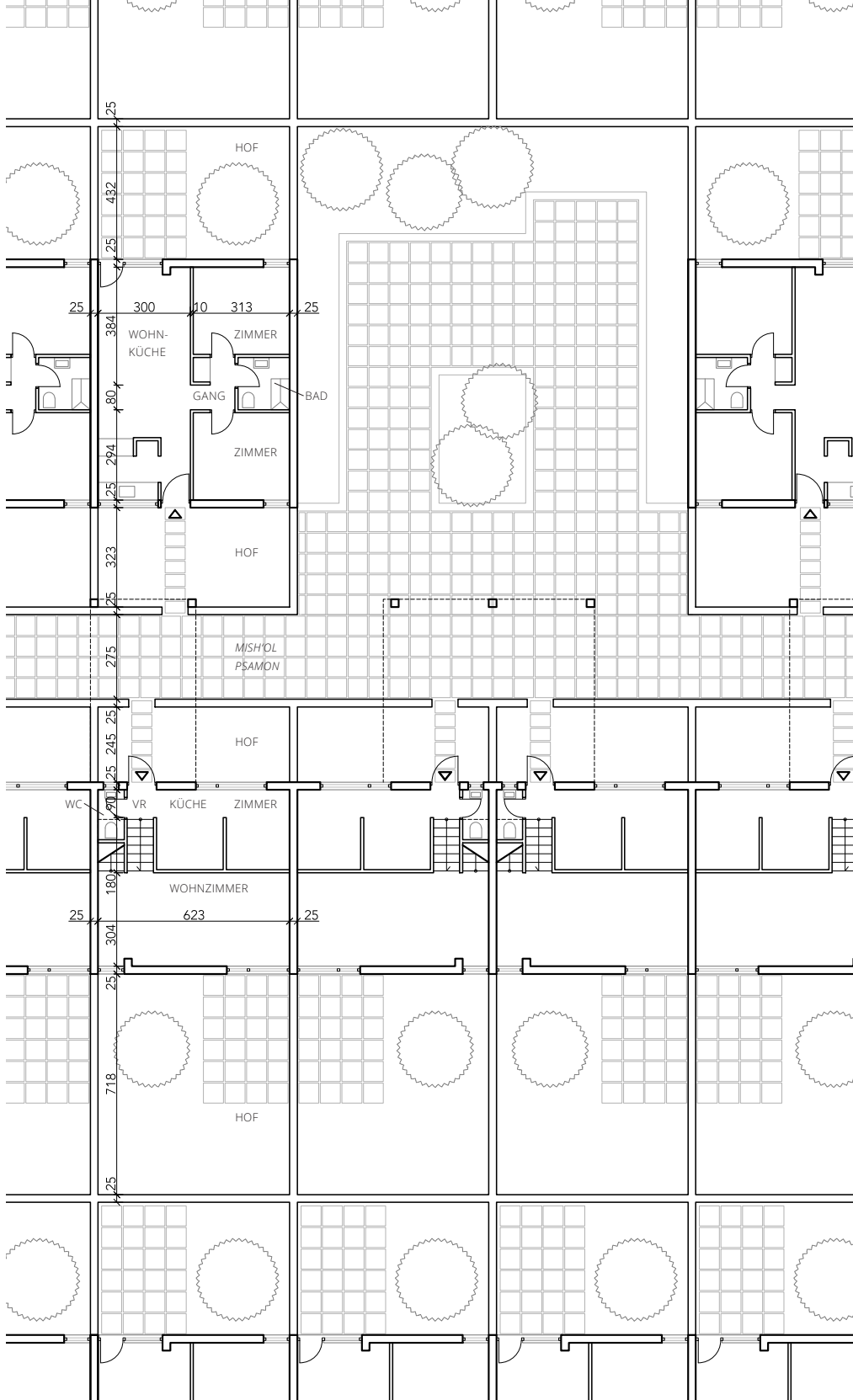

HOF
WOHN-
KÜCHE
ZIMMER
GANG
BAD
ZIMMER
HOF
MISH'OL
PSAMON
HOF
WC
VR
KÜCHE
ZIMMER
WOHNZIMMER
HOF
25
300
10
313
384
80
294
323
275
245
718
623
304
432

Abb. 4.29 (vorherige Seite) *Mish'ol Psamon*, EG (rechts) und OG (links).

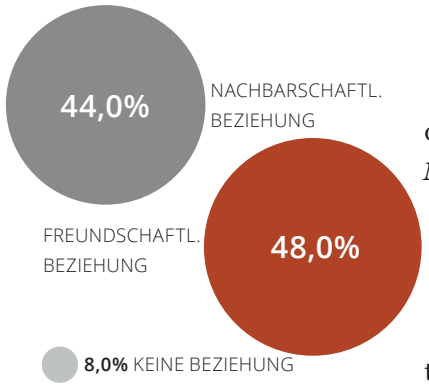


Abb. 4.30 „Do you have close relations to other people who live in this neighbourhood?" (n=25)

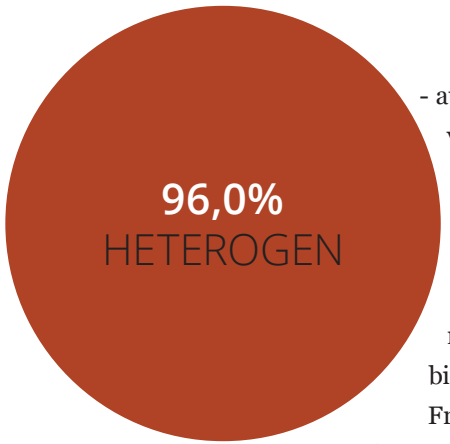


Abb. 4.31 „Would you consider the neighbourhood as a heterogeneous or homogeneous community?" (n=25)

4.4 METHODEN DER IDENTITÄTSSTIFTUNG UND IHRE AUSWIRKUNGEN

Von welcher Form von Identität ist die Rede, wenn die „identitätsstiftenden Maßnahmen" in der *Model Neighbourhood* untersucht werden? Auf wessen Identität bezieht sich die Analyse? Oder, wie der Architekturhistoriker Doğan Kuban im Essay „What Identity, Whose Identity?" fragt: „With what does man identify himself - with work, with family, with society, with the nation, with the country, with the quarter, with the city, or perhaps with architecture? With everything or with only one element?" (Kuban 2008: 406)

Identität ist, wie in Kapitel 2.2.1 deutlich wurde, ein - auch - in Verbindung mit Architektur vielschichtiger, vieldeutiger Begriff. Der Begriff ist weder absolut noch unveränderlich. Eindeutige Antworten sind oft schwierig zu finden, meist sind viele Aspekte miteinander verflochten. Es geht nun darum, das Thema in seinen unterschiedlichen Maßstabsebenen zu beleuchten und zu kontextualisieren. Basis bildet die Auswertung der empirischen Studie. Die Frage „Whose Identity?" (Kuban 2008: 403) soll vorweg geklärt werden: Welche Individuen, welches Kollektiv standen im Mittelpunkt der empirischen Studie?

92 Prozent der im Rahmen der empirischen Studie befragten Bewohnerinnen und Bewohner haben zu den Menschen in ihrer Umgebung ein freundschaftliches oder zumindest nachbarschaftliches Verhältnis. Der gleiche Anteil nimmt in der Nachbarschaft eine ausgeprägte Gemeinschaft bzw. auch eine Unterteilung in mehrere Sub-Gruppen wahr, zu der die Befragten in unterschiedlichem Verhältnis stehen. Diese Gemeinschaft setzt sich aus einer „core group" (Interview 6), also Menschen, die schon seit der Errichtung oder zumindest sehr lang hier leben, und solchen, die erst kürzer in der Nachbarschaft sind, zusammen. Die ursprünglichen Bewohnerinnen und Bewohner hatten einen vergleichsweise hohen sozioökonomischen Status und kamen nur zu einem geringen Anteil, etwa 10 Prozent, als neue Immigrantinnen und Immigranten nach Israel (Golani & Schwarze 1970: 4.78). Oft war es, wie die Interviews ergaben, der explizite Wunsch, in diese Siedlung zu ziehen, und häufig waren die Menschen an der Universität oder im Krankenhaus, die neu in Be'er Sheva gegründet worden waren, beschäftigt (Interview 5; 9). Von Beginn an entsprach die Bevölkerung der *Model Neighbourhood* also nicht wirklich der klassischen Zusammensetzung der *Development Towns*, die in Kapitel 3.1.3 geschildert wurde. Dies war allerdings nicht so geplant (vgl. 4.2; Interview Newman) und erklärt nicht allein das Entstehen einer kollektiven Identität, wodurch die Analyse dennoch sinnvoll bleibt. Ein Teil dieser „core group" verließ im

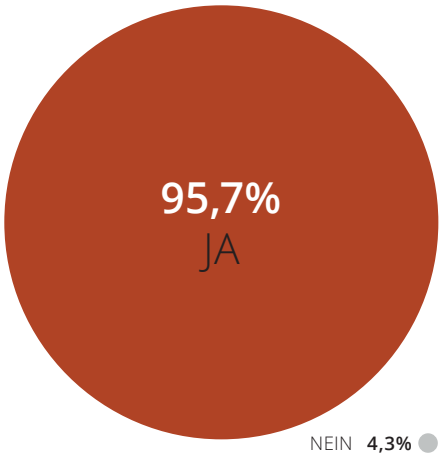


Abb. 4.32 „If new people move to the neighbourhood, are they usually integrated in the community?“ (n=23)

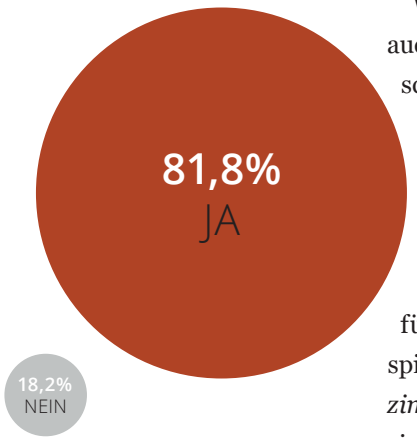


Abb. 4.33 „Do you think the residents of this neighbourhood are typical for Israel?“ (n=22)

Lauf der Jahre die *Model Neighbourhood*. Er siedelte sich vor allem in den neu entstehenden Satellitenstädten Meitar, Omer oder Lehavim außerhalb Be'er Shevas an. Die Häuser in der Mustersiedlung wurden in der Folge vermietet (Interview 6). Meist sind auch die neuen Bewohnerinnen und Bewohner in die Nachbarschaft integriert, dies hängt allerdings von verschiedenen Faktoren ab:

> *It depends if they have kids or not. Because if they have small kids who play outside in the mish'ol, then they'll integrate with the other families with small kids in the mish'ol. If they're older, or even young adults, they tend to stay by themselves, unless they're religious and go to the synagogue very close to here. Then they will meet everybody else connected with the synagogue and integrate there. (Interview 6)*

Wesentliche Faktoren scheinen also sowohl Alter als auch Religiosität zu sein. Ein Merkmal der Nachbarschaft ist eine relativ starke angelsächsische, orthodox-religiöse Bevölkerungsgruppe. Im Unterschied zu den jüngeren Mitgliedern dieser Gruppe bleiben die älteren eher unter sich. Ihre *community* gründet sich stärker auf ihre Synagoge als auf die gebaute Nachbarschaft (Interviews 22; 24). Auch für andere religiöse Menschen der Nachbarschaft spielen Synagogen eine bedeutende Rolle; *Ashkenazim* und *Mizrahim* bzw. *Sephardim* bilden tendenziell eigenständige Gemeinschaften (Interview 7). Nur eine Minderheit der Bewohnerinnen und Bewohner scheint säkular zu sein, sie bilden keine definierte Gruppe. Sie sind aufgrund ihres sprachlichen und kulturellen Hintergrundes oft manchen Menschen eher verbunden als anderen, eine klare Zuweisung ist aber nicht möglich. Widersprüchliche Aussagen gibt es über nicht-jüdische Menschen: Teilweise weisen die Befragten darauf hin, dass es in der Nachbarschaft keine gebe; teilweise erwähnen sie durchaus arabische Bewohnerinnen und Bewohner, ohne Näheres über sie zu wissen. In jedem Fall scheinen sie, sollten sie existieren, kein wirklicher Bestandteil der vielschichtigen *neighbourhood community* zu sein (Interview 5; 17; 24; 25).

Kurz: Von einer homogenen Bevölkerung kann im Fall der *Shchuna Le-Dugma* nicht gesprochen werden. Das sehen auch 24 der 25 Befragten explizit so. Das Ziel, eine soziale Einheit und kollektive Identität zu schaffen, scheint aber dennoch zu gelingen. Damit unterschiedet sich die Nachbarschaft vom „westlichen“ Standard ebenso wie von anderen israelischen Nachbarschaften: „The community is very strong here, not like where I live, in Hod Sharon, which is near Tel Aviv. The help of the community and the connection between the neighbours - that's nothing compared to what she [mother] has here.“ (Interview 12)

Welchen Einfluss architektonische Elemente und Konzepte auf das Zusammenleben der Bewohnerinnen und Bewohner der *Model Neighbourhood* haben, wird nun in den folgenden Abschnitten analysiert.

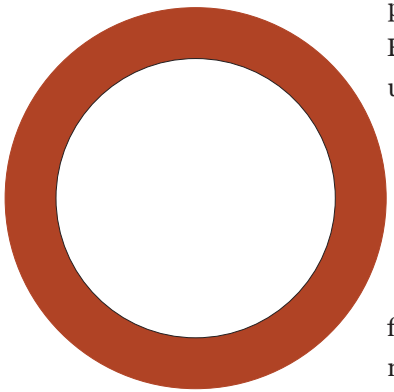


Abb. 4.34 Der Ort als architektonische Analysekategorie.

4.4.1 DER ORT

Gebaute Architektur steht, selbst wenn sie nur temporär ist, immer mit einem Ort in direkter Verbindung. Einerseits bezieht sie Einflüsse aus den klimatischen und topographischen Eigenheiten eines Standortes, andererseits spielt der *Genius Loci*, also kulturelle und historische Konnotationen eine Rolle (vgl. 2.3.1). „Locality" ist, wie Arjun Appadurai (1996: 178) sie definiert, „relational and contextual". Sie ist keine absolute Gegebenheit. Architektur kann lokale Einflüsse aufnehmen oder ignorieren, sie kann sich auf einen Ort beziehen oder sich bewusst davon abgrenzen.

Die zionistischen Planerinnen und Planer gewannen ihre Inspiration lange Zeit aus dem utopischen Ziel, einen abstrakten „jüdischen" Ort wieder zu beleben. Reale Gegebenheiten spielten eine untergeordnete Rolle. Im Gegenteil, die historische und romantisierte Heimat sollte im übertragenen und im wörtlichen Sinn wieder erblühen. So konzipierte Räume entsprachen oft weder den physischen Eigenschaften eines konkreten Ortes noch der Lebensrealität der Menschen (vgl. 3.1; 3.2). Die *Model Neighbourhood* basiert allerdings nicht mehr einzig auf dieser Utopie: Bezug zum realen Ort war ein Planungsziel. Ein wichtiges Thema der empirischen Studie war deshalb die Reaktion auf die äußeren Gegebenheiten einerseits, und die Rolle nicht-materieller Charakteristika, die die *Model Neighbourhood* prägen, andererseits.

Die Funktion der traditionellen Bauweise eines Ortes ist in dieser Frage bedeutend. Nicht erst in letzter Zeit ist die Definition „lokaler" Architektur zwar problematisch - Interaktion mit überlokalen bzw. globalen Einflüssen ist längst üblich. Bezüge zu einer als authentisch geltenden Bauweise, die physisch angepasst und historisch verwurzelt ist, können für lokale Identitäten jedoch wichtig sein (Rieger-Jandl 2008: 27; Jormakka s.a.: 121). Die diesbezügliche Wahrnehmung der Befragten stand mit im Fokus der Interviews. Sie wird in diesem Abschnitt, sowie aus einer anderen Sichtweise, in Kapitel 4.4.3 behandelt. Und schließlich ist auch relevant, welche Bedeutung der Ort bzw. Verortung gegenwärtig überhaupt noch hat, wenn immer weniger Menschen räumlich gebunden sind und globale Kommunikation selbstverständlich ist.

DER PHYSISCHE ORT

Der Standort übt mittels topographischer und klimatischer Gegebenheiten unmittelbaren Einfluss auf ein Gebäude aus. Während vernakuläre Bauweisen oft mit vielfältigen Maßnahmen auf diese äußeren Einwirkungen reagieren, vernachlässigt diese die Architektur der Moderne weitgehend. Auch zeitgenössische Gebäude bedürfen meist technischer Hilfsmittel, unter anderem, weil sie konstruktiv nicht ausreichend auf die Umwelt eingehen. In der *Model Neighbourhood* ist, anders als in vielen israelischen Projekten, der klare Ansatz erkennbar, die einzelnen

Gebäude und die Nachbarschaft an den „realen“ Ort anzupassen (vgl. 4.3.3). Inwiefern ist diese Konzeption aber identitätsstiftend für die Bewohnerinnen und Bewohner? Nehmen sie eine Annäherung an regionale Bauweisen wirklich als „Anerkennung des Ortes“ (Minta 2004: 312) wahr - in dem Sinn, dass die Architektur europäische Vorbilder beiseite lässt und eine Verbindung zum nahöstlichen Kontext herstellt, anstatt die unmittelbare Umgebung zu ignorieren?

Schon in der 1965 durchgeführten Studie über die Zufriedenheit der Bewohnerinnen und Bewohner mit der neuen Siedlung (Golani & Schwarze 1970: 4.80) zeigte sich, dass die Befragten die Lösungen für klimatische Probleme durchwegs als geeignet ansahen. Zwar empfanden sie die Belüftung vor allem bei eingeschoßigen Gebäuden entlang der überdachten *mish'olim* als mangelhaft. Sie kritisierten auch Überhitzung und hohe Luftfeuchtigkeit in den Häusern. Insgesamt erkannten sie aber den Nutzen der gedeckten Wege, der weitgehend befestigten Flächen und der hohen Begrenzungsmauern der privaten Höfe.

Die im Rahmen der Arbeit durchgeführte Studie zeigt ähnliche Ergebnisse: 72 Prozent der Befragten attestieren der Siedlung eine vergleichsweise gute oder gute Anpassung an den Ort. Kritikpunkte sind nach wie vor der fehlende Schutz gegen Überhitzung

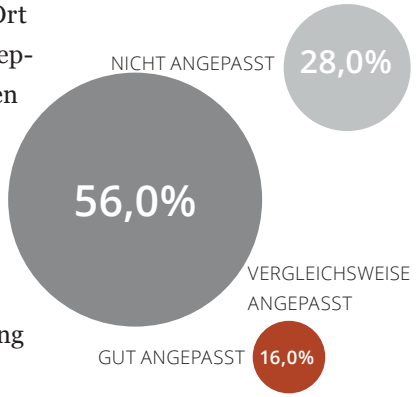


Abb. 4.35 „Do you think the neighbourhood and your apartment are well adapted to the place and climate?“ (n=25)

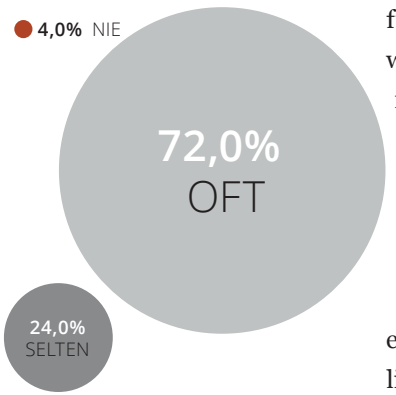


Abb. 4.36 „Do you use additional devices, for example air condition, to adapt the house?“ (n=25)

und Schwierigkeiten bezüglich der Belüftung. Isaac A. Meir von den Jacob Blaustein Institutes for Desert Research im südisraelischen Midreshet Ben-Gurion teilt die Einschätzung der Befragten grundsätzlich, er relativiert die klimatischen Qualitäten der Nachbarschaft aber auch mit Blick auf den gegenwärtigen Stand der Technik, der bessere Lösungen ermögliche (Interview Meir). Jedenfalls dürfte sich im Verlauf von 50 Jahren die Relevanz der kritisierten Faktoren geändert haben: In jedem der Häuser der Befragten ist eine Klimaanlage installiert. Einer große Mehrheit verwendet die Geräte auch häufig. Die konstruktiven Mängel der Bauten schränken ihre Nutzung also nicht mehr wesentlich ein. Die Frage nach dem richtigen Konzept für ein spezifisches Klima stellt sich daher nicht mehr wirklich, erklärt einer der Befragten: „Actually it is really hard to answer because these days we have air conditioning. These days you can just use the right equipment and anything would be suitable for a human life.“ (Interview 7)

Von einem architektonischen Standpunkt aus kann es jedoch nicht erstrebenswert sein, die Funktionalität von Gebäuden nur durch Hilfsmittel sicherzustellen. Die individuellen Kritikpunkte sind folglich immer noch interessant: Für die Überhitzung wird vor allem die schlechte bauliche Qualität der Häuser verantwortlich gemacht, die dem hohen finanziellen und zeitlichen Druck bei der Erbauung geschuldet ist.

[It] is considered as one of the more successful clusters of the city [...]. Having said that, micro-climatically it is far from ideal, and I think that today we know much more about climatic design and could possible design something much more successful, in the same spirit. (Interview Meir)

Die Bewohnerinnen und Bewohner reagieren darauf mit verschiedenen Maßnahmen, die von den erwähnten Behelfen wie Ventilator und Klimaanlage bis zu wärmetechnischer Sanierung oder dem vollständigen Neubau (Interview 15) reichen.

Für die mangelhafte Belüftung erkennen die Befragten zwei Gründe: Einerseits seien die Gebäude falsch orientiert, andererseits fehlten Fenster. Tatsächlich ist aber die *Model Neighbourhood* wie die Altstadt Be'er Shevas exakt auf die beiden Hauptwindrichtungen ausgerichtet. Es ist anzunehmen, dass die Ausrichtung der Gebäude selbst nicht ursächlich ist. Ein Vergleich der gegenwärtigen städtebaulichen Konfiguration der Siedlung und dem Zustand zum Planungszeitpunkt zeigt allerdings gravierende Änderungen. Heute liegt die *Model Neighbourhood* gleichsam im Zentrum der Stadt, eine Vielzahl an umliegenden Gebäuden beeinflussen den Wind maßgeblich. Der Fokus dieser Arbeit liegt nicht auf einer detaillierten klimatischen Analyse der Siedlung. Es scheint jedoch logisch anzunehmen, dass eher das geänderte Umfeld ausschlaggebend für die genannte Kritik ist. Die Aussagen mehrerer Bewohnerinnen und Bewohner, die schon seit langer Zeit in der Siedlung leben, bestätigen dies: Sie weisen auf einen Wandel des lokalen Klimas hin. Die Zunahme an Bausubstanz habe dafür gesorgt, dass in Be'er Sheva ein echtes Wüstenklima nicht mehr wahrnehmbar sei. Die Nächte seien nicht länger kalt, da viele Gebäude die Tageshitze speicherten. Auch Sandstürme, ein wesentlicher Impuls in der Planung, kämen kaum mehr vor (vgl. Interview 10; 16).

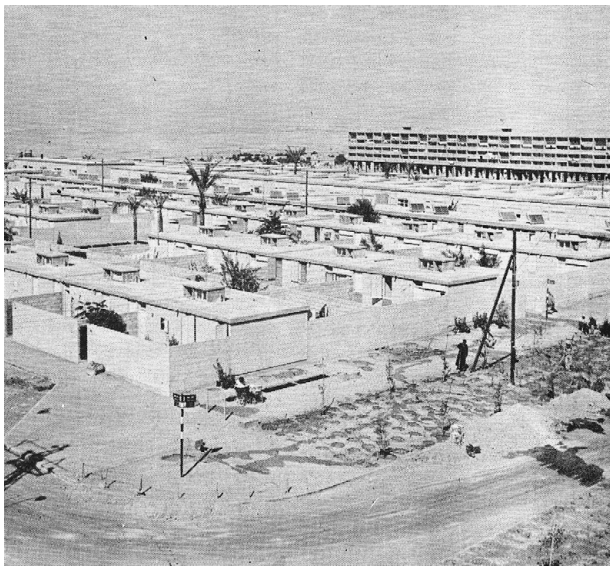


Abb. 4.37 (rechts) Ursprünglich lag die *Model Neighbourhood* am Stadtrand und grenzte unmittelbar an ein wüstenartiges Gebiet.

Abb. 4.38 (nächste Seite links) Überdachte Gasse in der Wüstenstadt Yazd, Iran.

Abb. 4.39 (nächste Seite rechts) Partiell überdachter *mish'ol* im größeren Subquartier der *Model Neighbourhood*.

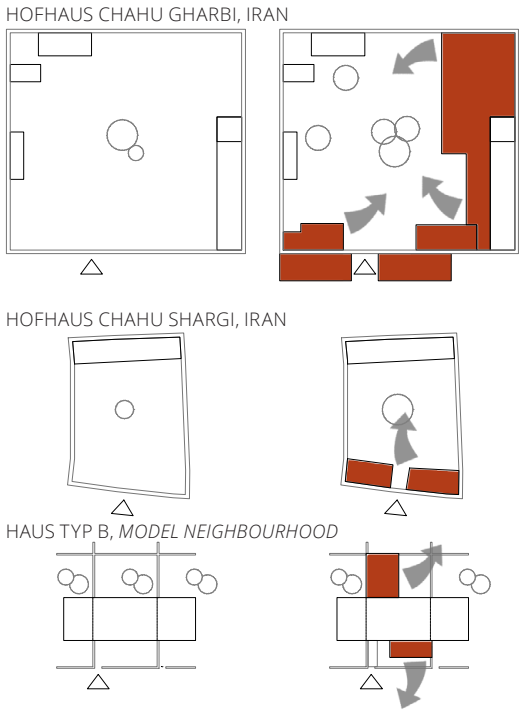
Der nächste Kritikpunkt - das Fehlen einer ausreichenden Anzahl an Fenstern - überrascht, da auch die vernakuläre Architektur der Region nicht unbedingt für ihre weit geöffenen Räume bekannt ist. Das Thema erfordert eine breite Betrachtung, da es zeigt, dass traditionelle Bauweisen nicht immer eine uneingeschränkte Vorbildfunktion haben können - auch, wenn Rudofsky berechtigterweise konstatiert: „There is much to learn from architecture before it became an expert's art. The untutored builders in space and time [...] demonstrate an admirable talent for fitting their buildings into the natural settings." (Rudofsky 1964: s.p. [10]). Der direkte Einfluss der vernakulären Architektur auf die Konzeption der Nachbarschaft ist umstritten und wird sich auch im Rahmen dieser Arbeit nicht klären lassen. Einerseits wird die Bedeutung genuin palästinensischer Bauten zwar relativiert und der Einfluss der Interbau-Ausstellung in Berlin 1957 hervorgehoben (Osten 2012), andererseits bezog sich Ram Carmi, ein in der Konzeption beteiligter Architekt, seine Inspiration explizit aus arabischen Dorfstrukturen (Yacobi & Shadar 2014: 984). Die Planer wollten jedenfalls eine optimale Lösung für eine Nachbarschaft im Wüstengebiet Negev finden. Ideen der traditionellen, lokalen Bauweise zu untersuchen scheint daher logisch. Wie unten analysiert wird, dürften die Architekten im Sinne Rudofskys zwar viel, aber nicht alles von den elementaren Bauweisen gelernt haben. Missverständnisse in der Planung, aber auch Nutzung und späteren Anpassung der Häuser haben zu Problemen geführt.

Mehrere Elemente der *Model Neighbourhood* weisen Bezüge zur regionalen traditionellen Bauweise auf. Die *mish'olim*, die relativ engen Fußwege zwischen den Häusern, begrenzt von geschoßhohen Mauern, muten wie eine orthogonale, „moderne" Interpretation des Gassengeflechts arabischer und persischer Dörfer an. Auch Überdachungen in Form auskragender oder brückenartiger Gebäudeteile sind in der Region weit verbreitet - traditionelle Entsprechungen lassen sich in der Altstadt Jerusalems ebenso finden wie im iranischen Yazd und im mediterranen Raum insgesamt. Mehrere Befragte bestätigen die Effektivität dieser konstruktiven Beschattung, und schon eine simple Beobachtung der Situation im Tagesverlauf zeigt, dass die *mish'olim* fast durchgehend beschattet sind. Ein negativer Aspekt der gedeckten Wege ist, wie sich in der Untersuchung zeigte, ein beengendes Raumerlebnis: „They [*mish'olim*]

Abb. 4.40 (vorherige Seite links) Auch nicht überdachte *mish'olim* sind aufgrund der Enge klimatisch vorteilhaft.

Abb. 4.41 (vorherige Seite rechts) Gasse in Bandar-e Laft auf der Insel Qeshm, Iran.

Abb. 4.42 Erweiterungen in traditionellen Hofhäusern (oben und mittig) und in der *Model Neighbourhood* (unten). Die neuen Räume der traditionellen Häuser orientieren sich weitgehend nach innen, die Additionen in der Nachbarschaft in Be'er Sheva nach außen.



are scary looking, [...] claustrophobic.“ (Interview 8) Ventilationsprobleme und die Bildung unangenehmer Gerüche im Bereich der Wege lassen sich partiell ebenfalls auf diese Anordnung zurückführen.

Die Planer übernahmen zwar bestimmte Elemente der traditionellen Architektur, entfremdeten diese allerdings teilweise ihrer Aufgabe oder setzten sie in einen anderen Kontext. Auch individuelle Anpassungen der Häuser durch die Besitzerinnen und Besitzer (vgl. 4.4.2) führten dazu, dass per se sinnvolle Ideen heute nur mehr schlecht funktionieren. Das konkrete Beispiel unangenehmer Geruchsbildung im Bereich der *mish'olim* basiert vor allem darauf, dass im Lauf der Zeit in den meisten Häusern die Küchen so weit in den vorderen Hof ausgedehnt wurden, dass sie heute direkt an die Begrenzungsmauern anschließen. Im Unterschied zu den offenen Kochstellen traditioneller Häuser befinden sich die Küchen in geschlossenen Räumen, sodass eine Entlüftung notwendig ist. Diese wird in der *Model Neighbourhood* nicht mehr über Fenster zum Hof, sondern- naheliegend - zu den *mish'olim* bewältigt. Die negativen Aspekte sind also hier vor allem Ergebnis der Freiheit der Nutzerinnen und Nutzer, die individuellen Einheiten nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten und so die Allgemeinflächen beeinträchtigen.

Die vor- und nachgelagerten Höfe haben ebenfalls eine Entsprechung in der vernakulären arabischen Architektur: Die klimatische, aber insbesondere die soziale Funktion macht den Hof dort zum zentralen Element eines Hauses schlechthin. Er ist Wohnraum und Erschließungsfläche zugleich, die umgebenden Wände bieten Schutz und Privatsphäre. Belichtung und Belüftung erfolgen primär über den Hof, und bei gesteigertem Platzbedarf bietet er die Möglichkeit der inneren Verdichtung durch Addition von Räumen (vgl. 3.1.1). In einem Artikel der Tageszeitung *Ha'Aretz* erklärt Architekt Nahum Zolotov, warum er auch weite Teile der *Model Neighbourhood* als Hofhaus-Struktur konzipierte: „The idea of the carpet-style construction was already around then, I don't remember exactly where we saw it but it seemed very suitable [...]. The yard in the back was supposed to increase the living space, to create a little privacy with a little greenery.“ (Dvir 2009) Die offenen, mit Mauern umschlossenen Bereiche waren genauso als Erweiterung des Wohnraumes gedacht. Hier endet die Ähnlichkeit zu traditio-

Abb. 4.43 (oben) Hof in Chahu Gharbi auf der Insel Qeshm, Iran. Traditionell dienen im nordafrikanischen und nahöstlichen Raum Höfe sowohl der Erschließung, als auch als Aufenthaltsort und soziales Zentrum der Häuser.

Abb. 4.44 (unten) Hof in der Altstadt Be'er Shevas.

nellen Häusern: An den Grundrissen lässt sich bereits ablesen, dass die Höfe der *Model Neighbourhood* nicht das Zentrum eines Hauses bilden. Sie sind den Häusern vor- und nachgeschaltet und entsprechen sowohl in ihrer Positionierung als auch Nutzung europäischen bzw. nordamerikanischen Gärten.

Die Aussagen der meisten Nutzerinnen und Nutzer untermauern das: Die privaten Freibereiche werden von einem Großteil zumindest manchmal genützt. Dies ist vor allem davon abhängig, ob es das Wetter zulässt. Sofern Kinder im Haus wohnen oder zu Besuch kommen, werden die Höfe zum Spielen genutzt, teilweise werden auch Mahlzeiten im Freien eingenommen. Hitze und Kälte beschränken die Nutzungsmöglichkeiten allerdings auf wenige Monate im Jahr (Interview 1). Eine logische Konsequenz ist die Verkleinerung der Freibereiche und die Erweiterung des geschlossenen Wohnraums. Tatsächlich wurden die Häuser nicht nur aller Befragten, sondern der gesamten *Model Neighbourhood* auf Kosten der Höfe vergrößert. Der vordere Freibereich ist bei 80 Prozent der Befragten vollständig verbaut, nur in einem Fall ist er in seiner ursprünglichen Dimension erhalten. Auch die Größe der hinteren Höfe wurde durchwegs reduziert: „They built to the front wall and as far back as they legally can in the back." (Interview 17) Dies kann zwar nicht allein darauf zurückgeführt werden, dass für die Freibereiche keine adäquate Nutzung vorhanden war, sondern auch die geringe Nutzfläche der Häuser im Originalzustand war maßgeblich. Jedenfalls zeichnet sich ab, dass die Höfe eine fundamental andere Bedeutung als in der vernakulären Architektur haben. Die planerische Interpretation und Entfremdung des traditionellen zentralen Hofes macht ihn in der *Model Neighbourhood* zu einem Appendix des geschlossenen Raums.

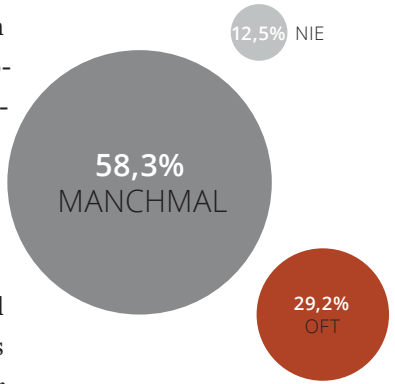


Abb. 4.45 „Do you use the courtyards?" (n=24)

Auch der Lebensstil der Bewohnerinnen und Bewohner differiert deutlich vom traditionellen nahöstlichen Pendent. Schon in der Vergangenheit war der hegemoniale Lebensstil durch die *Ashkenazim* „west-

I: You also have this courtyard, is it important for you?
B1: Yeah, my washing is there. But, let me say, unless you put on something, it's unusable. (Interview 1)

I: Are you using the courtyard?
B5: No. When the children were small, we used it very much. But now... Because of the television, we use the living room most of the time. (Interview 5)

I: Are you also using the courtyard, the backyard?
B15: Yeah, of course. [...] My kids are playing there. I'm sitting there in the evening, me and my wife. (Interview 15)

lich“, das heißt mittel- und osteuropäisch, geprägt (vgl. 2.2.2). Viele Immigrantinnen und Immigranten kamen aus dem Nahen und Mittleren Osten und Nordafrika und unterschieden sich kulturell von den *Ashkenazim*. Man könnte nun annehmen, die *Model Neighbourhood* sei der Versuch einer Synthese zwischen diesen zwei Welten. So ziehen auch Oxman, Shadar und Belferman (2002: 334) Parallelen zu marokkanischen Bautraditionen, mit denen viele Neuankömmlinge vertraut waren. Aufzeichnungen der Architekten geben allerdings keinen Hinweis darauf, dass dieser kulturelle Faktor echtes Gewicht hatte: Immigrantinnen und Immigranten wurden in der Konzeption der *Model Neighbourhood* vor allem aufgrund ihres fehlenden Kapitals besonders berücksichtigt (Yaski 1970: 4.73). Heute dürften diese kulturellen Differenzen nur mehr eine untergeordnete Rolle haben: Im Rahmen der empirischen Forschung ergaben sich keine signifikanten Unterschiede zwischen Befragten, die selbst oder deren Vorfahrinnen und Vorfahren aus dem nordafrikanischen oder nahöstlichen Raum stammen, und den anderen Befragten. Kulturell scheinen die Bewohnerinnen und Bewohner dem sogenannten „Westen“ näher zu stehen als ihrer unmittelbaren geographischen Umgebung. Das Ziel einer homogenen Bevölkerung scheint sich zumindest diesbezüglich erfüllt zu haben, die bedeutende soziale Dimension des arabischen Hofes deckt sich aber nicht mit der Realität der Befragten.

Unabhängig vom tatsächlichen Einfluss lokaler Architektur stellt sich im Kontext der Identität die Frage, ob die Nutzerinnen und Nutzer Ähnlichkeiten der *Model Neighbourhood* zur traditionellen Bauweise erkennen. Für lediglich ein knappes Drittel der Befragten trifft das zu - obwohl objektiv betrachtet Übereinstimmungen existieren. Die Befragten erkennen großteils keine Verbindungen, und im erwähnten *Ha'Aretz*-Artikel wird die Missachtung des lokalen, arabischen Kontextes als „one of the biggest missed opportunities for carpet-style building in Be'er Sheva“ bezeichnet (Dvir 2009). Für die privaten Bereiche, für die Häuser und die ihnen zugeordneten Freibereiche, mag dies weitgehend stimmen. Die Organisation der Grundrisse, die Ausstattung sowie die technische Ausführung und Materialität entsprechen europäischen Vorbildern. Es ist - von der klimatischen Funktion abgesehen - schwierig, eine enge Verbindung der zwei verschiedenen Hof-Konzepte zu erkennen. Anders stellt sich die Situation für öffentliche und semi-private Bereiche dar: die schon erwähnten *mish'olim* mit ihrem intimen Charakter und die entlang dieser Wege angeordneten kleinen öffentlichen Freibereiche zeigen hingegen offensichtliche Gemeinsamkeiten mit arabischen Dörfern. Sie entsprechen nicht nur den klimatischen Bedingungen des Ortes, sondern auch der angestrebten kollektiven Lebensweise der Bewohnerinnen und Bewohner, die noch heute stark ausgeprägt ist. Dieser Aspekt, der mit dem strukturellen Konzept

der Nachbarschaft zusammenhängt, ist Thema des folgenden Abschnitts 4.4.2.

Warum erkennen die Befragten aber keine Verbindungen zwischen den Hofhäusern der Altstadt und den Patio-Häusern der *Model Neighbourhood*, zwischen den engen Gassen arabischer Dörfer und den *mish'olim*? Lokale bzw. regionale Konzepte, die mit Hilfe globaler architektonischer und technischer Errungenschaften realisiert werden - dieses Schema entspricht einer Architektur, die als „Kritischer Regionalismus" bezeichnet wird (vgl. Lefaivre & Tzonis 2003: 6ff.; Frampton 1983: 16ff.). Der Fokus liegt nicht auf einer formalen, expressiven Übereinstimmung mit der vernakulären Architektur eines Ortes, vielmehr wird das Konzept abstrahiert und dann umgesetzt. Ein *sense of place* entsteht nicht durch die Nachahmung historischer Bauweisen, sondern durch deren moderne Interpretation. Ergebnis ist eine hybride Architektur, die Einflüsse aus mehreren Quellen in sich vereint - ohne diese Quellen auf den ersten Blick preiszugeben.

Ein interessanter Aspekt der *Model Neighbourhood*, der sie auch von anderen Projekten des Kritischen Regionalismus unterschiedet und konzeptuelle Bezüge zur vernakulären Architektur zeigt, ist ihre Anpassbarkeit. Viele zeitgenössische Gebäude nutzen traditionelle Lösungen zur Verschattung, lokale Techniken zur Materialverarbeitung oder überlieferte Formen für spezifische Bauaufgaben. Sehr oft sind sie aber als finales Ergebnis eines Prozesses konzipiert: Eine weitere Entwicklung ist nach der Fertigstellung des Baues nicht vorgesehen und in sinnvoller Weise schwer möglich. Eine fundamentale Komponente traditioneller Architektur - die Flexibilität - geht dadurch verloren (Shadar 2010: 230). Die Häuser der *Model Neighbourhood* bieten hingegen, unabhängig davon, ob dies geplant war oder nicht, die sehr einfache Möglichkeit der Erweiterung in Richtung der Freibereiche. Dies ermöglicht die Anpassung an die jeweilige Lebensrealität der Nutzerinnen und Nutzer und entspricht der Praxis in traditionellen arabischen Hofhäusern. Während dort eine Verdichtung nach innen stattfindet, also ausgehend von der Hofmauer nach innen nicht verbundene Räume addiert werden, erfolgt diese in der *Shchuna Le-Dugma* nach außen. An bestehende Zimmer werden weitere angebunden, bis letztlich die Hofmauer erreicht ist. Das resultiert in einer geringeren Flexibilität einerseits und in einer stärkeren Beeinträchtigung des öffentlichen Raumes andererseits.

Kehren wir wieder zurück zur oben angeführten Kritik der Bewohnerinnen und Bewohner, dass es zu wenige Fenster gäbe und dass sich in den *mish'olim* unangenehme Gerüche bildeten: Sie ist ebenfalls diesem Zusammenhang zu sehen. Ein Hof im Zentrum bietet weitaus mehr Möglichkeiten der Erweiterung

als ein zweigeteilter Hof an den Gebäudeenden, und damit auch die Chance, besser auf die Belüftung und Belichtung einzelner Räume zu reagieren.

Steht die *Model Neighbourhood* nun aber für die „Anerkennung des Ortes“ (Minta 2004: 312), wie Anna Minta, wie oben erwähnt, konstatiert? Ja und nein: Ihr Konzept steht für die Anerkennung dessen, was üblicherweise mit dem Ortsbegriff gemeint ist - nämlich der physischen Dimension, der klimatischen und topographischen Gegebenheiten. Die *Model Neighbourhood* steht nicht für die Anerkennung des kulturellen, arabisch-palästinensisch geprägten Ortes. Sie repräsentiert den „Schritt von der zionistischen Utopie zur Wirklichkeit des israelischen Staates“, der „eine Auseinandersetzung mit der Realität und dem realen Ort“ (Minta 2004: 328) bedingt. Die kulturelle Identität des Ortes, die als Bezugspunkt für die Bewohnerinnen und Bewohner verständlicherweise bedeutend ist, kann allerdings nicht durch harte Fakten definiert werden, sie ist ein „floating signifier“ (Dervin 2012: 181). Wahrheiten existieren in dieser Hinsicht nicht a priori. Wahrheiten werden vielmehr individuell durch die Bewohnerinnen und Bewohner generiert und können dann Bestandteil der Identität werden.

Wenn man davon ausgeht, dass mit der richtigen Ausstattung heute tatsächlich kein Ort mehr für das menschliche Leben ungeeignet ist, bekommt dieser Aspekt zusätzliches Gewicht. Physische Einflüsse von außen verlieren unter dieser Prämisse an Bedeutung. Anpassung an den Ort wird nicht länger als unbedingte Notwendigkeit gesehen, und die Verbindungen zwischen traditioneller Architektur und der *Model Neighbourhood* sind ein wissenschaftliches Thema, stehen aber kaum im Fokus der Bewohnerinnen und Bewohner. Gesteigerte Mobilität, aber auch fortschrittliche Technologie haben außerdem dazu geführt, dass viele Menschen nicht mehr territorial gebunden sind (Appadurai 1996: 189). Manche Berufe erfordern keine physische Präsenz mehr, Wohn- und (virtueller) Arbeitsort müssen geographisch nicht mehr übereinstimmen. Ein Beispiel aus der *Model Neighbourhood* illustriert das: „In 2003 - I already had this business - the technology became good enough that it didn’t matter where I was.“ (Interview 18) Der Befragte konnte dadurch von den USA nach Israel ziehen, während der berufliche Schwerpunkt in New York verblieb. Ergebnis dieser Entwicklung ist einerseits, dass Identität nicht mehr länger auf einen einzigen Ort fixiert ist. Appadurai (1996: 195, Hervorh. im Original) spricht von „*virtual neighborhoods*, no longer bounded by territory“ - auch nicht durch nationale Grenzen. Andererseits sind nun insbesondere nicht-physische Aspekte wichtig, die beispielweise mit der historischen oder kulturellen Dimension eines Ortes zusammenhängen. Das zeigte sich für das *Erez Israel* insgesamt (vgl. 2.1.1) und gilt auch in einem kleineren Maßstab.

DER PSYCHISCHE ORT

Assoziationen zum mediterranen Raum wie auch zur Jerusalemer Altstadt sind in der empirischen Studie und in der Literatur keine Seltenheit. Es sind dies Ansätze, alternative Referenzsysteme zu etablieren, mit Hilfe derer die Architektur zu erklären ist. Eine „threatening eastern identity" (Cohen 2004: 341) soll dabei vermieden werden. Mit dem Verweis auf den Mittelmeerraum können sowohl zu einem geographischen, aber auch zu einem kulturellen Raum nachvollziehbare Bezüge geschaffen werden, ohne das problematische Verhältnis zum Nahen Osten thematisieren zu müssen. Diese Zugehörigkeit ermöglicht die Abkehr von der osteuropäischen Diaspora-Identität und die Einbettung in eine größere Einheit, die nicht im Widerspruch zu einer „westlichen" kulturellen Identität steht. Im Sinne Benedict Andersons (2006: 6) handelt es sich um eine *imagined community*, die über den Umfang einer Nation hinausgeht: Allein durch die Vorstellung, man bilde eine Gemeinschaft, kann eine solche entstehen. Bezüge mögen konstruiert wirken und andere Referenzen naheliegender sein - das bedeutet nicht, dass sie nicht eine wesentliche identitätsstiftende Funktion haben. Für Cohen (2004: 341) stellt der „Mediterraneanism" eine „conceptual hammock" dar, die es ermöglicht, das „Lokale" breiter zu fassen und die Entscheidung zwischen Europa und dem Nahen Osten, also zwischen „West" und „Ost", zu vermeiden.

B11: This is more Spain-style, it's a patio. (Interview 11)

B1: So we stopped in Greece, changed boats. [...] He went to see Doxiadis' school. I think, some of it might be related to him somehow. (Interview 1)

B1: I think it is more like the Old City of Jerusalem. Because that also has these alleyways. (Interview 1)

Der vorangehende Verweis auf die Altstadt der israelischen Hauptstadt Jerusalem vermeidet überhaupt Assoziationen zu einer anderen als der jüdischen Kultur: Er stellt den Versuch dar, eine historische Kontinuität zur biblischen hebräischen Identität zu etablieren. Diese Kontinuität ist also nicht nur ein wichtiges Argument in der Besiedelung Palästinas an sich, sondern kann auch spezifisch für die Architektur bemüht werden. Die säkulare Bausubstanz des alten Jerusalems unterscheidet sich nicht wesentlich von der anderer Städte der Umgebung, und die Bevölkerung war zumeist sehr heterogen. Die unterschiedlichen Viertel der Altstadt sind zwar bis heute ethnisch und religiös klar definiert[33], diese Kategorisierung bildet sich in der Bausubstanz aber nur in sehr eingeschränktem Ausmaß ab, sodass eine spezifisch jüdische Architek-

33 Die Altstadt Jerusalems ist unterteilt in ein armenisches, christliches, jüdisches und ein muslimisches Viertel. Das historische marokkanische Viertel wurde nach der israelischen Eroberung Ost-Jerusalems 1967 zerstört (Abowd 2000: 7).

tur de facto nicht existiert. Die kulturelle Vereinnahmung der Altstadt als etwas „Eigenes“ ist demnach objektiv nicht ganz richtig. Ihre Bedeutung für den Zionismus zeigt sich aber auch in der Rehabilitation des Jüdischen Viertels von Jerusalem, die nach der Eroberung Ost-Jerusalems 1967 ein wichtiges Projekt war (vgl. Golani & Schwarze 1970: 4.32ff.).

Wie im Fall des „Mediterranismus“ existieren in der Literatur keine Beweise, dass Jerusalem Einfluss auf die Konzeption der *Model Neighbourhood* hatte. Für die identitätsstiftende Wirkung ist das nicht unbedingt Voraussetzung - gerade weil diese nicht an einen physischen Ort gebunden sein muss, sondern auch symbolischer Natur sein kann.

Be’er Sheva wird bereits im Tanach erwähnt. Obwohl dieser Aspekt in der Studie nur von wenigen Befragten aufgegriffen wurde, scheint auch darin ein identitätsstiftendes Potential zu liegen. Die Stadt wird als Ort zu einer Bedeutungsträgerin, die eine religiös-historische Kontinuität herstellt, eine Verbindung zur „eigenen“ Geschichte. Im Rahmen der empirischen Forschung zeigte sich, dass die Voraussetzung in diesem speziellen Fall - der Verknüpfung mit biblischen Erzählungen - Religiosität ist.

I: Do you identify with the place?
B24: [...] Absolutely. Because it’s easy: Anyone you talk to anywhere in the world, you say: where Abraham and Isaac were, and they know. (Interview 24)

I: Do you still feel like it is something special to live in Be’er Sheva, or is it just like any other city?
B3: [...] Abraham lived here and yes, it does do something to me that it is an old city. (Interview 3)

Abb. 4.46 (links) Gasse der Jerusalemer Altstadt

Abb. 4.47 (rechts) *Mish’ol* - übereinstimmende Konzepte?

Auch zwei Begriffs-Cluster aus der Zeit des Sharon-Plans scheinen bis heute relevant zu sein: Einerseits der ideologische Prozess des „Conquest of the Desert“, die Fortsetzung der heldenhaften Pionierarbeit früher Zionistinnen und Zionisten. Andererseits die periphere Lage im Staat - Yiftachel (2010: 92) nennt das „frontiphery“ - und die damit verbundene wirtschaftliche und soziale Benachteiligung, vergleicht man Be’er Sheva mit Tel Aviv oder Haifa. Diese Situation bewirkt bis heute „social and economic under-development, mediocre levels of education and health, and a stigma deriving from the Mizrahi [...] character“ (Yiftachel, Goldhaber & Nuriel 2013: 231).

Für knapp 40 Prozent der Befragten stellt es nach wie vor eine Pioniertat dar, in Be’er Sheva zu leben. Ausschlaggebend dafür ist nicht so sehr die politische Mission der frühen zionistischen Periode, sondern der Fakt, dass Be’er Sheva in keiner Hinsicht im Zentrum Israels liegt und trotz guter Verkehrsverbindungen in die größten Städte Tel Aviv, Jerusalem oder Haifa als distanziert gilt. Diese Einschätzung wird von den meisten der Befragten geteilt, unabhängig davon, ob daraus ein Pioniergefühl resultiert oder nicht. Auch die Tatsache, dass Be’er Sheva, wie andere *Development Towns*, vornehmlich von *Mizrahim* besiedelt wurde, spielt eine Rolle im Selbstverständnis. Unterschiede in der Lebensweise sind in der Gegenwart zwar marginal, der Gedanke daran hält sich allerdings hartnäckig (Interview 2). Dies mag unter anderem an den unterschiedlichen religiösen Traditionen der mittel- und osteuropäischen *Ashkenazim* und der *Mizrahim* bzw. *Sephardim* liegen.

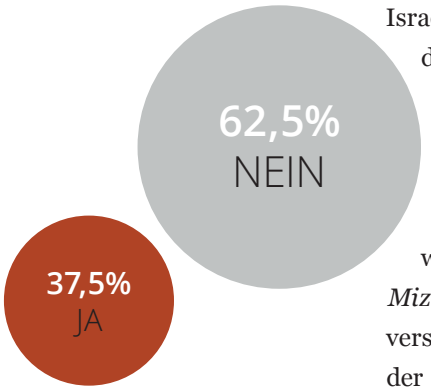


Abb. 4.48 „Living in Be‘er Sheva, do you still feel a pioneering spirit?“ (n=24)

I: [...] Do you still have this pioneering feeling?
B7: It’s less than in the early days. It’s more notable in more Southern areas like Eilat, in the Arava, in those places. But living in Be’er Sheva is still considered as some kind of being far from Tel Aviv, far from the center, and peripheral. To a certain extent you can say that to live in Be’er Sheva is considered pioneer, but not as in the 50s, when it was really a brave thing and a patriotic thing. (Interview 7)

Identität konstituiert sich aus einem „Wechselspiel von Fremd- mit einem hohen Maß an Eigenzuschreibungen“ (Gingrich 2005: 40). Signifikant ist daher auch die Außenwahrnehmung des Ortes. Aussagen aus den Interviews zeigen, dass die Einschätzung, Be’er Sheva liege am „Ende der Welt“, auch als Fremdzuschreibung verbreitet ist. In der Gegenwart hat der Begriff „Peripherie“ seinen per se negativen Charakter allerdings verloren: „But now, I don’t feel that I’m a pioneer by living here, because I want to live in this kind of place. It’s a calm neighbourhood, a peripheral one, not the centre with all the noise.“ (Interview 15) „Peripherie“ ist zwar noch immer eine Referenz, allerdings nicht mehr gleichbedeutend mit Entbehrungen,

B6: People who don't live in Be'er Sheva still think that this is the end of the world. (Interview 6)

B21: When my daughter used to be in the youth movement, and she used to meet friends from Tel Aviv, they used to ask her: „Ah, you still got camels in the desert?" (Interview 21)

Unterentwicklung und dem Zwang, dort zu leben. Hier steht die bewusste Entscheidung, nicht in einer zentralen Stadt, sondern in einer ruhigeren Umgebung zu leben, im Vordergrund. Diese Tendenz ist nicht spezifisch für Israel und lässt sich beispielsweise auch in Wien beobachten, wo der periphere „Speckgürtel" großen Zustrom erfährt. Sie steht meist in Verbindung mit einem relativ hohen wirtschaftlichen Potential.

Ein knappes Drittel der Befragten erkennt eine Tendenz, dass sich der religiöse Anteil der Bevölkerung vergrößert. Auch eine solche Entwicklung beeinflusst das Selbstverständnis und der Ort bekommt eine Identität, die mit seiner geographischen Konstitution nichts zu tun hat. In der *Model Neighbourhood* existiert eine relativ große englischsprachige, orthodox-religiöse und meist ältere Gruppe. Dies liegt nicht ursächlich an der Nachbarschaft selbst, sondern an einer nahe gelegenen Synagoge, die von den meisten Angehörigen der Gruppe besucht wird. Eine geographische Eingrenzung der Gruppe stimmt dadurch auch nicht vollständig mit der *Model Neighbourhood* überein, überlappt aber mit dieser (Interview 24). Eine eigentlich nicht mit den Gebäuden in Verbindung stehende Einrichtung kann allein durch die örtliche Nähe die innere und äußere Wahrnehmung beeinflussen. Das Bewusstsein, in unmittelbarer Nähe die gewünschte religiöse Institution und gleichgesinnte Menschen vorzufinden, kann wiederum die Entscheidung für oder gegen einen Wohnort beeinflussen. Obwohl die Bedeutung lokaler Gruppierungen insbesondere für sozioökonomisch besser gestellte Gruppen - und dieser Definition entspricht die oben genannte - sich im Zuge der Globalisierung verändert hat (Castells 2010: 446; Appadurai 1996: 189ff.), ist sie, wie dieses Beispiel zeigt, nicht insgesamt aufgehoben. Wie in Kapitel 2.3.3 gezeigt wurde, sind kollektive Identitäten heute meist nicht eindimensional, die Nachbarschaft ist nicht das einzige Bezugssystem. Individueller Identitäten bestehen aus mehreren Komponenten, und lokale Netzwerke sind eine davon. Ihre Rolle geht in der *Model Neighbourhood* über eine bloße praktisch-nachbarschaftliche Relation (im Sinne von: „Die Geschäfte haben geschlossen, wo bekomme ich jetzt Milch her?") hinaus. Stattdessen entsteht ein Bild, das die Nachbarschaft nach außen definiert und unterscheidbar macht. Im Inneren hingegen kann die Vorstellung einer zunehmend religiös geprägten Gemeinschaft vereinend wirken, aber auch Ablehnung hervorrufen.

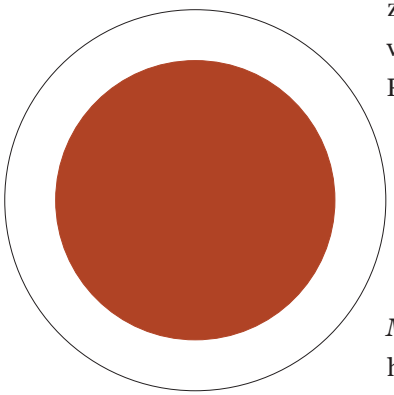


Abb. 4.49 Die Struktur als architektonische Analysekategorie.

4.4.2 DIE STRUKTUR

Die charakteristische Struktur - ein „Rahmen“ aus langen, höheren Gebäuden und niedrige, im Vergleich zu anderen Bereichen Be’er Shevas dichte Bebauung - verschafft der *Model Neighbourhood* eine besondere Position im städtischen Gefüge. Eine komplexe Abfolge öffentlicher und privater, offener und intimer Räume bestimmt die Nachbarschaft im Inneren. Das Konzept der einzelnen Häuser gibt einen Rahmen vor, der die Freiheit individueller Veränderungen gewährt. Für die Bewohnerinnen und Bewohner der *Model Neighbourhood* bedeutet das, dass sie abgesehen vom intimen Umfeld des eigenen Hauses auf verschiedenen maßstäblichen Ebenen in städtebauliche Einheiten gruppiert sind.

Ein Blick auf den internationalen Kontext offenbart, dass die Planer der Mustersiedlung diese hierarchische Organisation nicht erfunden haben. Sie existiert in sehr alten gleichermaßen wie in zeitgenössischen Modellen. Die identitätsstiftende Wirkung der Struktur soll daher mit Hilfe vergleichbarer Beispiele untersucht werden.

ADAPTIVE STRUKTUREN

Habraken und Roesler haben festgestellt, dass die Aneignung eines Hauses im Lauf der Zeit wichtig für die Identifikation ist, da es dann eben als das „Eigene“ wahrgenommen wird (vgl. 2.3.4). Wie schon die architektonische Analyse der *Model Neighbourhood* ergeben hat, bieten die Häuser weitreichende Optionen zur individuellen Anpassung. Diese Möglichkeiten sind genutzt, mitunter stark ausgereizt worden: „[E]verybody made the changes“ (Interview 21) - unabhängig davon, ob das von den Architekten geplant war, oder nicht. Teils ist es natürlich dem Alter der Siedlung geschuldet - seit der Fertigstellung 1964 sind über 50 Jahre vergangen - dass sich in der gesamten Teppichbebauung der Nachbarschaft kein Haus findet, das noch dem Originalzustand entspricht. Eine geeignete Grundstruktur dürfte allerdings elementar dazu beigetragen haben, dass sich trotz der großen Bandbreite an Veränderungen der Charakter der Nachbarschaft in toto nicht so weit verändert hat, dass das ursprüngliche Gefüge nicht mehr erkennbar wäre. Genauso dürfte aber die Bevölkerungsstruktur eine Rolle gespielt haben: Seit Beginn und noch heute kennzeichnet ein vergleichsweise hoher sozioökonomischen Status die Bewohnerinnen und Bewohner (Dvir 2009). Die 1960-64 realisierten Häuser der *Model Neighbourhood* waren allerdings klein, die Nutzfläche betrug zwischen 43 m2 und 50 m2 für eingeschoßige und zwischen 76 m2 und 93 m2 für zweigeschoßige Bauten. Dies entsprach den Richtlinien, die aufgrund des hohen finanziellen und zeitlichen Druckes für die gesamte Wohnraum-Produktion in Israel galten; erst nach und nach, als sich der Staat etabliert und die Wirtschaft entwickelt hatte, stieg auch

der Standard im Wohnbau (Yaski 1970: 4.72f.). Es ist anzunehmen, dass diese geringe Nutzfläche nicht unbedingt den Anforderungen der Bewohnerinnen und Bewohner der Nachbarschaft entsprach, und dass das ihr finanzielles Potential Beweggrund und Voraussetzung zugleich für große strukturelle Veränderungen der Bausubstanz war.

Aufgrund zeitlicher und thematischer Überschneidungen sind als Referenz die Überlegungen des Team 10 interessant[34]. Die Gruppe bestand seit dem 9. CIAM-Kongress 1953 in Aix-en-Provence. Ihr Ziel war eine Neukonzeption des Wohnbaus, wobei sie vor allem auf die sozialen Auswirkungen des gebauten Raumes fokussierte: „It represents the last great intellectual commitment to the centrality of social order in urban settlement design as the focus of architectural discourse." (Oxman, Shadar & Belferman 2002: 323) Das grundsätzliche Problem des modernen Städtebaus, speziell der *New Towns* in England, lag für das Team 10 in den strikt durchgeplanten Systemen, die keinen Raum für freie Entwicklung ließen. Angestrebt wurden offenere Strukturen mit Möglichkeiten der Veränderung, Skalierung und Aneignung (Smithson & Smithson 1968b: 52). Georges Candilis, Alexis Josic und Shadrach Woods versuchten in ihren Systemen, Nutzerinnen und Nutzern die individuelle Gestaltung ihrer Wohnungen zu ermöglichen, ohne dass dadurch optisch und strukturell ein Chaos entstand. Denn: „Die Idee der Einheitlichkeit schafft die notwendige Disziplin, innerhalb derer sowohl Vielfalt als auch individueller Ausdruck möglich sind. Die Idee der Einheitlichkeit verleiht dem Ganzen Identität." (Candilis, Josic & Woods 1968: 148) Die Nähe dieser Gedanken zur *Model Neighbourhood* sind augenscheinlich.

Eine detaillierte Analyse der Adaptierungen in der Nachbarschaft ermöglicht eine Einteilung in zwei Kategorien: Solche, die aus dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und -darstellung entspringen - um sie geht es im Abschnitt 4.4.3 - und solche, die auf die Optimierung der Funktionalität abzielen: Sowohl bei den eingeschoßigen als auch bei den zweigeschoßigen Typen sind Erweiterungen in den vorderen und hinteren Hofbereich verbreitet - aus der Sichtweise der Hofnutzung wurde diese Tendenz im vorangegangenen Abschnitt 4.4.1 bereits analysiert. Die Ausdehnung nach vorne lässt sich bei allen Typen auf die sehr begrenzten Ausmaße von Bad und Küche zurückführen. Während die Originalpläne teilweise dem Kochen kaum einen eigenen Raum zugestanden, präsentiert sich die *Model Neighbourhood* heute in einem anderen Zustand. Es existiert, wie im Zuge der Baudokumentation ersichtlich wurde, in der gesamten *Model Neighbourhood* nur mehr vereinzelt Häuser, in denen der vordere Hof in den ursprüngliche Dimensionen erhalten ist. In sämtlichen anderen Häusern ist dieser Bereich partiell oder vollständig durch das Gebäude

34 Einen detaillierten Einblick in das Programm des Team 10 gibt der von Alison Smithson zusammengestellte „Team 10 Primer" (1968).

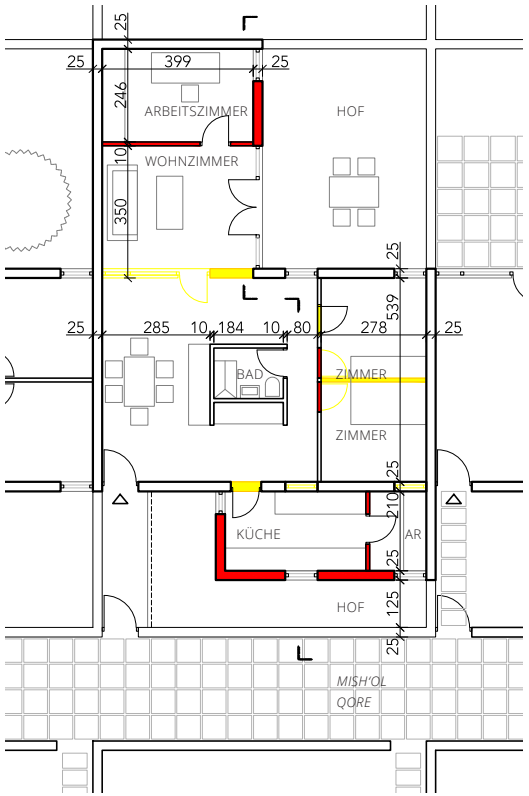


Abb. 4.50 (oben) Änderungen Typ A - Grundriss

Abb. 4.51 (unten) Änderungen Typ A - Schnitt

eingenommen und beherbergt nun Funktionen wie den Eingangsbereich, die Küche, den Essbereich oder ein Arbeitszimmer. Vereinzelt wurden auch Schutzräume für eventuelle Bombenangriffe realisiert. Der verbleibende Freibereich dient meist als klassischer Vorgarten - begrünte und befestigte Bereiche, teilweise Sitzgelegenheiten oder eine Nutzung als Abstellfläche. Ausdehnungen in den hinteren Bereich kommen einerseits einer Vergrößerung des Wohnbereichs zugute, häufig schufen die Eigentümerinnen und Eigentümer zusätzliche Räume wie Schlaf- bzw. Gästezimmer, Arbeitszimmer oder zusätzliche Bäder. Ein offener Hof, wenn auch von kleinem Ausmaß, ist bei allen Häusern im hinteren Bereich erhalten. Bei den zweigeschoßigen Typen wurden auch im Obergeschoß Räume addiert bzw. erweitert. Auch Beispiele für die Kombination zweier Häuser finden sich - durch die räumliche Anordnung hält sich der Aufwand dafür in Grenzen (vgl. Interview 6; 10; 24; 25).

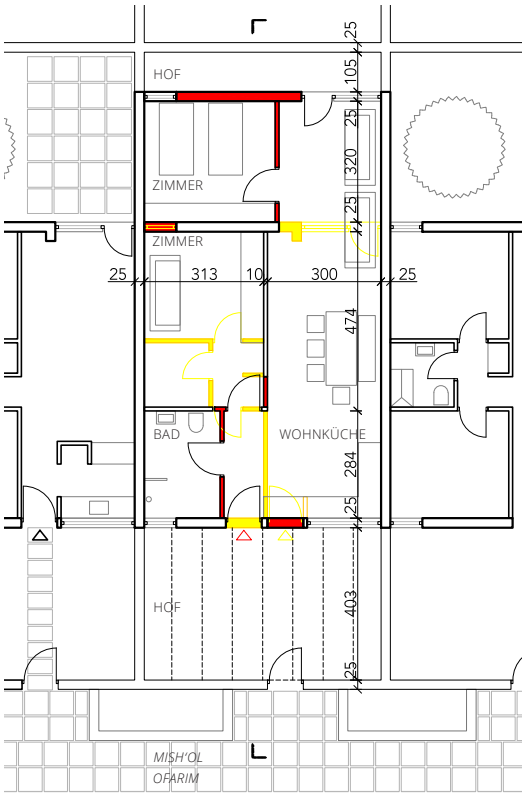
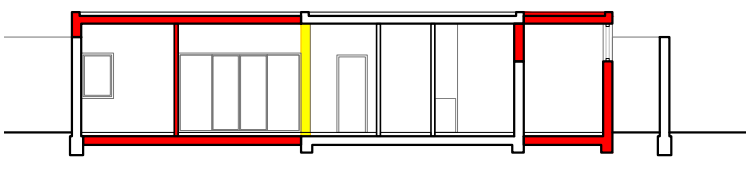
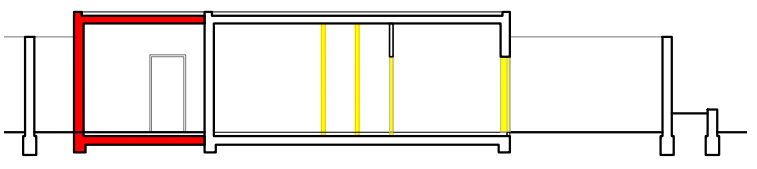


Abb. 4.52 (oben) Änderungen Typ B - Grundriss

Abb. 4.53 (unten) Änderungen Typ B - Schnitt





Trotz der weitreichenden Anpassungsmöglichkeiten besteht eine Reihe an Restriktionen, die maximale flächen- und höhenmäßige Ausdehnung ist vorgegeben. „[I]f I could build a second floor, I would do that. [...] I can't, because there are rules - building rules are against it because - I understand it - they want the neighbourhood to stay low. One level." (Interview 15) Diese Bestimmung wirkt sich besonders auf die eingeschoßige Teppichbebauung aus, deren Flexibilität sich in einem klar abgesteckten Rahmen bewegt. Ähnliche Bestimmungen scheinen für die zweigeschoßigen Häuser zu gelten: Um den Rhythmus der teilweise über die *mish'olim* kragenden Gebäudeteile zu erhalten, sind Erweiterungen in diese Bereiche untersagt. Auch funktional sind der Flexibilität Grenzen gesetzt: Durch die räumliche Konfiguration können durch Adaptionen Belichtungs- und Belüftungsprobleme entstehen (Interview 8; vgl. 4.4.1). Wenn neue, abgetrennte Räume ausgebildet werden, ist ihre Position weitgehend vorgegeben. In jedem Fall schränken sie die mögliche Fensterfläche für bestehende Räume ein, sodass sich im Extremfall vollständig innenliegende Zimmer ergeben. Bei einigen Häusern wurden diese funktionalen Grenzen überschritten und fensterlose Räume realisiert.

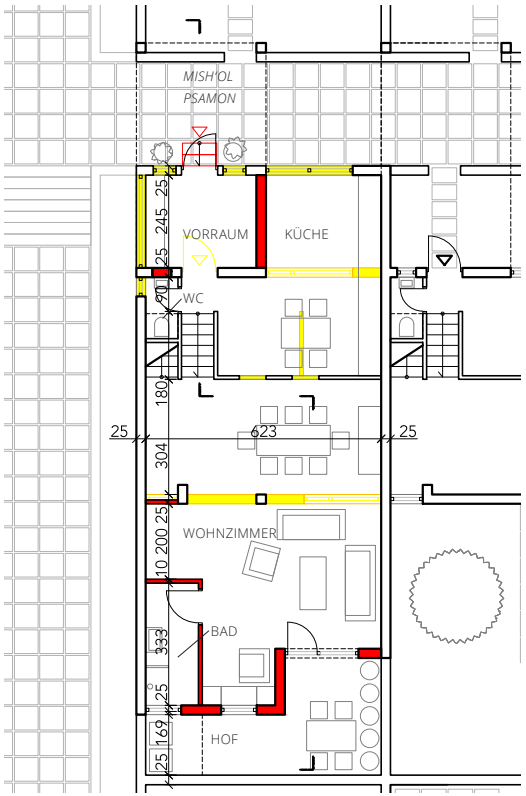


Abb. 4.54 (oben) Änderungen Typ F - Grundriss EG

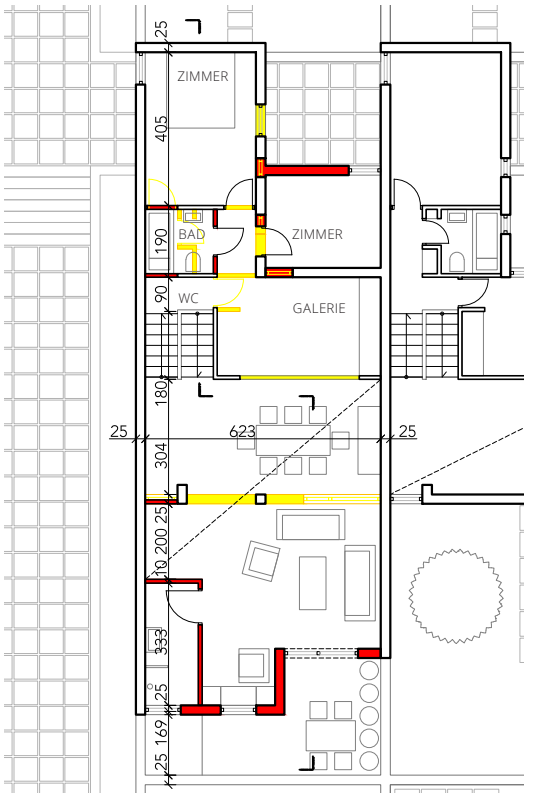
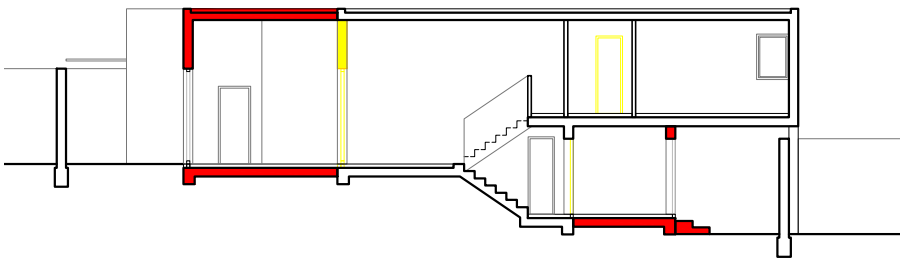


Abb. 4.56 Änderungen Typ F - Grundriss OG

Abb. 4.55 (unten) Änderungen Typ F - Schnitt



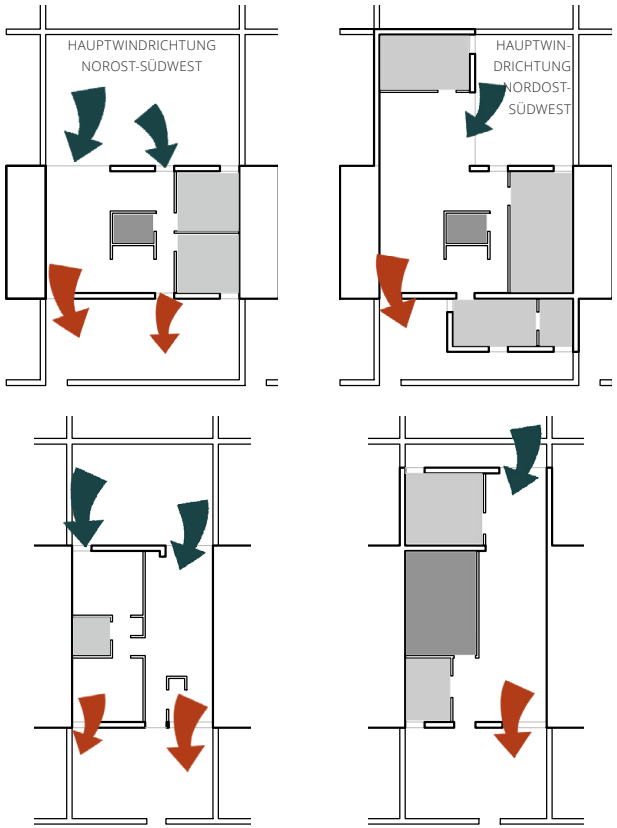


Abb. 4.57 (links) Die unterschiedlichen Wohnungstypen sind auf Querlüftung ausgelegt.

Abb. 4.58 (rechts) Durch individuelle Anpassungen ist die Querlüftungs-Funktion teilweise eingeschränkt.

Unabhängig von den planungsbezogenen Grenzen wirken sich auch Besitzverhältnisse faktisch auf die Flexibilität aus. Von 25 Befragten sind 84 Prozent Eigentümerinnen oder Eigentümer des Hauses, 16 Prozent wohnen zur Miete. 86 Prozent der Eigentümerinnen und Eigentümern haben ihr Haus strukturell, das heißt in einem Ausmaß, das über bloße Instandhaltungsmaßnahmen oder Dekoration hinausgeht, verändert. Bei den restlichen 14 Prozent der Befragten geschah dies bereits vor dem Kauf des Hauses. In lediglich einem Fall sind weitere Umbauten geplant, die Barrierefreiheit herstellen sollen (Interview 10). Personen, die in einem Mietverhältnis stehen, haben hingegen nicht die Möglichkeit, ihren Wohnort umfassend an ihre Bedürfnisse anzupassen (Interview 8; 20; 22; 23). Dieser Aspekt ist durch die Architektur nicht steuerbar, hat aber trotzdem Einfluss auf die Identifikation mit der Nachbarschaft. Die Partizipation im Gestaltungsprozess ist maßgeblich erschwert, wenn die Besitzverhältnisse individuelle Änderungen kaum zulassen.

B8: No, we're renting it. It's not worth to make anything. (Interview 8)

Abb. 4.59 „Are you renting your house, or do you own it?" (n=25)

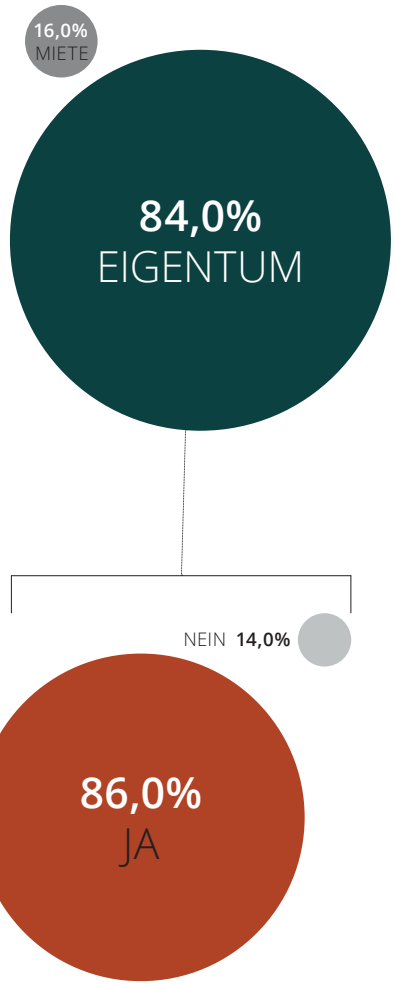


Abb. 4.60 „Since you have been living in your house, did you change anything?" (n=21)

Wenn Be'er Sheva als das Laboratorium für israelische Architektur gilt, so könnte man den maghrebinischen Raum als Experimentierfeld für die europäische Architektur bezeichnen. Verschiedene Mitglieder des späteren Team 10 waren in den 1950er Jahren unter anderem in Marokko - zu dieser Zeit noch französische Kolonie - tätig. Sie versuchten dort, einen Schritt weg von den universalistischen Bestrebungen der Moderne zu machen und auf spezifische kulturelle Gegebenheiten einzugehen. Sie untersuchten und verwendeten die Organisationsprinzipien der lokalen *bidonvilles* [franz.: Slums] als Referenzmodelle, um angemessene Lösungen für die lokale Bevölkerung zu finden. Kulturspezifische Planung war jedoch gleichzeitig Vorwand für eine Kategorisierung und Hierarchisierung der Stadtplanung: In der Hafenstadt Casablanca wurden räumlich getrennt Gebäude für muslimische, jüdische und europäische Bewohnerinnen und Bewohner realisiert. Scheinbar standen „die Menschen", ihre Kultur und ihre jeweiligen Bedürfnisse im Fokus. Im Hintergrund reproduzierte diese Architektur aber unkritisch die strikte Trennung in unterschiedliche Bevölkerungsschichten und damit koloniale Verhältnisse (Osten & Karakayalı 2009: 112ff.). Die *bidonvilles* waren Referenzmaterial und Gefahr zugleich, da sie durch das informelle Wachstum die systematische Organisation des urbanen Raumes bedrohten (Chabou 2008: 138). Die Konzepte für Casablanca sind in ihrer politischen Dimension zumindest fragwürdig[35]. Dennoch sind sie in Bezug auf die *Model Neighbourhood* interessant, stehen sie doch einerseits prototypisch für transformierbaren Wohnbau, andererseits für die Absicht, die Kultur der Nutzerinnen und Nutzer in der Planung zu berücksichtigen.

Candilis, Josic und Woods (1968: 24ff.) stellten fest, dass muslimische Wohnungen nach innen orientiert, flexibel und relativ einfach aufgebaut sind. Sie strebten Gebäude mit einer höheren Dichte als in den verbreiteten eingeschoßigen Siedlungen an, ohne in der Entwicklung diese traditionellen Richtlinien zu missachten. Beim *Nid d'Abeilles*-Gebäude in der experimentellen *Cité Verticale* in Casablanca versuchten sie eine systematische Synthese aus kulturellen Aspekten, wirtschaftlichen Anforderungen und dem Eingehen aus individuelle Vorstellungen zu bilden. Explizit räumen sie die Freiheit ein, Wohnungen nach individuellen Vorstellungen zu verändern - und betonen gleichzeitig, dass die optischen Integrität dadurch insgesamt nicht gestört werde. In der benachbarten *Cité Horizontale* versuchte der französische Architekt Michel Écochard, die niedrige vernakuläre Hofhaus-Typologie einer Systematisierung zu unterziehen, um eine schnelle Reproduktion zu ermöglichen. Der *Écochard-Grid*, eine Rasterstruktur, wurde oft kopiert und prägt das Stadtbild Casablancas bis heute, auch wenn die Häuser nicht in der ursprünglichen Form erhalten sind (Osten 2009: 14ff.).

35 Für eine eingehende kritische Bewertung dieser Architektur siehe Osten & Karakayalı (2009: 111ff.) sowie Osten (2009: 1ff.). Interessant sind die Bemerkungen über das emanzipative Potential der Moderne, die Gegenpositionen entstehen ließ und so erheblich zum Aufkommen der Widerstandsbewegungen gegen die koloniale Herrschaft beitrug.

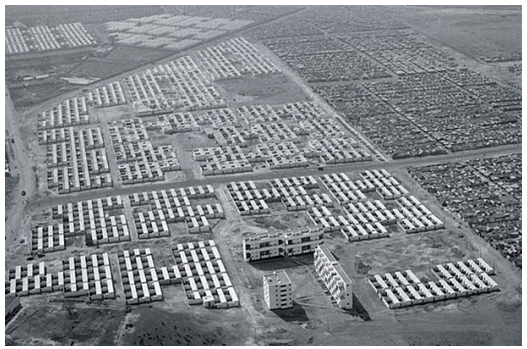


Abb. 4.61 Das Viertel *Carrières Centrale* in Casablanca mit der *Cité Verticale* von Candilis, Josic und Woods im Vordergrund, umgeben von der *Cité Horizontale* von Écochard.

Abb. 4.62 Das *Nid d'Abeilles*-Gebäude in der *Cité Verticale*. Offene, gestapelte „Patios" beruhen auf den traditionellen Höfen, kleine Wohnungen zielen aber auf Kleinfamilien ab.

Abb. 4.63 Individuelle Veränderungen und Erweiterungen haben das ursprüngliche *Nid d'Abeilles*-Gebäude nahezu unkenntlich gemacht.

Welche Gemeinsamkeiten weisen diese und andere nordafrikanische Projekte europäischer Architektinnen und Architekten auf? Einerseits sollen die Planungen auf die spezifischen Anforderungen der Nutzerinnen und Nutzer eingehen. Sie geben scheinbar nur einen Rahmen vor, der die Möglichkeit einer individuellen Gestaltung offen ließ. Andererseits sind die Projekte ein Versuch, Menschen zu steuern: Der Rahmen untermauert durch die räumliche Separation ein „ethnografische[s] Regime" (Osten & Karakayalı 2009: 120). Die Wohnungen gehen auf die introvertierten traditionellen Häuser ein, basieren aber auf der europäischen Vorstellung einer (Kern-)Familie, die nicht der lokalen Realität entspricht. Städte- und Wohnbau werden so zumindest teilweise zu einem Instrument, das die Nutzerinnen und Nutzer dominiert, anstatt tatsächlich auf sie einzugehen: „[A]n articulation of the ultimate ability to plan a society." (Osten 2009: 10)

Ein ähnlicher Eindruck entsteht, blickt man wieder zurück nach Israel, wo ebenfalls Hierarchien - wie das hegemoniale Verhältnis der „okzidentalen" *Ashkenazim* gegenüber den „orientalischen" *Mizrahim* - auf die Gesellschaft einwirken. Die Architektur reproduziert ebenso die „westliche" Dominanz, die Grundrisse entsprechen der europäischen oder amerikanischen Lebensweise: Die gebaute Umwelt wird zu einem Medium des Nation-Building, das mit bestimmten Vorstellungen und Ideen angereichert ist, die den Alltag regeln sollen (vgl. 2.2.2; 2.3.4). Bei aller Freiheit, die Häuser individuell zu adaptieren, ist die Basis, die grundsätzliche Ordnung, nicht dem Zufall überlassen. Sie entspricht der „westlich" orientierten Ideologie des Zionismus. Realiter mag das in der *Model Neighbourhood* eine geringe Rolle gespielt haben, da von Beginn an nur wenige Menschen aus Nordafrika oder dem Nahen Osten hier lebten. Es mag auch für die gegenwärtigen Bewohnerinnen und Bewohner kaum von Bedeutung sein: Sie sind entweder bereits in Israel geboren und durch die lokale Kultur geprägt, oder

sie stammen ohnehin aus Europa und Amerika. Avraham Yaski und sein Team planten die *Model Neighbourhood* allerdings explizit für Immigrantinnen und Immigranten (vgl. 4.3.2). Die Zusammensetzung der Bevölkerung dürfte eher Resultat denn Ausgangspunkt der Planung gewesen sein. Der Schluss, dass hier Wohnbau zu einem dominierenden - nämlich einen „westlichen" Lebensstil forcierenden - Instrument wurde, scheint daher zulässig. Für Be'er Sheva insgesamt war dieses Thema zumindest in den 1950er Jahren sehr relevant: Immigrantinnen und Immigranten, die häufig aus ruralen Gebieten Marokkos oder Tunesiens kamen, war die israelische Lebensweise mitunter fremd (Interview 16).

Inwiefern ist es aus architektonischer Perspektive gelungen, durch eine übergeordnete Einheit visuelles Chaos zu verhindern und Identität zu stiften? Die Struktur der *Shchuna Le-Dugma* ist heute nahezu unverändert erkennbar. Im Fall der *Cité Verticale* und der *Cité Horizontale* stellt sich die Situation anders dar: „[O]ne can hardly find (or recognize) the buildings or the neighborhoods anymore. [...] [T]heir inhabitants had appropriated the buildings to such an extent that they were rendered nearly unrecognizable." (Osten 2009: 18ff.). Die Höfe, *das* Merkmal der kulturspezifischen Architektur schlechthin, sind nicht mehr vorhanden. Das gleiche Bild bietet ein anderes Projekt in Casablanca, die *Sidi Othmane* der Architekten Hentsch und Studer. Auch hier waren es die Patio-Balkone, die von Anfang an stark transformiert und meist geschlossen wurden (Roesler 2014: 136ff.).

Drei Gründe dürften ausschlaggebend sein:

- Die Struktur der *Model Neighbourhood* ist weniger „anfällig" gegen Überformung, da die Häuser durch die umgebenden ge-

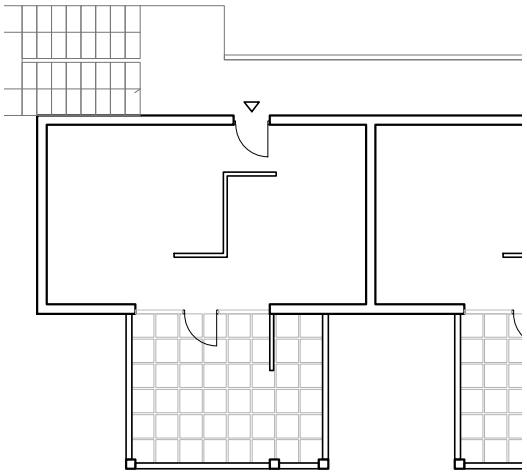


Abb. 4.64 (links) Die Wohneinheiten im *Nid d'Abeilles*-Gebäude sind auf Kleinfamilien ausgelegt.

Abb. 4.65 (unten) Die *Sidi Othmane* in Casablance von Hentsch und Studer nach der Errichtung.

Abb. 4.66 (rechts) Die *Sidi Othmane*, wie sie sich in der Gegenwart präsentiert.

schoßhohen Mauern bereits abgeschlossene Formen darstellen, die nach innen „aufgefüllt“ werden können.

- Für die marokkanischen Gebäude dürfte es keine gesetzliche Einschränkungen geben. In der *Model Neighbourhood* nehmen diese, wie gezeigt wurde, eine bedeutende Rolle ein.
- Eine Ursache könnte letztlich auch die Tatsache sein, dass das im Kern europäische Familienbild, auf das beide Konzepte beruhten, der Realität der Bewohnerinnen und Bewohner der *Model Neighbourhood* näher war als der Lebensweise der muslimischen Bevölkerung Casablancas. Anpassungen könnten in Israel dadurch eher den Intentionen der Planer entsprochen haben als im Maghreb. Hier wären allerdings weiterführende Untersuchungen notwendig.

Jedenfalls zeigt sich, dass auch Konzepte, die vermeintlich kulturelle Codes berücksichtigen, nicht zwingend den Anforderungen der Nutzerinnen und Nutzer gerecht werden - vor allem nicht mit einer finiten Auffassung von Architektur. Wenn Architektur hingegen wie Kultur als Prozess verstanden wird, sind die genannten Projekte gelungene Beispiele für die Integration formeller und informeller Komponenten. Das persönliche Engagement der Bewohnerinnen und Bewohner zeugt von einem hohen Grad an Identifikation.

Die Anpassungsfähigkeit der *Model Neighbourhood* wurde in diesem Abschnitt aus einer individuellen, auf das eigene Haus bezogene Sichtweise auf das identitätsstiftende Potential untersucht. So wie Selbst-Identität immer in eine kollektive Identität eingebettet ist (vgl. 2.2.1), existiert auch ein Haus nicht unabhängig von seiner Umgebung. Mit der Kritik an der klassischen Moderne und dem damit verbundenen „anthropological turn“ (Osten & Karakayalı 2009: 113) fanden nun nicht nur der kulturelle Hintergrund der Nutzerinnen und Nutzer Eingang in die Diskussion. Durch eine hierarchische Ordnung der Architektur bzw. Stadt, durch die Instrumentalisierung des Verhältnisses zwischen Innen- und Außenraum wurde dem Wohnen auch selbst das Potential attestiert, kulturelle und soziale Beziehungen aktiv zu beeinflussen. In urbaner wie in sozialer Hinsicht entstand die Idee eines komplexen Netzwerks - das Habitat (Safdie 1970: 11; Osten & Karakayalı 2009: 120).

ÖFFENTLICHE UND PRIVATE STRUKTUREN

Die Frage nach der Beziehung „Innen“ und „Außen“ scheint in der Architektur auf unterschiedlichen Maßstabsebenen auf: Wie sind geschlossene und offene Bereiche eines Hauses miteinander verbunden , wie interagieren sie? In welchem Verhältnis steht ein Haus zu seiner unmittelbaren Umgebung, z.B. der Straße, und wie ist diese unmittelbare Umgebung in einem größeren Referenzrahmen, etwa einer Nachbarschaft,

verortet? Durch die Organisation der Abfolge privater und öffentlicher Bereiche kann Architektur Einfluss auf die Position eines Individuums in einem Kollektiv ausüben - also eines Hauses in einer gebauten Einheit oder eines Menschen in einer sozialen Entität.

Die Gesellschaft galt in der Zeit der klassischen Moderne als Ansammlung von Individuen, die im Idealfall gleich waren. Konsequent war fast ausschließlich das Kollektiv relevant für den Städtebau. Individualität war bisweilen unerwünscht, jedenfalls nicht Thema der Planung (Safdie 2002: 235). Monotonie war die logische Folge dieser Auffassung. Am Ende der Periode keimte jedoch eine neue Wahrnehmung des Konzeptes „Gemeinschaft“ auf und mit ihr das Konzept des Habitats: Nun wurde nicht mehr allein eine kollektive Identität berücksichtigt, sondern insbesondere die individuellen Identitäten als einzelne Komponenten, aus denen sich eine Gemeinschaft konstituiert:„Habitat was a reaffirmation of the primacy of the identity of the individual within his/her community.“ (Safide 2002: 236) Die Doktrin, eine ganze Gesellschaft zu planen, war damit zwar nicht aufgehoben und Individualität existierte immer in vorgegebenen Grenzen. Aber sie wurde zu einem Planungsfaktor.

Auch die *Model Neighbourhood* ließ, wie gezeigt wurde, weitreichenden Freiraum für individuelle Transformationen. Das bedeutete aber nicht eine vollständige Abkehr von der zionistischen Ideologie und stereotypischen Leitbildern: In einer städtebaulich regional beeinflussten Struktur wurden westliche Grundrisse realisiert, ohne die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner zu kennen. Die Individualität sollte sich in einer Weise entfalten, wie sie dem eurozentrischen Stereotyp entsprach; etablierte Is-

While recognizing and being inspired by early modernist proposals, including Le Corbusier's four-storey garden apartments of 1923, I became disillusioned with the suppression of diversity and individual identity in the Unité d'Habitation and in the Miesian complexes. Habitat was a reaffirmation of the primacy of the identity of the individual within his/her community. In that sense, it was a celebration of both community and privacy [...]. (Safdie 2002: 236)

raelis sollten die Identität der Immigrantinnen und Immigranten formen (Shadar 2004a: 35ff.). Ein Vorrang der individuelle Identität gegenüber dem nachbarschaftlichen Kollektiv ist in der Planung demnach nicht erkennbar, auch wenn der einzelne Mensch und sein Verhältnis zur Gruppe durch das differenzierte städtebauliche Konzept sicher eher thematisiert wurde als in den älteren Vierteln Be'er Shevas.

Für Alison und Peter Smithson, Mitglieder des Team 10, liegt in einer exakten Bearbeitung der Abfolge von öffentlichen und privaten Bereiche, in einer klaren und nachvollziehbaren Hierarchisierung von Bezugsebenen einer der Schlüssel erfolgreichen Städtebaus:

> *In most cases the grouping of dwellings does not reflect any reality of social organization; rather they are the result of political, technical and mechanical expediency. Although it is extremely difficult to define the higher levels of association, the street implies a physical contact community, the district an acquaintance community, and the city an intellectual community - a hierarchy of human associations. (Smithson & Smithson 1968a: 48)*[36]

Eine ähnliche Auffassung vertritt der Strukturalist Aldo van Eyck. Er sieht in den funktional separierten Typologien der Charta von Athen und in der modernen vertikalen Stadt von Le Corbusier und Ludwig Hilberseimer keine Möglichkeit, differenzierte Hierarchien herzustellen. Als Antithese vertritt er die Idee

> *Each individual dwelling possesses the potential to develop, by means of configurative multiplication, into a group (sub-cluster) in which the identity of each dwelling is not only maintained but extended in a qualitative dimension that is specifically relevant to the particular multiplicative stage to which it belongs. Whilst the resulting group is, in turn, fortified in the next multiplicative stage by a new identity which will again enrich that which precedes it.* (Eyck 1962: 329)

einer „casbah' organisée" (Eyck 1959: 248) - einer kollektiven Form, die Raum für Individualität lässt. Beide Komponenten beziehen daraus wechselseitige Einflüsse: „unity through diversity and diversity through unity" (Eyck 2008: 342). Nordamerikanische Pueblo-Dörfer - und für die Generation nach van Eyck auch die dichten und kompakten nordafrikanischen Kasbahs (Oxman, Shadar & Belferman 2002: 323) - dienten als Vorbilder für dieses Modell[37]. Das räumliche Organisationsprinzip beider Beispiele beruht auf einer engen Verflechtung öffentlicher und privater Räume. Die Bebauung ist kontinuierlich, dicht und horizontal orientiert. Das spiegelt sich in dem Clustern van Eycks wider.

Auch für den Architekten Moshe Safdie, in Israel geboren und später nach Kanada ausgewandert, ist es essentiell, einen Rhythmus zu etablieren. Eine Gliederung durch Organisationssysteme unterschiedlichen Maßstabes ermögliche es, sich in großen Strukturen

36 Multifunktionale *streets* bildeten für das Team 10 und andere Architektinnen und Architekten der Zeit einen fundamentalen Gegensatz zu den lediglich dem Verkehr dienenden *roads* (Smithson 1968: 48ff.).

37 Die genannten Konzepte beziehen sich immer wieder auf traditionelle Strukturen. Alison und Peter Smithson (1968c: 76) betonen aber, dass es dem Team 10 nicht um die Nachbildung historischer dörflicher Formen gehe, sondern um die Adaptation der Prinzipien. Sie fordern eine zur Größe der Stadt proportionale Dichte und unkomplizierte Mobilität - in Form von „streets-in-the-air", um die streng vertikale Organisation des modernen Städtebaus zu durchbrechen. Bezogen auf Be'er Sheva weist Uri Reicher (Interview) darauf hin, dass traditionelle Strukturen nicht 1:1 in die Gegenwart übertragen werden können. Die mikroklimatischen und räumlichen Qualitäten der Altstadt seien unbestritten, der Städtebau heute aber anderen Anforderungen unterworfen.

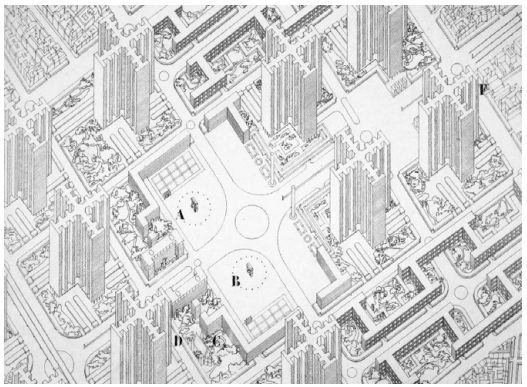


Abb. 4.67 Die *Ville Radieuse* von Le Corbusier.

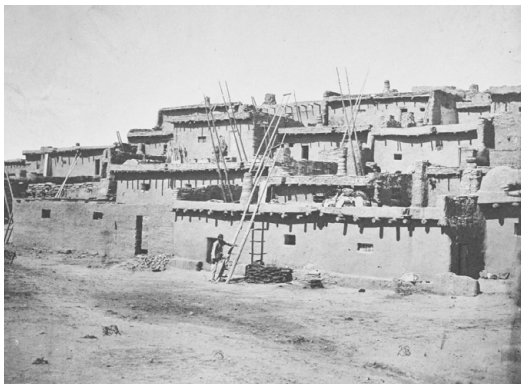


Abb. 4.68 Pueblo der *Zuñi* in New Mexico.

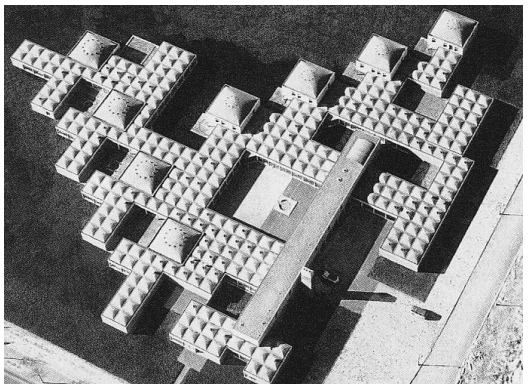


Abb. 4.69 Clusterstruktur von Aldo van Eyck: Waisenhaus in Amsterdam.

Abb. 4.70 Habitat 67 von Moshe Safdie in Montréal.

zu orientieren. Nur so sei eine eigene Identität gewährleistet. Monotonie führt Safdie zufolge zu einem Verlust des Ortsbezuges - man könnte immer überall sein und muss sich auf Hilfsmittel wie Schilder verlassen, um zum Ziel zu finden. In einem seiner bekanntesten Projekte, dem Habitat 67 in Montréal, stellt er diese Hierarchie mit Hilfe einer komplexen Verflechtung offener und geschlossener bzw. öffentlicher und privater Bereiche, durch die Transportsysteme und durch einen Nutzungsmix her (Safdie 1970: 117).

Wie diese Konzepte ist die *Model Neighbourhood* durch eine Abstufung öffentlicher und privater, kollektiver und individueller Räume sowie vielfältiger Bezugsebenen gekennzeichnet. Sie reichen vom eigenen Haus über die *mish'olim* mit öffentlichen, aber trotzdem intimen Bereichen bis zu den zwei Sub-Einheiten der Nachbarschaft und der *Model Neighbourhood* im Stadtraum an sich. Ausgehend von der ersten Stufe, dem individuellen Haus, werden im Folgenden die einzelnen Assoziationsebenen der Struktur analysiert.

Auf die Bedeutung des Hauses, die Vorgaben durch die Grundrissgestaltung und die Auswirkung der Transformierbarkeit wurde bereits eingegangen. Die Einheiten dienen nicht ausschließlich dem Wohnen, sondern

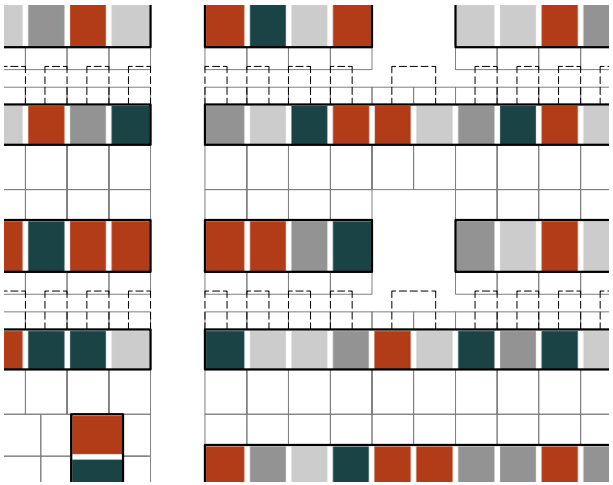


Abb. 4.71 Die einzelnen Wohneinheiten bilden für sich eine Ansammlung unterschiedlicher Bezugspunkte und eine erste Dimension der Identität.

werden teilweise auch als Arbeitsplatz genutzt, so dass sich in ihrer Summe bereits Diversität ergibt.

Eine bestimmte Anzahl an Häusern gruppiert sich jeweils um einen *mish'ol*. Räumlich und funktional haben diese Wege einen intimen Charakter. Die geringe Höhe im Bereich der Überdachungen schafft ein fast beengendes Gefühl (vgl. 4.4.1). Sie bilden das Netzwerk für die ausschließlich fußläufige Erschließung der Häuser. Die *mish'olim* werden hauptsächlich von den unmittelbaren Anrainerinnen und Anrainern, durch die Positionierung der Parkplätze an den Rändern der Nachbarschaft auch von manchen anderen Menschen frequentiert. Sie erfüllen jedoch noch weitere Funktionen: Die Erschließungflächen sind ein Platz für informelle Treffen, ein Ort zufälliger Interaktion. Die *mish'olim* nehmen eine wichtige Rolle für die intakte Gemeinschaft in der *Model Neighbourhood* ein. Anders als in explizit dafür konzipierten Gemeinschaftsräumen „passieren" Treffen hier häufig; sie sind kein bewusster Akt, sondern eher das Nebenprodukt einer anderen Tätigkeit. Neben öffentlichen Einrichtungen wie Synagogen, auf die später noch eingegangen wird, bilden sie die Basis dafür, dass 92 Prozent der befragten Bewohnerinnen und Bewohner untereinander ein zumindest nachbarschaftliches Verhältnis pflegen und das Bewusstsein eines Kollektivs entsteht.

Vergleichbar sind die *mish'olim* mit Laubengang-Erschließungen: In kaum einem geschlossenen Gang sitzen tatsächlich Nachbarn und verbringen gemeinsam Zeit, in kaum einem Stiegenhaus finden Gespräche statt, die über Small-Talk hinausgehen. Die Funktion von *mish'olim* und Laubengängen geht jedoch über die bloße Erschließung hinaus: Beide Fälle charakterisiert eine besondere räumliche, halb-offene Situation sowie eine funktionale Vielfalt, die sie auch zu einem Aufenthaltsort macht. Sie sind Spielplätze für Kinder und Ort für Spaziergänge. Viele Bewohnerinnen und Bewohner haben die Begrünung ihrer Vorgärten auf die Wege ausgedehnt. Oft sind Haustüren tagsüber geöffnet, sodass ein starker Bezug zwischen privatem Innen- und halbprivatem bis öffentlichem Außenraum besteht. Safdie (1970: 222) betont die Bedeutung

B22: I always say that this is a building, but with only one floor. Instead of stairs, there is mish'ol. [...] I hear the noise of the neighbourhood, and in the stairs, like in the mish'ol, all of the neighbours are talking and sitting and all of this. (Interview 22)

solcher informeller Räume für eine Stadt: „It is the difference between a city that makes possible random social association and one in which encounters are predetermined and therefore rigid." Ähnlich wie in der *Model Neighbourhood* hat in der Konzeption des Habitat 67 die Erschließung eine wesentliche Funktion für die soziale Struktur. Die nur scheinbar zufällige Inszenierung von offenen, halb-offenen und geschlossenen Bereichen und die horizontale Verbindung der einzelnen Teile des Komplexes machen dies deutlich.

Für alle *mish'olim* gelten diese funktionellen Beobachtungen gleichermaßen. Zusätzlich bilden manche Wege, wie Aussagen aus der empirischen Studie zeigen, tatsächlich abgegrenzte Bezugssysteme, die Ansätze einer eigenständigen Identität in sich tragen. Nach dem individuellen Haus haben die *mish'olim* durch gemeinsame Aktivitäten und als Folge der räumlichen Nähe eine erste Form eines Kollektivs, eine „physical contact community" (Smithson & Smithson 1968a: 48), etabliert, dessen Mitglieder sich für einen Raum, der eigentlich öffentlich ist, verantwortlich fühlen. Sie kümmern sich eher um ihn, als dies bei größeren, anonymen Flächen der Fall wäre (Interview Meir).

38 Es ist eine jüdische Tradition, zum Purim-Fest essbare Geschenke, die *mishloach manot*, zu überreichen.

Abb. 4.72 Interne Erschließung des Habitat 67. Die als lebendige Zonen konzipierten Bereiche funktionieren in der Prais nur bedingt.

B6: When our kids were younger, on Independence Day decorating and things like that was a big thing. The whole mish'ol did it together. There is still at least one mish'ol - it is called Girit - that decorates together." (Interview 6)

B2: [A] few of the families over the years have invited the entire population of this lane to some of their wedding and Bar Mitzvah celebrations, things like that. Not everybody went, but many people did go, so we met people we otherwise wouldn't go to [...]. (Interview 2)

B8: Now, on Purim, we went to the houses over here and gave them - you know mishloach manot? [...] So we gave to the people over here until the street, just knocked on their doors with no idea who they are and we told them: „We're neighbours, nice to meet you." (Interview 8)[38]

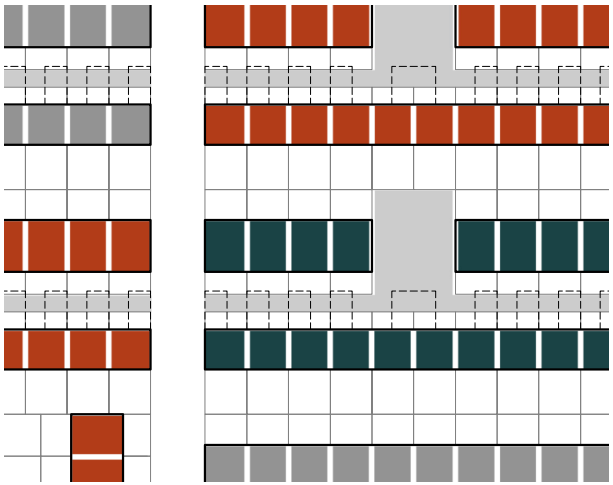


Abb. 4.73 (links) Die räumliche Nähe der *mish'olim* schafft aus den individuellen Wohneinheiten eine potentielle „physical contact community" (Smithson & Smithson 1968a: 48).

Abb. 4.74 (rechts) Kleinere Freibereiche bilden an die *mish'olim* angebundene, intime Freibereiche.

In unmittelbarer Verbindung mit den *mish'olim* stehen kleinere Freibereiche, die durch Auslassung einzelner Einheiten im Raster entstanden sind. Diese öffentlichen Höfe haben einen positiven klimatische Einfluss auf die angrenzenden Häuser, da sie für eine bessere Ventilation sorgen. Sie wirken außerdem der Monotonie entgegen, die sonst durch die mitunter sehr langen gleichförmigen *mish'olim* entstünde. Letztlich dienen auch diese Höfe als semi-private Aufenthaltsorte:

> *[I]n the Arab, Middle-Eastern architecture it's a yard, a big yard. Many houses are connected to this big yard and [...] all that happens socially happens in the same centre, in the yard. So it's quite similar. Because there are big yards here and over there, all over the neighbourhood. And houses are open to this big yards. Kids are playing there, and we hang out with our friends there. (Interview 15)*

Bisweilen nutzen Familien diese Freibereiche gleichsam als erweiterten Wohnraum - z. B. um dort zu essen - ohne dabei das Kollektiv einzubeziehen. Auffällig ist, dass nicht ausschließlich junge Menschen mit Kindern die Plätze nutzen, sondern auch manche ältere Bewohnerinnen und Bewohnern, die sich dort treffen (Interview 2; 12).

In der hierarchisch nächsten Stufe besteht die *Model Neighbourhood* aus zwei Sub-Quartieren. Ursprünglich waren drei Einheiten variierender Größe geplant; realisiert wurden lediglich zwei (vgl. 4.3.3).

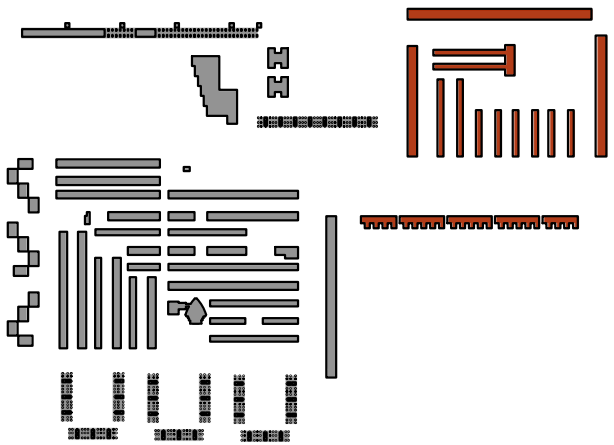


Abb. 4.75 Die Unterteilung in zwei Subquartiere macht aus einer Nachbarschaft beträchtlicher Größe überschaubare EInheiten.

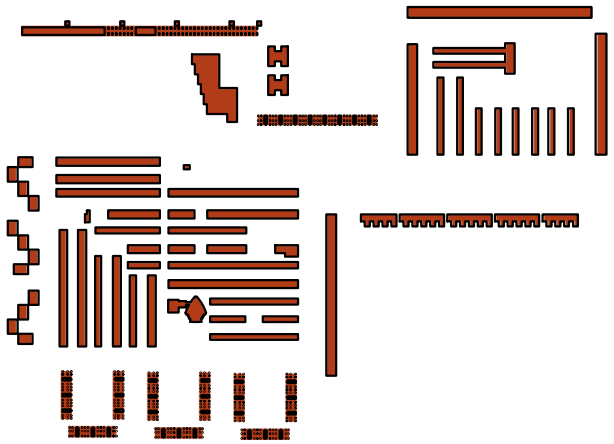


Abb. 4.76 Die Bebauungsstruktur artikuliert den städtebaulichen Zusammenhang der *Model Neighbourhood*.

Yaski (1970: 4.74) führt als Grund für diese zusätzliche Assoziationsebene an, dass die Nachbarschaft insgesamt zu groß gewesen wäre, um als einzelnes Element im Stadtraum zu stehen. Die einzelnen Teile sollten leicht zu überblicken und mit einem jeweils eigenen Charakter ausgestattet sein. Zur visuellen Identifikation war ursprünglich in jedem Sub-Quartier ein Hochhaus vorgesehen. Das klar erkennbare „Eigene", Bestandteil einer definierten Einheit zu sein - wie bei Habitat 67 (vgl. Safdie 1970: 150) scheint dieses Bild in der Konzeption der *Model Neighbourhood* essentiell gewesen zu sein. Abgesehen von den Zeilenbauten sind diese Sub-Quartiere durch die Straßen, die sie umgeben, artikuliert. Im Gegensatz zu den internen *mish'olim* ist hier motorisierter Verkehr möglich, und eine deutliche Grenze für die Nachbarschaft ergibt sich: „I would set the borders by the streets where you can drive on. Anywhere you can't drive, it really cuts itself off." (Interview 20) Auch auf dieser Ebene größerer Einheiten beeinflusst also die fußläufige Erschließung die Wahrnehmung.

Einem breiteren Fußweg und die erwähnte Brücke - genannt *Gesher* - verbinden die größere Einheit, Gehsteige entlang der Hauptstraße die kleinere Einheit mit der Sohle des wadi, wo sich ein Großteil der Gemeinschaftseinrichtungen der *Model Neighbourhood*, insbesondere Geschäfte und Gastronomie, befinden. Diese sollten ursprünglich den Mittelpunkt

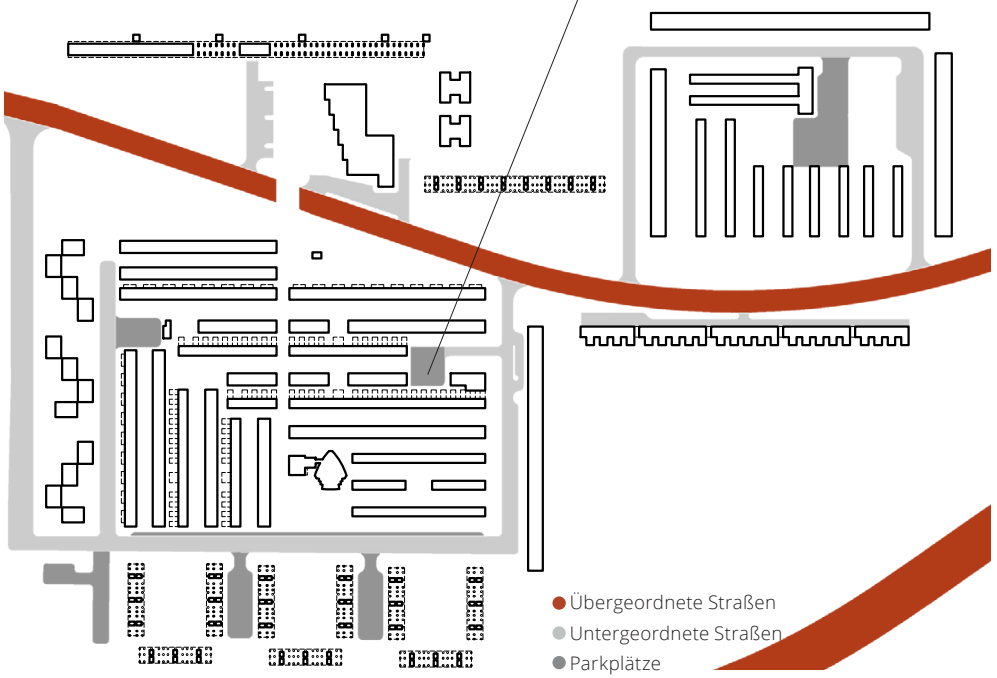


Abb. 4.77 (oben) Parkplatz im größeren Subquartier.

Abb. 4.78 (unten) Motorisierte Erschließung der Nachbarschaft.

bilden, alle Straßen und Wege sich dort bündeln und die sozialen Aktivitäten von den peripheren Bereichen wie in einem Amphitheater ins Zentrum geleitet werden (Yaski 1970: 4.73). Der gegenwärtige Zustand entspricht diesem Bild nicht ganz: Geographisch eher am Rand als in der Mitte gelegen, sind diese Einrichtungen funktional wichtig. Das abgrenzende lange Gebäude wird allerdings mittlerweile als *Absorption Center* benutzt. Zu den temporären Bewohnerinnen und Bewohnern besteht de facto kein Kontakt (Interview 9). Soziale Interaktion manifestiert sich, wie erwähnt, nicht nur an diesem „institutionalisierten" Ort. Die Einkaufsmöglichkeiten werden genutzt und decken nach wie vor die Grundbedürfnisse ab. Im Lauf der Zeit konterkarierten aber zusätzliche Einrichtungen wie Shopping Malls das Konzept der selbstreferentiellen *neighbourhood units*, die mit allen notwendigen Dingen ausgestattet sind. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt scheinen auch die Bewohnerinnen und Bewohner dem an den grundlegenden Lebensbedürfnissen orientierten Modell entwachsen zu sein. Oft ist ein anderes - beispielsweise spezifischeres oder günstigeres - Angebot gefragt (Interview 2; 17).

Identitätsstiftend ist dieser Bereich nicht als soziales Zentrum der Nachbarschaft, sondern eher in einer anderen Hinsicht: Bauliche Besonderheiten und die Tatsache, dass er eine für Be'er Sheva lange Geschichte als Handelszentrum hat, machen ihn zu einem Refe-

renzpunkt, der über die *Model Neighbourhood* hinaus bekannt ist: „If you get into a cab anywhere in the city and you say: ‚I need to go to the Gesher', they just know exactly. […] So it's sort of a landmark. But it's kind of an eyesore too." (Interview 18) Obwohl das Amphitheater nicht als Mittelpunkt der Nachbarschaft wahrgenommen wird, ist es für die Außenwirkung bedeutend. In Abschnitt 4.4.3 geht es speziell um diesen optischen und symbolischen Aspekt.

Andere öffentliche Einrichtungen sind nicht an einem Ort konzentriert. Es existiert ein Netzwerk an Kindergärten bzw. Schulen, Spielplätzen sowie Synagogen, das über die *Model Neighbourhood* verteilt ist. Bezüglich der Bildungseinrichtungen zeigt sich ein ähnliches Bild wie für den Handel: Das Angebot wird zwar genutzt, es besteht aber definitiv die Nachfrage nach einer größeren Auswahl: „[W]e have many kindergartens in this neighbourhood, but just one school […], so we don't have options. Most of the people go to other places in the town." (Interview 23; vgl. Interview 15; 20)

Für die Synagogen gilt dies nicht. Die Bevölkerung ist bereits zu großen Anteil religiös, und sieben der 25 Befragten erkennen ohne dezidierte Nachfrage auch eine Tendenz, dass dieser Anteil noch wächst. Wie in Kapitel 4.4.1 dargestellt wurde, gewinnt die Nachbarschaft so insgesamt Anziehungskraft. Synagogen

Abb. 4.79 Fußläufige Erschließung der Nachbarschaft.

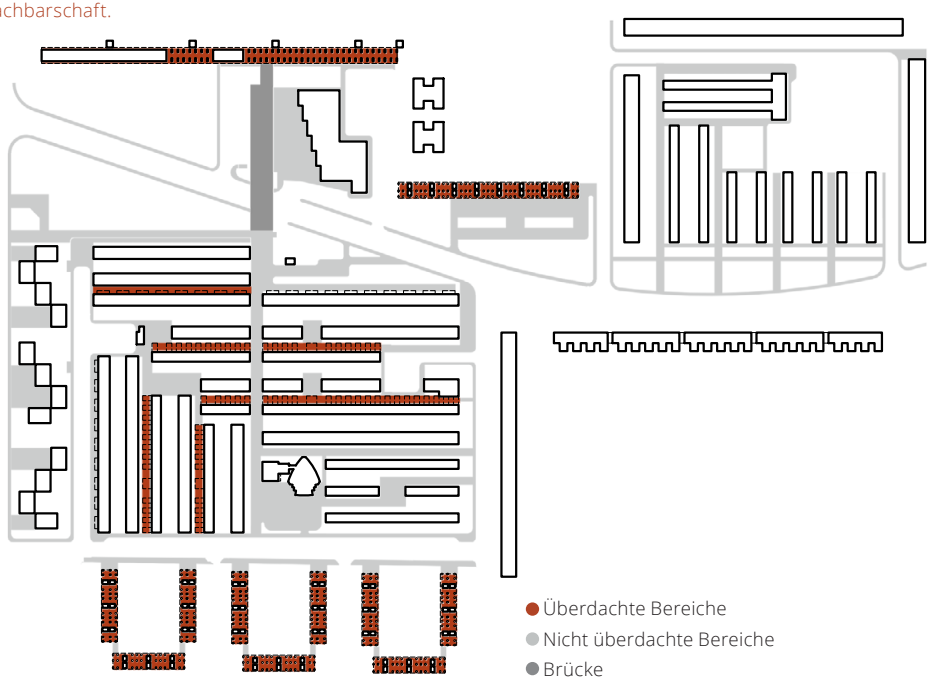
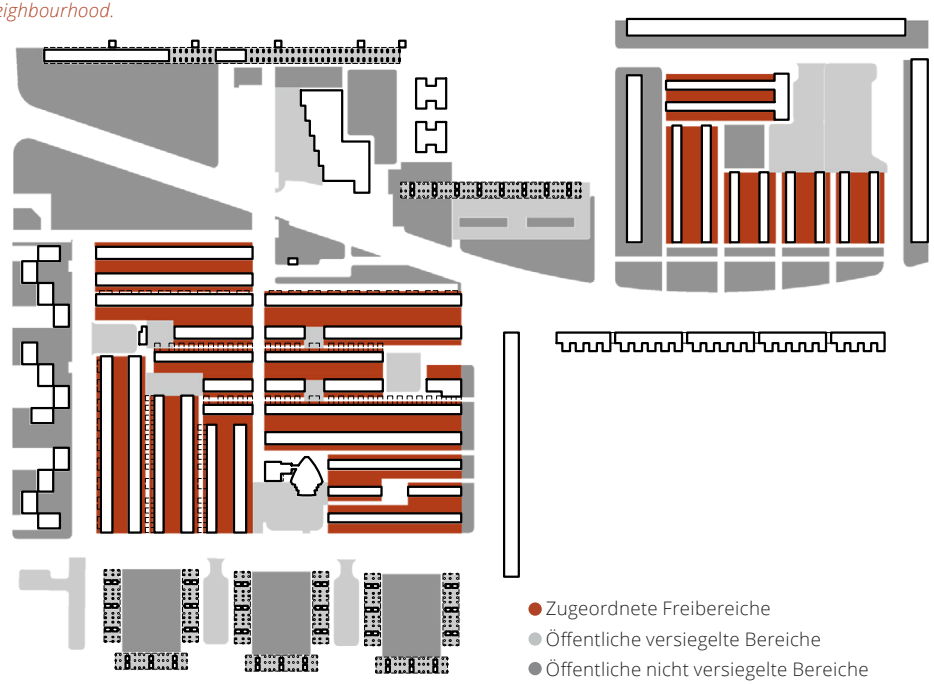


Abb. 4.80 Freibereiche der *Model Neighbourhood.*



sind für die Nutzerinnen und Nutzer meist auch Orte der sozialen Interaktion, und das größte Gebetshaus der *model neighbourhood*, die Synagoge *Ha'Kippa*, scheint diese Funktion in besonderem Maß auszufüllen: „[F]or many of the religious people the synagogue is the focus, so that there is a feeling of community. And even though there are plenty of people who don't use the synagogue, it still is a focal point in the neighbourhood." (Interview 2) Die Synagogen der *Sephardim* bzw. *Mizrahim* sind kleiner und in der Nachbarschaft verteilt, oft befinden sie sich in unterirdischen Bunkern. Die orthodoxe angelsächsische Gruppe hat eine eigene Synagoge, die nicht in der Nachbarschaft liegt. Fallweise werden Verbindungen zu früheren Wohnorten und den dort gelegenen Synagogen aufrecht erhalten (Interview 7; 9; 22). Es ist dennoch deutlich, dass die *Ha'Kippa*-Synagoge ein zentraler Ort der *Model Neighbourhood* ist. Der ihr vorgelagerte öffentliche Platz ist in Abhängigkeit von Tageszeit und Temperaturen meist belebt. Er ist ein Treffpunkt und ein Kreuzungspunkt wichtiger Wege: Am breiten Fußweg *Mish'ol Ofarim* gelegen, verbindet er viele Häuser mit dem Handels- und Gastronomiebereich, mit den Parkplätzen und mit dem Müllbereich. Auf die besondere Form des Gebäudes wird in der Folge noch eingegangen.

Zusammen mit der städtebaulichen Gesamtstruktur, also den höheren Gebäuden als Begrenzung und

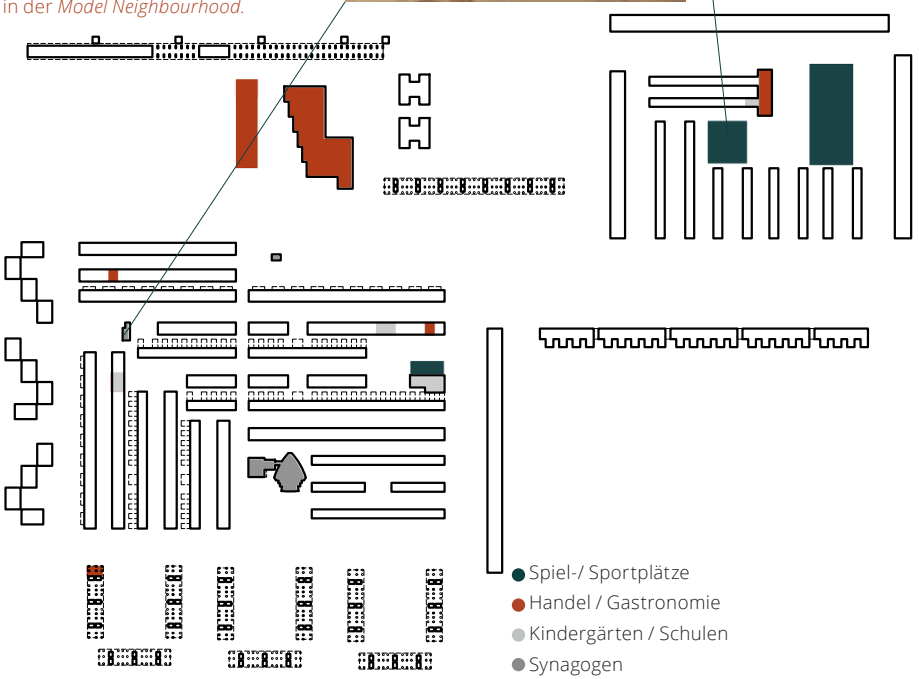


Abb. 4.81 (oben) Spielplatz

Abb. 4.82 (mittig) Unterirdische Synagoge

Abb. 4.83 (unten) Öffentliche Funktionen in der *Model Neighbourhood*.

der Teppichbebauung im Inneren, etablieren diese öffentlichen Einrichtungen das übergeordnete Netzwerk, das Alison und Peter Smithson (1968a: 48) „acquaintance community“ nennen. Im Zuge der empirischen Studie wurde tatsächlich deutlich, dass zwischen den zwei realisierten Sub-Einheiten eine Verbindung besteht - allerdings gilt dies vor allem für die Teppich-Bebauung: „[T]here is a similar neighbourhood here, across the other street: it’s connected to this one, socially. But everything outside it …“ (Interview 15) Dichte und fußläufige Erschließung ermöglichen zufällige Treffen innerhalb der niedrigen Bebauung: „This is more of a community, because you‘re so close to everybody. When you walk out you have to talk to them.“ (Interview 1) Diese Form der Interaktion entsteht mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der Zeilenbauten kaum. Die langen Blocks sind nicht Teil des Habitats, es besteht wenig Kontakt zu den Menschen. Auch visuell werden diese Gebäude eher als störend empfunden. Es wurde allerdings nur die Wahrnehmung der Bewohnerinnen und Bewohner der Teppichbebauung untersucht. Auch die umgekehrte Perspektive wäre interessant.

Habitat 67 entspricht als dreidimensionale Matrix wahrscheinlich eher dem Bild der eingangs erwähnten Kasbah, das die niederländischen Strukturalisten vermittelten. Die *Model Neighbourhood* ist eher zweidimensional organisiert. Dennoch lassen sich die

Village form and structure became considered as the epitome of habitat design. In the best cases, design was not the eclectic re-use of vernacular images. The objective was to enable the revival of the art of community living through the recreation, without formal imitation, of certain spatial attributes of the village. (Oxman, Shadar & Belferman 2002: 327)

Ideen der Hierarchisierung und Verknüpfung nachvollziehen. Sie hebt sich als Nachbarschaft insgesamt von ihrer Umgebung ab; So, wie dörfliche Strukturen generell zu einer wichtigen Inspiration für das Konzept „Habitat" wurden (Oxman, Shadar & Belferman 2002: 327), sind Analogien zu einem Dorf in der Stadt für die beiden genannten Beispiele naheliegend.

Dörfliche Organisationsformen in urbanen Gebilden waren keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Hier wurden Ideen wieder aufgenommen, die schon weitaus früher und in unterschiedlichen Kulturen bestanden. Die Einheiten, organisch gewachsen oder geplant, zielten darauf ab, Individuen und Gruppen eine Positionierung innerhalb des amorphen Kollektivs einer Stadt zu erleichtern und zu ermöglichen.

DÖRFLICHE UND STÄDTISCHE STRUKTUREN

Die *Model Neighbourhood* steht, wie in Kapitel 3.2.2 gezeigt wurde, exemplarisch für einen Paradigmenwechsel in der israelischen Architektur, der weitgehend mit Bewegungen in der globalen Architekturdiskussion übereinstimmt. Die Bedeutung der *neighbourhood units* als Konzept blieb nach der Abkehr von Gartenstadt-Prinzipien bestehen. Horizontale und vertikale Verdichtung sowie Abgrenzung durch die Gebäude selbst waren nun aber die zentralen Motive. Plastisch artikuliert Abraham Yaski dieses Ziel: „[P]reventing the neighbourhood from being swallowed by the rest of the town, and emphasising its presence as a predominantly independent element in the urban set-up." (1970: 4.74) Für Shadar (2004a: 39) liegt aber genau darin ein Schwachpunkt öffentlich finanzierten Wohnbaus: Die Gefahr, dass ganze Nachbarschaften ohne Bezug zum Stadtraum entstehen, ist größer als bei gewöhnlich langsamer wachsenden privat finanzierten Strukturen. Die dominierende

B20: It doesn't matter if you're living in a city of 200,000 people, you still feel like you're in a small town. When we arrived - we were living in smaller cities than this before we moved here, and you feel like you are living in a city. In Be'er Sheva you don't feel like that at all. Each little place takes - the neighbours take care of each other, they're checkin on each other, they say hello to each other, introduce themselves when you arrive, they check in every once in awhile. (Interview 20)

Abb. 4.84 Schema eines typischen Viertels in Fez, Marokko. Die Wohnviertel verfügen nur über sehr eingeschränkte Zutrittsmöglichkeiten.

sozialistische Politik (vgl. 2.1.4) dürfte allerdings mit ein Grund gewesen sein, dass das junge Israel so stark durch sozialen Wohnbau geprägt war.

Lange vor dem Aufkommen der Stadtplanung als eigene Profession und Wissenschaft existierten im urbanen Raum bereits komplexe Hierarchien; lange vor den modernen *neighbourhood units* waren Städte in unterschiedlich ausgeprägte Sub-Einheiten unterteilt. Dies galt für die mittelalterliche europäische Stadt ebenso wie für traditionelle arabische Städte, für das osmanische Istanbul in gleicher Weise wie für das historische (und das moderne) China. Auch Jüdinnen und Juden wohnten in der osteuropäischen Diaspora in annähernd homogenen *Schtetlech* oder in abgeschlossenen Ghettos. Einfluss hatten *bottom-up*-Vorgänge - z. B. die lokale Konzentration von Familien oder anderer Gruppierungen - und *top-down*-Prozesse - die Organisation einer großen Ansammlung von Menschen und die ökonomische Verteilung öffentlicher Einrichtungen. Ein Vergleich der *Model Neighbourhood* mit einigen dieser Modelle[39] ist zur Kontextualisierung interessant

Im mittelalterlichen Europa verfügten die einzelnen Stadtviertel über eine teilweise Autonomie, sodass eine Stadt auch als Ansammlung kleinerer urbaner Einheiten verstanden werden konnte. Jede war etwa mit zumindest einer Kirche und einer eigenen Wasserversorgung ausgestattet. Zusätzlich existierten Bezirke, die durch ihre Funktion - Handels-, Universitäts- oder königliches Viertel - eine besondere Rolle in der Stadt einnahmen (Mumford 1961: 310f.). Ein in gewissen Aspekten konvergentes Schema zeigen traditionelle arabische Städte: Abgesehen von Hauptmoschee und Suq bzw. Bazar dominiert eine sehr homogene Bausubstanz, die in einzelne, introvertierte Wohnviertel unterteilt ist. Wie die Hofhäusern selbst, aus denen diese „Zellen" bestehen, weisen die Viertel ausgeklügelten Erschließungslösungen auf. Allgemeine Räume sind im Gegensatz zu den extrovertierten Pendents europäischer Städte den Quartieren zugeordnet und meist intim (Bianca 2000: 38f.).

Mitunter ist von der absoluten Homogenität der Bewohnerinnen und Bewohner dieser Viertel die Rede - sei es in Sachen Religion, Ethnie, Beruf oder soziale Schicht. Der Ökonom Cem Behar (2003: 1) zeigt, dass dieses

39 Allgemeine Aussagen über komplexe Konzepte riskieren immer den Vorwurf einer Pauschalisierung und einer essentialistischen Reduktion, die ignoriert, dass jede Stadt eigenständig ist. Dennoch lassen sich bestimmte Muster mit inhärenten Gemeinsamkeiten erkennen.

Bild zumindest für das Osmanische Reich und für Istanbul selbst eine grobe Vereinfachung ist. Die *mahalleler* [türk.: (Stadt-/Wohn)Viertel, Singular: *mahalle*], die Wohnviertel Istanbuls, waren wichtige Quellen lokaler Identität und Solidarität sowie gegenseitiger Kontrolle, schon bevor die Stadt insgesamt eine Rolle im kollektiven Bewusstsein spielte. Die kleinen Einheiten gruppierten sich je nach bestimmender Gruppe um eine Moschee, eine Kirche oder eine Synagoge, waren allerdings nicht nur in sozialer und ökonomische Hinsicht heterogen. Auch Ethnien und Religionen konnten fallweise variieren. Die Bevölkerung der *Model Neighbourhood* ist nicht homogen, obwohl es gemeinsame Eigenschaften - die abstrakte Zugehörigkeit zum Judentum - und Tendenzen - das relativ hohe sozioökonomische Niveau - gibt. Vergleichbar mit einer *mahalle* ist dennoch eine lokale Identität entstanden, der sich die meisten Bewohnerinnen und Bewohner zugehörig fühlen.

Die *mahalle* war in der osmanischen Geschichte eine wichtige soziale Entität. Sie war und ist bis in die Gegenwart auch eine zentral festgelegte administrative Einheit. Geographisch stimmen diese Einheiten meistens, aber nicht notwendigerweise überein (Behar 2003: 6). Der Städtebau im modernen China baut in ähnlicher Weise auf nachbarschaftliche Strukturen mit administrativer Funktion auf. Die *work units* zeichnen sich durch die enge Verbindung von Wohn- und Arbeitsort sowie durch weitreichende Sozialleistungen für die Bewohnerinnen und Bewohner aus. Stadträumlich wirkt sich insbesondere die Tatsache aus, dass sie von einer Mauer umgeben sind und die Zugänglichkeit mitunter strengen Regeln unterliegt (Lu 2006: 51).

Die städtebauliche Konfiguration der Referenzbeispiele stellt sich unterschiedlich dar: In chinesischen Städten war die umgebende Mauer der *work units* mitunter die erste errichtete Struktur und legte damit die Fläche schon zu Beginn fest (Lu 2006: 137). Die Grenzlinien einer *mahalle* hingegen waren räumlich nicht klar ablesbar und in sozialer Hinsicht nicht wirklich fixiert. Mobilität zwischen einzelnen Einheiten war keine Seltenheit. Die Fläche, die mit der *mahalle* assoziiert wurde, war in ähnlicher Weise wie ihre Bewohnerinnen und Bewohner flexibel und konnte sich im Lauf der Zeit verändern. Man kann somit eher von „organischen“ Grenzen und, da von der Bevölkerungsentwicklung abhängig, einer *bottom-up*-Entwicklung sprechen (Behar 2003: 8ff.).

Die *Model Neighbourhood* selbst ist keine eigene administrative Einheit: „[T]his neighbourhood does not exactly have an entity, it’s not that they have a distinct manager or some kind of a mayor. It’s part of Be’er Sheva.“ (Interview 7). Damit weicht sie vom osmanischen Modell ab und ist weit entfernt von den

abgeschlossenen chinesischen *work units*. Umso bemerkenswerter ist, dass einige Personen selbst eine gewisse Verantwortung für die Nachbarschaft übernommen haben dürften: „[T]here is somebody on this mish'ol - he is now quite elderly - but he had worked for the Mossad or as a police or something. So when we moved here, he was already retired, but he was strolling down the lane all the time. And he sort of kept an eye out for everybody […]." (Interview 2) Auch andere - ältere - Bewohnerinnen und Bewohner fühlen sich für die Nachbarschaft verantwortlich und sorgen dafür, dass Gewohnheiten oder ungeschriebene, aber etablierte Regeln auch von Neuankömmlingen eingehalten werden (Interview 14).

Obwohl die *Model Neighbourhood* nicht von einer Mauer umgeben ist, war ihre grundlegende Struktur geplant und daher seit Beginn fixiert. Die bauliche Struktur ging, anders als in einer *mahalle*, der gemeinsamen Identität voran. Soziale Gruppierungen entwickelten sich aber, wie gezeigt wurde, nicht ausschließlich analog zur Struktur der Nachbarschaft insgesamt und veränderten sich. In gleicher Weise waren und sind die Beziehungen der Bewohnerinnen und Bewohner auch aufgrund der relativen Durchlässigkeit und schlichtweg als Zeichen der Zeit nicht nur lokal fokussiert.

40 Hier ist anzumerken, dass *Shchuna Le-Dugma* wie erwähnt an sich keine administrative Funktion hat, aber einen großen Teil der Verwaltungseinheit *Hei* ausmacht, die ebenfalls mit *quarter* oder *neighbourhood* übersetzt wird. Wenn der *„neighbourhood"* exakte Grenzen attestiert werden, geht aus den Antworten letztendlich nicht immer hervor, ob die *Model Neighbourhood* oder *Hei* gemeint ist. Da sich die beiden Einheiten geographisch weitgehend decken, ist die Aussagekraft dennoch gegeben.

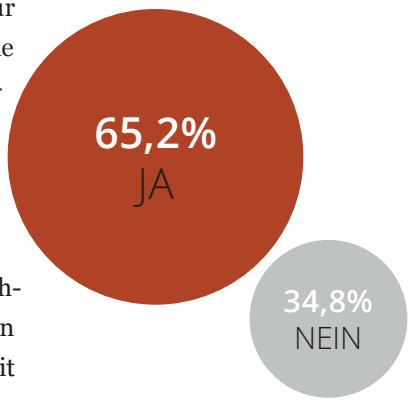


Abb. 4.85 „Do you consider your living quarter as a neighbourhood with clearly defined borders?" (n=22)

Ein Vergleich der Umgebung zur Zeit der Errichtung der *Model Neighbourhood* und des gegenwärtigen Zustandes zeigt eine enorme Veränderung: Die Siedlung liegt nicht mehr am Rand der Wüste, sondern im Zentrum einer stark expandierten Stadt. Das architektonische Konzept der *Model Neighbourhood* ist indes nach wie vor ablesbar. Dies sieht auch eine Mehrheit der Befragten so. 65 Prozent erkennen eindeutige Grenzen, an denen sich die Siedlung[40] vom restlichen Stadtraum abhebt.

Identitätsstiftend kann sich die nachbarschaftliche Gesamtstruktur prinzipiell auf zwei Arten auswirken: Aufgrund ihres besonderen Charakters im Vergleich zu anderen Strukturen in der Stadt kann sie sich nach außen abgrenzen: „[I]f you ask somebody: ‚Where do you live?', and he says: ‚We live in this neighbourhood', so, you know about the type of the people, about the age of the people, and you know if it is a new neighbourhood or a very old." (Interview 5) Nach innen kann sie bedingt durch Dichte, Zusammenhang oder öffentliche Einrichtungen für die Bewohnerinnen und Bewohner im Sinne Aldo van Eycks (2008: 341) ein „identifying device" sein. Beides scheint bei der *Model Neighbourhood* der Fall zu sein.

Assoziationen zu *Kibbuzim* (Interview 5) oder Dörfern (Interview 15) machen deutlich, dass in der Innenwahrnehmung die bauliche und soziale Struktur

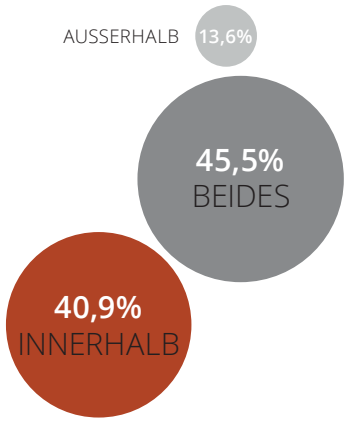


Abb. 4.86 „Do you spend most of your time inside the neighbourhood or elsewhere?" (n=22)

eine wichtige Rolle haben. Trotzdem wird betont, dass die Nachbarschaft offen ist, wodurch sie sich von ethnisch oder religiös homogenen Siedlungen, die unter anderem im Raum Jerusalem existieren, unterscheide (Interview 9). Diese Wahrnehmung dürfte sich von der Außenwahrnehmung unterscheiden: „It is the closest thing to being in a closed community while still living in an urban area" (Interview Newman), beschreibt eine Bewohnerin Be'er Shevas ihre Einschätzung der *Model Neighbourhood*. Eine ähnliche Einschätzung herrscht auf professioneller Seite vor. Der israelische Architekt Uri Reicher (Interview) sieht im Konzept der *neighbourhood units* die Gefahr, dass abgetrennte *gated communities*, die nicht miteinander interagieren, entstehen. Obwohl die Routen für Fußgängerinnen und Fußgänger innerhalb der Nachbarschaften intensiv geplant wurden, entstanden in den Zwischenräumen Lücken, die einem lebendigen urbanen Raum widersprachen. Auch Rafi Segal (2008: 59) beschreibt Be'er Sheva als „non-city", als Ansammlung gesonderter Einheiten ohne Kern oder Zentrum.

B5: It's like a kibbutz in the nice parts of it. (Interview 5)

Was für die Gartenstadt-Nachbarschaft galt, scheint also auch für die *Model Neighbourhood* zuzutreffen: Sie ist nicht mit den organisch gewachsenen Einheiten traditioneller Städte zu vergleichen und wird mitunter als Fremdkörper empfunden. Die einzelnen Häuser gruppieren sich in *mish'olim*, diese sind in Sub-Quartieren verbunden und aus den Sub-Quartieren ergibt sich die Nachbarschaft als Ganzes. Aus den einzelnen Nachbarschaften entsteht aber in Be'er Sheva kein zusammenhängender urbaner Raum. Es stellt sich die Frage, ob und wie sich die positive Einschätzung der Bewohnerinnen und Bewohner auch auf die Stadt insgesamt auswirken könnte. Wesentlich dürfte sein, nicht nur vertikale Hierarchien, sondern auch die horizontale Verknüpfung der Nachbarschaften zu betrachten und damit die Durchlässigkeit und den Austausch zu fördern, der für den urbanen Raum charakteristisch ist.

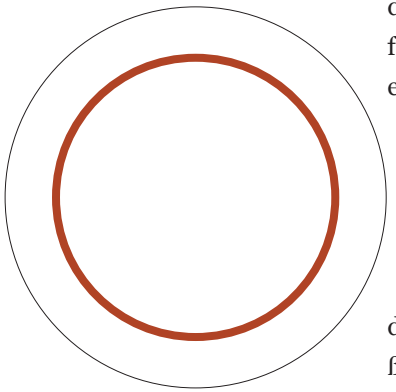


Abb. 4.87 Der Ausdruck als architektonische Analysekategorie.

4.4.3 DER AUSDRUCK

Wenn vom Ausdruck, von der expressiven Funktion der Architektur die Rede ist, nehmen häufig überlieferte Bauweisen und Traditionen eine tragende Rolle ein. Teilweise oberflächliche, teilweise grundlegende Merkmale können Kontinuität mit der Vergangenheit vermitteln und so die Zugehörigkeit zu einer Gruppe suggerieren. Ein prinzipiell ähnliches Potential haben aber auch das Negieren von Historischem und das Hinwenden zu modernen Bauweisen. Auch dadurch kann sich eine Entität nach innen und nach außen positionieren. Und schließlich kann Architektur Bedeutung erlangen, wenn sie losgelöst vom Kontext ein wiedererkennbares Image generiert. Insbesondere in der gegenwärtigen Phase der Globalisierung und Entwicklung, in der sich materielle und technologische Einschränkungen gelockert haben, kann der Standpunkt in dieser Frage für kleinere Gruppen und Minderheiten existentiell sein und einen bedeutenden Symbolgehalt haben. Zugespitzt formuliert: Kommt es zu einer ideologisch aufgeladenen, fundamentalistischen Reproduktion architektonischer Traditionen oder zu einer Übernahme „westlicher" und symbolisch progressiver Modernismen (Rieger-Jandl 2008: 107f.; Davidson & Serageldin 1995: 76)?

B9: Look, I tell you a story. I have a niece of the United States that visited here about two years ago. I took her to the university, and then I showed her around. And then I asked her: „Do you remember which is my building?" And she says: „Of course I do, it's the grey one." You understand? There is a lot of grey buildings in Be'er Sheva. *(Interview 9)*

Für Be'er Sheva und die *Model Neighbourhood* sind zwei Themen relevant: Ob die expressive Funktion der Architektur für die Bewohnerinnen und Bewohner identitätsstiftend ist, und in welcher Form sie es ist. Die Menschen, die in Israel leben, hatten und haben de facto keine gemeinsamen Architektur-Traditionen. Eine Übernahme der lokal bereits bestehenden Bauweise war ideologisch und politisch nicht vertretbar (vgl. 3.1). Wie kann eine Positionierung funktionieren, wenn es objektiv nichts „Eigenes" gibt, auf das man die Zugehörigkeit oder die Abgrenzung beziehen kann? Was heißt es, wenn, wie das einleitende Zitat zum Ausdruck bringt, Gebäude vor allem grau, und keineswegs besonders sind?

KOLLEKTIVER AUSDRUCK

Ein Begriff, der in einer Diskussion um Architektur und Identität oft auftaucht, ist der des Nationalismus. Ein Nationalstil, der sich durch eine gemeinsame Bauweise konstituiert und der gleichzeitig eine Nation nach innen verbindet und nach außen abgrenzt: Für eine Einteilung der Welt in klar strukturierte geographisch-politische Kategorien und Schubladen ist diese

Darstellung hilfreich. Nur: Sie ist meist vereinfachend, weil sie regionale Charakteristika kaum erklären kann, und sie ist konstruiert, wie es Nationen laut Anderson per se sind (vgl. Rieger-Jandl 2008: 86ff.; 2.2). Wie schon in Kapitel 3.1 angedeutet, befindet sich Israel hier in einer speziellen Situation: Planerinnen und Planer unternahmen hier zunächst tatsächlich den Versuch, durch eine identische Bauweise auf die Entstehung eines nationalen Kollektivs einzuwirken. Sie prägten die Forderung „A new architecture for a new society" (Shadar, Orr & Maizel 2011: 274). Die Renaissance eines „jüdischen" Stils war ohnehin nicht möglich, da es nach dem Zweiten Tempel nichts gab, auf das dieses Etikett zugetroffen hätte (Minta 2004: 397). Die zentral organisierte Planung, die ausführenden Architektinnen und Architekten, die der zionistische Ideologie anhingen, und die Wahrnehmung Palästinas als *tabula rasa* ließen diese Idee einer „neuen Architektur" deshalb möglich und sinnvoll erscheinen. Das Ergebnis war in den Jahren nach 1948 vielleicht insofern ein Nationalstil, als über das gesamte Staatsgebiet verteilt eine sehr monotone, wenig qualitative, dafür „moderne" Bebauung dominierte. Identitätsstiftend war diese Bauweise aber kaum, Konformität und Monotonie wurden vielmehr als Einschränkung empfunden (Shadar, Orr & Maizel 2011: 277).

Die Architektur der *Model Neighbourhood* ist in einem anderen Kontext zu sehen: Das Eingehen auf regionale Besonderheiten ließ es durch die geographische und klimatische Diversität Israels nicht mehr zu, direkt einen nationalen Stil abzuleiten. Nach Minta (2004: 314) können sich allerdings solche Regionalismen indirekt durchaus auf die Identifikation mit einer hierarchisch übergeordneten und abstrakten Einheit wie einer Nation auswirken. Durch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Region, einem Ort oder zu einer Nachbarschaft werde auch eine nationale Identifikation unterstützt. Während Regionalismus auf profaner Ebene schlichtweg pragmatisch sei, da er sich auf funktional Bewährtes stütze, stehe er ideologisch für die kontinuierliche Anwesenheit im Land, da er an historische, verwurzelte Traditionen anknüpfe. Für Jerusalem mag diese Einschätzung stimmen, wie unten analysiert wird. Für Be'er Sheva und die *Model Neighbourhood* scheint der Schluss, dass eine an den Ort angepasste Bauweise eine nationale Identität unterstütze, recht realitätsfern: Die Bewohnerinnen und Bewohner nehmen sie primär als „grau" wahr.

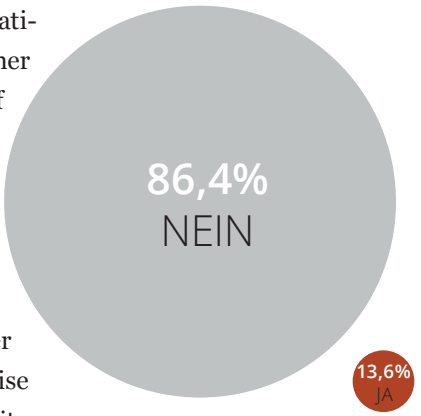


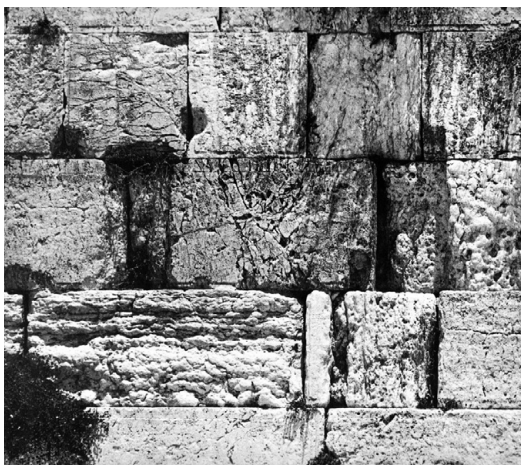
Abb. 4.88 „Do you think the architecture of this neighbourhood is typical for Israel?" (n=22)

B20: In general, in Be'er Sheva all the buildings are very ugly on the outside. What is that? Be'er Sheva is such a nice place, but the buildings are a disaster. […] This the neighbourhood is the best, but all it is, is concrete walls […].
(Interview 20)

Abb. 4.89 In Be'er Sheva existieren kaum geschlossenen Bebauungsstrukturen.

87 Prozent der Befragten empfinden die Architektur der *Model Neighbourhood* als nicht typisch für Israel und viele davon weisen generell zurück, dass es einen typisch israelischen Architekturstil gebe. Beschreibungen reichen von der Aberkennung jeglicher architektonischer Qualität und jeglichen Charakters (Interview 10; 22) über „very ugly on the outside" (Interview 20) bis hin zur Wahrnehmung, dass die Bauweise typisch für die Region, aber nicht für Israel ist (Interview 21). Im Vergleich zur restlichen Bebauung Be'er Shevas, die durch monotone Zeilenbauten und neuere Hochhäuser geprägt ist, attestieren einige Befragte der *Model Neighbourhood* durchaus auch eine Nähe zur traditionellen arabischen Architektur, zu spanischen Patio-Häusern oder den kalifornischen Pueblos aus Lehmziegeln (Interview 7; 12; 18; 20). Ausschlaggebend dürfte hier aber weniger das Aussehen als der Maßstab und die Struktur sein: In Be'er Sheva finden sich vor allem sehr große Gebäude oder relativ kleine, freistehende Häuser mit maximal vier Wohneinheiten. Eine geschlossene, horizontal verdichtete Bauweise ist abgesehen von dieser Nachbarschaft kaum vorhanden. Assoziationen zur „neuen Architektur", die für das neue Judentum stehen soll (also insbesondere zur Bauhaus-Architektur in Tel Aviv), sind faktisch nicht existent.

In der empirischen Studie waren die Antworten auf diese Frage des Stils tendenziell vage. Sie scheint zunächst für die Identität der Bewohnerinnen und Bewohner keine große, jedenfalls aber keine konsistente Rolle zu spielen. Architektur und der architektonische Ausdruck dürften für die Einordnung in ein übergeordnetes Netzwerk - wie die Nation - oder für die Identifikation mit einem übergeordneten Narrativ - mit der progressiven Moderne oder dem Festhalten an lokal verwurzelten Traditionen - wenig relevant sein. Interessant ist eine Verbindung, die bereits in Abschnitt 4.4.1 hergestellt wurde: Jerusalem hat als Hauptstadt Israels und Zentrum der jüdischen Religion eine besondere Bedeutung. Nicht zuletzt deshalb, so scheint es, wird versucht einen Bezug herzustellen.



[W]herever that cladding is used, it must be Jerusalem; and that is a holy city! [...] Vernacular architecture is employed to hide the war-like act that the settlement represents. It is a method to de-politicize visually a deeply political event. (Herz 2008: 276f.)

Jerusalem ist ein Kontrastbeispiel zu den *New Development Towns*. Hier wurde sehr stark auf identitätsstiftende Traditionen gesetzt. Zeitgleich mit dem Aufbau nationaler Institutionen wie der Knesset oder dem Israel-Museum inszeniert die Rekonstruktion des jüdischen Viertels der Altstadt eine kontinuierliche jüdische Besiedelung (Minta 2004: 329ff.). Stilistische Elemente der Altstadt werden aber in der Folge auch verwendet, um Identität für zeitgenössische Gebäude zu generieren und Zugehörigkeiten auszudrücken, wie Manuel Herz (2008: 271ff.) erklärt: Ein einheitliches Fassadenmaterial, Sandstein, das seit der britischen Mandatszeit für alle Gebäude vorgeschrieben ist, stellt oberflächlich ein homogenes Gefüge zwischen alten und neuen Stadtteilen her. Aus dem stilistischen Element wurde ein symbolisches, politisch instrumentalisiertes: Auch für Siedlungen, die geographisch nicht mehr zu Jerusalem gehören, sondern teilweise im Westjordanland errichtet wurden[41], wird Sandstein eingesetzt. So suggerieren die Fassaden die Zugehörigkeit der Gebäude zu Jerusalem und die Zugehörigkeit ihres Standortes zu Israel. Vernakuläre Architektur sei, so Herz, an sich nicht politisch oder ideologisch motiviert. Sie nehme aber in einer globalisierten Welt eine neue Rolle ein: Sie kann strategisch eingesetzt werden, um einerseits politische Handlungen zu verschleiern und andererseits oberflächliche *fake*-Identitäten zu generieren. Sie ist ein Symbol, das scheinbar für die Zusammengehörigkeit einer Gruppe steht und das zur Legitimation bestimmter Handlungen eingesetzt wird. Die Parallelen zu den von Eric Hobsbawm angeführten Aufgaben erfundener Traditionen (vgl. 2.3.2) sind augenscheinlich.

Abb. 4.90 (oben) Klagemauer in Jerusalem

Abb. 4.91 (unten) Detail der Klagemauer

Abb. 4.92 (nächste Seite) Altstadt Jerusalem. Das Fassadenmaterial Sandstein dominiert die Gebäudesubstanz.

41 Die UN stuft diese Siedlungen als illegal ein (Vereinte Nationen 1982: 10ff.).

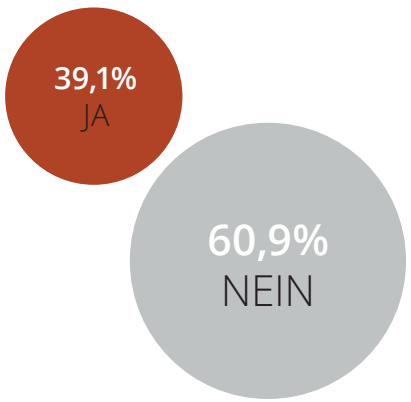


Abb. 4.93 „Do you like the look of the neighbourhood?“ (n=23)

Die Altstadt Be'er Shevas, in der ebenfalls meist Sandstein für Fassaden verwendet wurde, ist eine osmanische Planung, die Bewohnerinnen und Bewohner waren vornehmlich arabisch. Für die jüdische Identität ist sie, wie es scheint, daher kein Referenzpunkt. Auch die *Model Neighbourhood* zeichnete sich ursprünglich durch ein einheitliches Fassadenmaterial aus, um trotz der unterschiedlichen beteiligten Planer ein zusammenhängendes Ganzes zu schaffen (vgl. 4.3.3). Im Unterschied zu Jerusalem ist dieses stilistische Element jedoch nicht in irgendeiner Form konnotiert, es verfügt über keinen Symbolgehalt. Schon in der Studie von 1965 wurden die durchgehend grauen Wände weder als ästhetisch noch als bedeutend empfunden (Golani & Schwarze 1970: 4.79). Dieser Eindruck scheint sich bis heute gehalten zu haben: 61 Prozent der Befragten haben gegenüber dem Aussehen eine eher negative Haltung.

Buildings don't speak. The language of buildings is mute. We make them speak like marionettes. So they say whatever we want.
(Kuban 2008: 403)

Die beiden Beispiele haben gezeigt, dass architektonische Elemente eine Symbolwirkung entfalten können, dass die Voraussetzung aber immer die Kenntnis ihrer Bedeutung ist (vgl. Rieger-Jandl 2008: 92ff.). Wenn man nicht weiß, dass in der Altstadt Jerusalems Sandstein als Fassadenmaterial vorherrscht, wird man keine Beziehung zwischen den neueren Siedlungen und der traditionellen Architektur herstellen; das Symbol wird hinfällig sein. Symbole sind immer relativ und Gegenstand von Interpretation. Man kann hier das Beispiel vom Anfang des Abschnitts wieder aufgreifen, das aus einer Publikation zum *Aga Khan Award for Architecture* stammt und die Identitätskrise der muslimischen Welt behandelt (Davidson & Serageldin 1995: 76): Das strikte Festhalten an überlieferten Bauweisen und Formen kann als Symbol für eine Verbundenheit mit der eigenen Geschichte gelesen werden, oder als Anzeichen für eine reaktionäre Einstellung gelten. Die Übernahme moderner Modelle kann eine progressive Orientierung symbolisieren, oder für die Aufgabe der eigenen Identität stehen. In jedem Fall erlangt ein Symbol erst durch die individuelle Lesart seine Bedeutung. Doğan Kuban (2008: 403) stellt daher fest, dass Gebäude nicht von sich aus „sprechen“ können. Architektinnen und Architekten können zwar versuchen, Gebäude etwas „sagen“ zu lassen. Sie können allerdings nicht unbedingt davon ausgehen, dass alle Adressatinnen und Adressaten das „Gesagte“ auch verstehen.

Abb. 4.94 „Are there any significant buildings, which are very important for the neighbourhood, or is it the urban fabric, which shapes its character?“ (n=19)

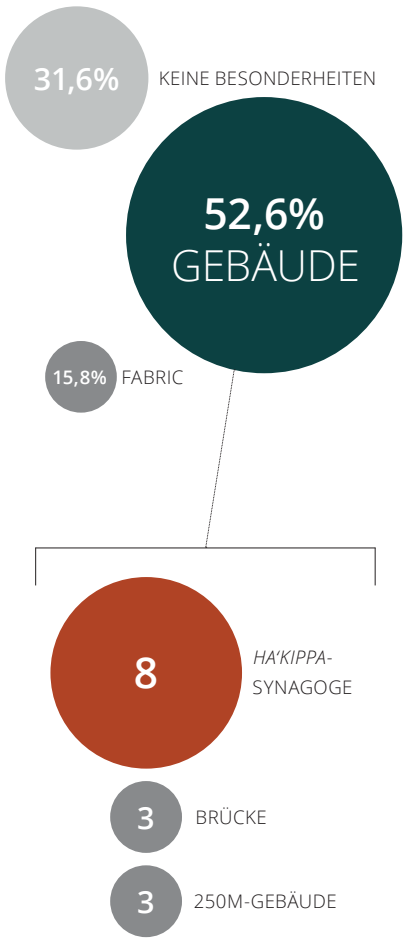


Abb. 4.95 Nennungen signifikanter Gebäude (n=10)

Siedlungen und Städte in der israelischen Peripherie wurden in kultureller Hinsicht lange vernachlässigt und dienten vor allem dazu, das Territorium zu sichern und Wohnraum zu schaffen. Auch die *Model Neighbourhood*s in verschiedenen *New Development Towns* änderten das nicht. Sie erlangten keine nationale Symbolik. Das Narrativ der modernen Architektur - eine neue Architektur für eine neue Gesellschaft - kam nicht gegen die banale Monotonie an. Es gelang nicht, das auf Vergangenem basierende Kontinuitätskonstrukt Jerusalems mit einer in die Zukunft orientierte Identität zu ergänzen (vgl. Rieger-Jandl 2008: 10). Meist „sagten“ die Gebäude nichts und stellten lediglich ihre Eintönigkeit zur Schau. Trotzdem können auch Wohnsiedlungen wie die *Model Neighbourhood* laut Architekt Uri Reicher (Interview) Symbole sein: Ihre Bedeutung ist auf eine lokale Ebene reduziert und nicht vordergründig visuell, sondern funktional und strukturell begründet. Sie ist im Umfang begrenzt auf die Personen, die in der jeweiligen Siedlung wohnen, kann aber für diese eine wichtige Rolle spielen - und zwar weitgehend unabhängig von kulturellen Hintergründen, denen die Wirkung visueller Symbole oft unterliegt. Für Reicher ist eher diese Form der Symbolwirkung anzustreben.

Die *Model Neighbourhood* gilt noch heute optisch als Einheit. Für 16 Prozent der Befragten ist das Gefüge aus einer niedrigen und dichten Bebauung der charakteristische Aspekt der Nachbarschaft. Für rund 53 Prozent sind hingegen darüber hinaus einzelne Gebäude, die aus dem Gefüge herausstechen, wichtig. Sie werden intern als wesentlich für die Nachbarschaft empfunden, sind aber auch extern von Bedeutung, da sie über die Grenzen der *Model Neighbourhood* hinaus bekannt sind und mit ihr assoziiert werden. Genannt wurden drei Bauwerke: der Zeilenbau im Norden der Nachbarschaft, die Brücke Gesher, die das größere Sub-Quartier mit den öffentlichen Einrichtungen verbindet, und die Synagoge *Ha'Kippa*.

Identitätsstiftend sind auch hier vorrangig kein abstrakter Symbolismus und keine Verbindung zu moderner oder traditioneller Architektur, sondern einfache Tatsachen. Die Brücke stellte in der Anfangszeit der *Model Neighbourhood* die Grenze der Stadt zur Wüste dar (Interview 10) und war allein schon deshalb von übergeordneter Bedeutung. Das lange Gebäude, das mittlerweile ein *Absorption Center* beheimatet, gilt mit 250 Metern als das längste Gebäude der Stadt (Dvir 2009) und ist deshalb bekannt: „[It] is not known for its aesthetics. It's known for the fact that it's very long.“ (Interview 9)

Die Synagoge hat eine sehr markante Form, aus der sich auch ihr Name ableitet. Sie hebt sich wahrscheinlich am deutlichsten von der übrigen Bebauung ab, obwohl sie mittlerweile umgebaut wurde. Man

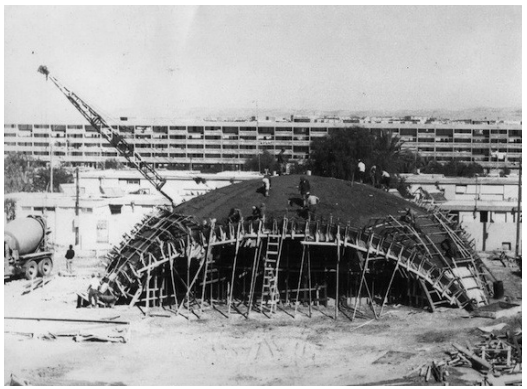


Abb. 4.96 (links) und

Abb. 4.97 (mittig) Die größte Synagoge *Ha'Kippa* zur Zeit der Erbauung.

Abb. 4.98 (rechts) Der gegenwärtige Zustand.

könnte im Sinne Venturis, Scott Browns und Izenours (1977: 87) die Synagoge *Ha'Kippa* als „duck" bezeichnen: Das gesamte architektonische Programm ist einer Form unterworfen - in diesem Fall der Form einer Kippa - die gleichzeitig die Funktion des Gebäudes symbolisiert - das Gebet. Die Interviews gaben aber keine Hinweise darauf, dass die Bedeutung aus dieser Tatsache resultiert. Grund dürfte die generell besondere Form und die prinzipiell zentrale Rolle einer Synagoge in einer relativ religiösen Nachbarschaft sein. Für die Langzeit-Bewohnerinnen und -Bewohner kommt hinzu, dass sie unmittelbaren Einfluss auf die Entstehung und die Form des Gebäudes hatten: In den ursprünglichen Plänen ist die Synagoge nicht vorgesehen, und zu Beginn diente eine Schulklasse in der Nachbarschaft als Gebetsraum. Erst durch die Initiative der Bewohnerinnen und Bewohner wurde die Synagoge *Ha'Kippa* errichtet (Interview 10).

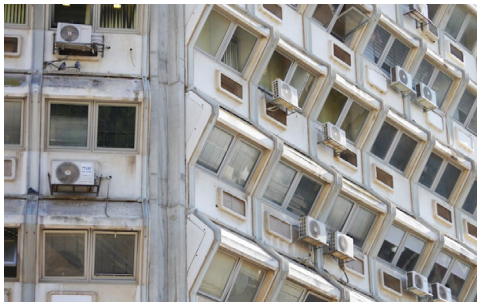
Einen weiteren Ausdruck des Kollektivs, der nicht *top-down* intendiert ist, stellt die gemeinsame Dekoration der *mish'olim* dar (Interview 6). An sich zwar nicht außergewöhnlich, ist das gemeinsame Anbringen von Fähnchen oder anderen Utensilien für den urbanen Raum eine Seltenheit. Die Menschen zeigen eindeutig, dass sie eine kollektive Identität haben und tragen diese nach außen.

Die einzige stilistische Richtung, die mit der *Model Neighbourhood* neben den erwähnten vagen Verbindungen zur arabischen und mediterranen Bauweise in Verbindung gebracht wird, ist der Brutalismus. In Be'er Sheva existieren mehrere brutalistische Gebäude, zu denen die Bibliothek der Ben-Gurion-Universität und das Stadtteilzentrum *Merkaz Ha'Negev* zählen. Auch die langen Gebäude der *Model Neighbourhood* können den Einfluss Le Corbusiers *Unité d'Habitation* nicht leugnen: Die klar ablesbare Konstruktion und die rohen Betonoberflächen entsprechen brutalistischen Kriterien (vgl. Banham 1955: 361).

Der europäische Brutalismus ging aus einem radikalen Protest gegen die Prinzipien der Moderne und ebenso gegen nationalstaatliche Institutionen hervor (Zandberg 2013). Die Vereinnahmung durch Architektinnen und Architekten, die in sehr enger Beziehung zum Staat Israel standen, ist zunächst nicht lo-

gisch. Wiederum zeigt sich hier aber das Gewicht der international vorherrschende Architekturauffassung und speziell der Ideen des Team 10. Erinnerungen an das Aufkommen der Moderne, die „als bereits ‚gesprochene Sprache' […], als fertiges Repertoire von […] ästhetischen Dogmen" (Efrat 2011: 10; vgl. 3.1.1) und ohne Berücksichtigung der Entstehungsgeschichte übernommen wurde, regen sich. Shadar (2004a: 43) erklärt diesen Einfluss mit dem „need for mediation": Candilis, Josic und Woods versuchten, die vernakuläre Architektur und ihre Qualitäten zu vereinfachen und zu systematisieren, also in ein modernes Schema zu „übersetzen". Eine Bauweise, die an den Ort angepasst, aber dennoch „westlich" war, repräsentierte ein ideales Vorbild für die Architekten der *Model Neighbourhood*. Direkte, ideologisch problematische Assoziationen mit dem „orientalischen" Kontext konnten vermieden werden. (Shadar 2004a: 42f.).

Wie wirkt aber diese brutalistische Ästhetik auf die Bewohnerinnen und Bewohner? Für die Mehrheit der Befragten besitzen die Gebäude keine optische Qualität, sie werden als Zweckbauten wahrgenommen. Das könnte sich aber ändern: Eine gegenwärtige Initiative zielt darauf ab, Be'er Sheva als „Capital of Brutalism" der vom Bauhaus geprägten und zum UNESCO-Weltkulturerbe zählenden „White City" in Tel Aviv entgegenzustellen. Sie will den Brutalismus im Gegensatz zur importierten Moderne als genuin israelische Ar-



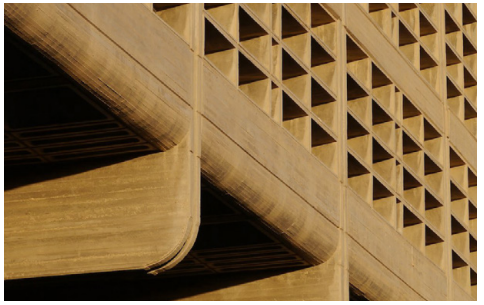


Abb. 4.99 (oben) Zalman-Aranne-Bibliothek der Ben-Gurion Universität.

Abb. 4.100 (mittig) Fakultät für Geisteswissenschaften der Ben-Gurion-Universität.

Abb. 4.101 (unten) Rückseite eines Zeilenbaus in der *Model Neighbourhood.*

Abb. 4.102 (oben) Bürogebäude in der Altstadt Bee'er Shevas an der Kreuzung *Ha'Atsmaut St./He'Khaluts St.*

Abb. 4.103 (mittig) Gebäude im kleineren Subquartier der *Model Neighbourhood.*

Abb. 4.104 (unten) Niedriger Zeilenbau an der *Ha'Arava St., Model Neighbourhood.*

Abb. 4.105 (vorherige Doppelseite) Brutalistische Gebäude in der *Model Neighbourhood.*

Abb. 4.106 (oben) Oberflächen der *Model Neighbourhood.*

chitektur branden (Zandberg 2013). Das hatte auch schon eine jungen Generation von Architektinnen und Architekten in den 50er und 60er Jahren angepeilt: Die Moderne wurde als zu weiß, zu ästhetisiert und als migrantische Architektur dargestellt. Der Brutalismus hingegen galt als rauere, authentischere Bauweise (Efrat & Osten 2013: 200). Unbeschadet der Qualität einiger Bauwerke in Be'er Sheva mutet diese Initiative wie der Versuch an, aus der Not eine Tugend bzw. eine Marketingstrategie zu machen, mit der ein verwertbares Image entstehen soll. Natürlich hat aber dieses Image das Potential, auch das Interesse der Bevölkerung Be'er Shevas für die Architektur zu wecken und die Identifizierung mit „a lot of grey buildings" (Interview 9) zu stärken.

Gerade im Fall Israels mit seiner in den Anfangsjahren staatlich streng kontrollierten und zentral organisierten Planung muss einem weiteren Aspekt Rechnung getragen werden: Lokale und regionale Identitäten

I can understand the concept of the brutalist look. But the brutalist look has some grace to it. These don't. These were more purposeful than brutalist, in my opinion. (Interview 19)

müssen nicht immer im staatlichen Interesse sein, wie Arjun Appadurai (1996: 190) feststellt: „From the point of view of modern nationalism, neighborhoods exist principally to incubate and reproduce compliant national citizens - and not for the production of local subjects." In diesem Sinn kann die Konzentration nationaler Symbolik in Form von Institutionen und Prestigebauten auf Jerusalem auch als Versuch verstanden werden, die Kontrolle über die Bevölkerung und über den zionistischen Nationalplan zu wahren, ohne abweichende Tendenzen zu riskieren. Jerusalem als geistiges und kulturelles Zentrum, eventuell Tel Aviv als Repräsentant des modernen Israels: Die Rolle der *New Development Towns* lag, wie erwähnt, in der Sicherung des Territoriums und in der Unterbringung der Immigrantinnen und Immigranten.

INDIVIDUELLER AUSDRUCK

Wenn sich die kollektive Identität der *Model Neighbourhood* für die Befragten nicht durch eine besonderen Charakter äußert, heißt das nicht, dass Expressivität generell ohne Belang ist. So, wie sich unterschiedliche Gruppen positionieren, zeigt sich auch individuell die „Sehnsucht nach einer identifizierbaren Umwelt" (Rieger-Jandl 2008: 106), wie einige Maßnahmen zeigen: Zusätzlich zu den strukturellen Adaptionen (vgl. 4.4.2) zeichnen sich Häuser sehr häufig durch eigene Fassadenmaterialen aus (und konterkarieren damit die ursprüngliche Intention der Planer).

Abb. 4.107 (oben) Individuelle Anpassungen sorgen in der *Model Neighbourhood* auch äußerlich für Widererkennungswert.

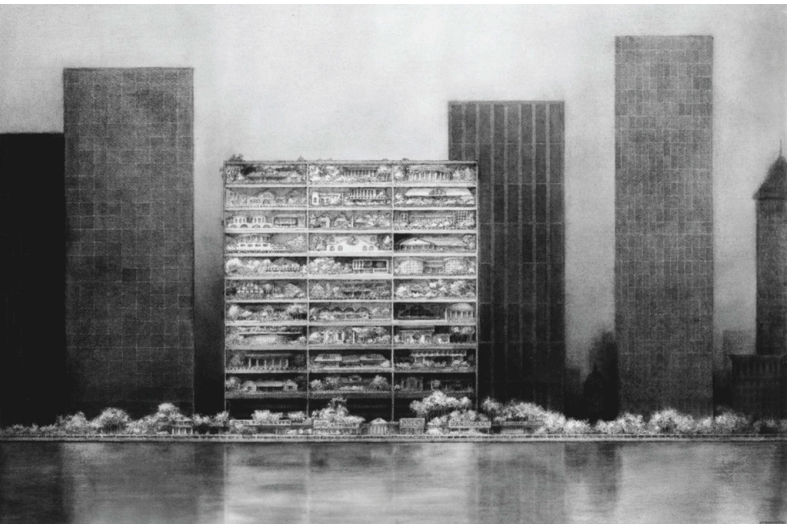
Abb. 4.108 (rechts) Unterschiedliche Eingangstüren der Hofhäuser in Qeshm, Iran.

Auch die Dekoration der Eingangsbereiche mit Pflanzen oder unterschiedliche Eingangstüren stellen eine Personalisierung dar, obwohl viele dieser Elemente sicher nicht unter einer bewussten, identitätsstiftenden Prämisse entstanden sind: „I mean, people want their house to look good. That's natural and to a certain extent, they always exceed in that." (Interview 7) Die vielfältigen Ergebnisse verdeutlichen die Freiheit, die Bewohnerinnen und Bewohner haben. Nicht alle sehen diese Diversität positiv, sondern bevorzugen die ursprünglichen Betonsteine: „The neighbourhood was uniform with it, so I think it would look better, much better." (Interview 15) Auch die entgegengesetzte Haltung ist jedoch vertreten: „[P]eople personalize and - this neighbourhood in particular is much nicer than all the others." (Interview 20)

Aus den Ergebnissen der Interviews lässt sich nicht ableiten, ob es vordringlich um die Abgrenzung und Unterscheidung von den Nachbarinnen und Nachbarn geht, oder ob die Maßnahmen im besten Sinne eigensinnig sind und sich schlicht um die eigenen Vorstellungen drehen. Jedenfalls scheint die Annahme, dass der eigene Ausdruck und die eigene Positionierung in einem gegebenen Rahmen ein menschliches Grundbedürfnis ist, zulässig. Als ein Beispiel sei die iranische Insel Qeshm erwähnt: In einer deutlich anders strukturierten Gesellschaft als der israelischen finden sich hier vergleichbare Muster. Die Mauern der traditionellen Hofhäuser schaffen in den Dörfern den Rahmen, die Eingangstüren unterscheiden sich aber jeweils in Farbe und Ornamentik. Sie sind nach außen das wichtigste Element zur Identifikation (Mückler 2016: 79). Für die *Model Neighbourhood* ist klar, dass die Befragten die realen Auswirkungen dieser Aneignungen eher wahrnehmen als die theoretische Diskussion über verwendete Architekturstile und deren Bedeutung. Klar ist ebenfalls, dass dieser von Individuen getragene Prozess, der aufgrund wechselnder Bewohnerinnen und Bewohner dynamisch ist, in Wechselwirkung mit dem Kollektiv steht (Rieger-Ja-

ndl 2008: 113). Die besondere räumliche Konfiguration der *Model Neighbourhood* impliziert bereits eine Zusammengehörigkeit. Der vorgegebenen Rahmen steht allerdings nicht im Gegensatz zu individuellen Abweichungen: Er macht diese erst greifbar.

Individualismus erfuhr durch eine Liberalisierung Israels in den 70er Jahren im ganzen Land einen Aufschwung. Mit Hilfe des sogenannten „Build Your Own Home"-Programms war es der (finanziell ausreichend potenten) Bevölkerung möglich, auf staatlichem Bauland ihre eigenen Häuser zu errichten und so eine Antithese zu den immer noch monotonen *New Towns* zu schaffen (Shadar, Orr & Maizel 2011: 276f.). Die teils recht expressiven Ergebnisse hatten aber aufgrund des fehlenden Bezugs zueinander und der mangelnden Vergleichbarkeit nicht das kollektive Potential der *Model Neighbourhood*. Mitten in Be'er Sheva entstanden in dieser Zeit Areale, die nach wie vor einen vorstädtischem Charakter haben.



Andrea Rieger-Jandl (2008: 83) stellt fest, dass durch die Reproduktion und Imitation bestehender Stile zum Zwecke der Identitätsfindung bestenfalls eine „Ersatz-Identität" entsteht, Manuel Herz (2008: 278) sieht in diesem Vorgang „the complete annihilation of identity". Für die *Model Neighbourhood* zeigt sich, dass diese Diskussion über Stile, insbesondere über den Brutalismus, und dem Versuch daraus ein Image zu generieren, mitunter zwar wichtig ist und von den Bewohnerinnen und Bewohnern wahrgenommen wird. Sie scheint aber grundsätzlich *top-down* aufgezwungen und wirkt theoretisch und distanziert. Für die Befragten dürften eher andere Faktoren von unmittelbarer Bedeutung sein: die periphere Lage Be'er Shevas, die hierarchische Struktur, und nicht zuletzt die Möglichkeiten der Aneignung, die expressive Aspekte beinhaltet.

Abb. 4.109 (links) Das „Highrise of Homes" des Architekturbüros SITE - ein architektonischer Rahmen für individuelle Vorstellungen.

Abb. 4.110 (oben) Einfamilienhaussiedlung und individuelle Einfamilienhäuser in Be'er Sheva

4.5 SCHLUSSFOLGERUNGEN

Das Ziel der empirischen Studie war es, anhand eines konkreten Beispiels die komplexe Beziehung von Architektur und Identität zu analysieren. Die vielfältigen Ergebnisse aus der Forschung in der *Model Neighbourhood* haben den Eindruck sehr eng verflochtener, sich gegenseitig beeinflussender Mechanismen ergeben. Abschließend gilt es nun, die Erkenntnisse aus der Gegenwart den ursprünglichen Intentionen der Planer entgegenzustellen. Es gilt zu untersuchen, welche Ideen funktioniert haben, welche Aspekte zum Beispiel bedingt durch gesellschaftliche Entwicklungen im Verlauf von über 50 Jahren nicht mehr relevant sind, und welche Punkte die Planer vielleicht gar nicht vorausgesehen hatten.

Ein Ziel des Teams um Avraham Yaski war die Schaffung einer baulich eindeutig erkennbaren Nachbarschaft und die sorgfältige Differenzierung ihrer unterschiedlichen maßstäblichen Komponenten. Obwohl die *Model Neighbourhood* nicht in der ursprünglich geplanten Form realisiert wurde, hebt sie sich auch heute vom umgebenden Stadtraum ab - physisch, aber auch hinsichtlich demographischer und sozialer Strukturen. Der relativ hohe Verdichtungsgrad, die geschlossene Bauweise und insbesondere die fußläufige Organisation der Erschließung grenzen die Nachbarschaft räumlich ab. Assoziationen mit dem Leben in einem *Kibbuz* oder einem Dorf machen deutlich, dass die Struktur auch eine gesellschaftliche Bedeutung hat. Auch im urbanen Raum ist demnach eine ausgeprägte Vernetzung von Nachbarinnen und Nachbarn möglich, die sonst eher mit ländlichen Gebieten verbunden wird (und die als Gegenpol zu eine anonymen Verhältnis bis zum Gefühl der Überwachung gehen kann). Die Vielfalt von Bezugsebenen und die hierarchische Abfolge privater und öffentlicher Räume scheinen nach wie vor relevant zu sein. Manche *mish'olim* sehen sich als Gemeinschaft, der Bebauungsstruktur und Verlauf der Straßen definieren die Subquartiere der *Model Neighbourhood*, innerhalb derer informelle und zufällige Begegnungen häufig sind. Gemeinsame öffentliche Einrichtungen und die ähnliche Form sorgen dafür, dass der Zusammenhang zwischen den beiden realisierten Subquartieren nicht nur räumlich besteht. Unterschiedliche Subgruppen bilden sich auch auf Basis von Alter, Sprache, Auslegung der Religion oder Herkunft. Grenzen sind diesbezüglich allerdings in der Regel nicht streng gezogen und stehen (meist) dem größeren Kollektiv der Nachbarschaft nicht entgegen.

Es besteht allerdings das Risiko, dass sich die klare bauliche Abgrenzung auch gesellschaftlich äußert; dass zwar keine echte, aber der Eindruck einer *gated community* entsteht, von der die restliche Stadt nicht profitieren kann. Die Mitglieder und das Umfeld des

Team 10 hatte in der Entstehungszeit der Nachbarschaft die Qualitäten der räumlichen Vernetzung, die vernakuläre Siedlungen auszeichnete, erkannt und versuchten, sie für ihre Projekte zu adaptieren. Auch die Planer der *Model Neighbourhood* dürften sich dieser neuen Architektur-Auffassung, die sich gegen die klassische Moderne richtete, nicht entzogen haben. Sie erfüllten viele Forderungen Alison und Peter Smithsons oder Aldo van Eycks. Nur: Der letzte Schritt, der die Nachbarschaft auch mit dem umgebenden Stadtraum vernetzt, fehlte. Im Unterschied zu organisch gewachsenen Dörfern haben Strukturen, die als eine Einheit geplant sind, immer definierte Grenzen. Werden diese architektonisch besonders akzentuiert, kann sich das, wie erwähnt, auch auf die Bewohnerinnen und Bewohner auswirken. In städtebaulicher Hinsicht kann aber eine derartige Fragmentierung in *little boxes* nicht gewünscht sein.

In jedem Fall ist die positive Rezeption der *Model Neighbourhood* auch relativ zu sehen: Ihre Bedeutung ist sicher nicht allein aufgrund der eigenen Vorzüge entstanden, sondern fußt auch auf der fehlenden Qualität der Umgebung. Be'er Sheva ist weitgehend durch Massen an „gesichtslosen" *Unité*-Klonen und Hochhäusern sowie Einfamilienhäusern geprägt. Sie vermitteln kaum städtischen Charakter. Die Rolle der *Model Neighbourhood* ist in dieser Situation wahrscheinlich eine andere, als sie es zum Beispiel in den historisch gewachsenen und räumlich ausdifferenzierten europäischen Städten wäre.

Ist die Siedlung, wie das die Planer erreichen wollten, an den Ort angepasst? Welche Relevanz hat die Beziehung von Architektur und (Stand-)Ort überhaupt noch? Die Lösungen der Planer, mit denen sie auf das Klima eingingen, die auch Verbindungen zu traditionellen Bauweisen zeigen, scheinen grundsätzlich noch heute zu funktionieren. Verschiedene Methoden der konstruktiven Verschattung, von geschoßhohen Begrenzungsmauern zu teilweise überdachten, schmalen Wegen, sorgen dafür, dass auch der Außenraum nutzbar ist. Das ist wichtig für die schon erwähnten informellen Begegnungen. Geringe bauliche Qualität und die Überformung der Grundstrukturen haben aber auch dafür gesorgt, dass bestimmte Ideen nicht (mehr) funktionieren. Belichtungs- und belüftungstechnisch sind teils gravierende Mängel festzustellen. Manche Veränderungen sind allerdings auch schlicht als Zeichen der Zeit zu sehen: Die Anforderungen an ein Haus oder eine Wohnung sind heute auch in Israel sicher andere als in den 1960er Jahren. Dass in jedem untersuchten Haus der *Model Neighbourhood* eine Klimaanlage installiert ist, sollte nicht a priori als Zeichen für schlechte Planung gedeutet werden. Steigender Wohlstand hat schlicht auch dazu geführt, dass der Wohnort mehr leisten muss. Technische Hilfsmittel ermöglichen es mittlerweile, menschliches Leben

in nahezu jeder Umgebung komfortabel zu gestalten. Trotzdem sollte es der Anspruch von Architektinnen und Architekten sein, auf diese Bedingungen konstruktiv zu reagieren, da solche Lösungen energieautark funktionieren und eher für eine Synthese mit als für eine Abgrenzung vom Standort stehen.

In einer globalisierten Welt hat sich die Bedeutung eines Ortes und einer Nachbarschaft als lokal fixiertes soziales Konstrukt maßgeblich verändert. Kollektive Identitäten beruhen meist nicht mehr hauptsächlich innerhalb räumlicher Grenzen, vielmehr basieren sie auf sozialen Kontakten, die weltweit vernetzt sein können. „Virtuelle Nachbarschaften" ermöglichen es, die Verbindung zu Menschen auch ohne physische Präsenz aufrecht zu erhalten. Lokale Identitäten können allerdings eine wesentliche Dimension dieser vielschichtigen Gefüge sein. Das zeigt sich auch in der *Model Neighbourhood*, wo das Verhältnis der Bewohnerinnen und Bewohner großteils über ein rein nachbarschaftliches hinausgeht. Genauso hat die historische und kulturelle Dimension eines Ortes - der *Genius Loci* - partiell nach wie vor Bedeutung. In der empirischen Studie zeigte sich, dass sich mehrere Befragte mit der Pionierarbeit der frühen Zionistinnen und Zionisten in Be'er Sheva identifizieren. Auch die religiöse Geschichte der Stadt ist präsent.

Das dritte Ziel des Planungsteams war die Schaffung günstigen Wohnraums für Immigrantinnen und Immigranten. Die Bewohnerinnen und Bewohner der *Model Neighbourhood* waren zum Großteil keine Menschen, die ohne Mittel gerade erst nach Israel gekommen waren. Ihr sozioökonomischen Status war von Anfang an relativ hoch. Die Grundstruktur der Nachbarschaft aus sehr kleinen Wohnungen und Häusern, die eine Veränderung, Erweiterung und Aneignung ermöglichten, dürfte jedoch für sie wesentlich zur Identifikation mit der Nachbarschaft beigetragen haben. Strukturelle Anpassungen waren eine Reaktion auf die spezifischen Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner, Dekoration und oberflächliche Veränderungen stehen für die individuelle Ambition, sich in einem Kollektiv sichtbar zu positionieren. Die ursprüngliche Disposition der *Model Neighbourhood* sorgte und sorgt gemeinsam mit gesetzlichen Einschränkungen dafür, dass ihre Einheit trotz vieler Überformungen auch visuell noch immer besteht. Im Unterschied zu vielen anderen durch Architektinnen und Architekten geplanten Häuser weist die *Model Neighbourhood* eine große Flexibilität auf. Die Errichtung im Jahr 1964 war nicht gleichbedeutend mit der Fertigstellung. Im gesamten bisherigen Lebenszyklus hat sich die Nachbarschaft verändert und weiterentwickelt.

Die Grundrisse der Häuser repräsentierten die europäische Auffassung der Kernfamilie, die der zionistischen Ideologie und der westlichen Prägung der Planer entsprach. Wie gezeigt wurde, kann dieser Versuch, den Alltag und die Lebensweise der Bewohnerinnen und Bewohner zu steuern, als Instrument des Nation-Building aufgefasst werden. Menschen aus nahöstlichen und nordafrikanischen Staaten, die nach Israel kamen, sollten so „auf Linie“ gebracht werden. Für die *Model Neighbourhood* war das in der Realität allerdings kein großes Thema mehr, da *Mizrahim* nur einen geringen Anteil der ursprünglichen Bevölkerung ausmachen. Heute sind in der Lebensweise, soweit dies durch die empirische Studie geklärt werden konnte, kaum mehr Unterschiede zu erkennen. Hinsichtlich religiöser Traditionen, aber auch mental ist die Differenzierung allerdings noch vorhanden.

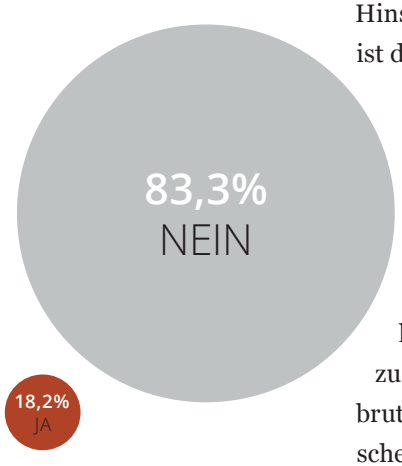
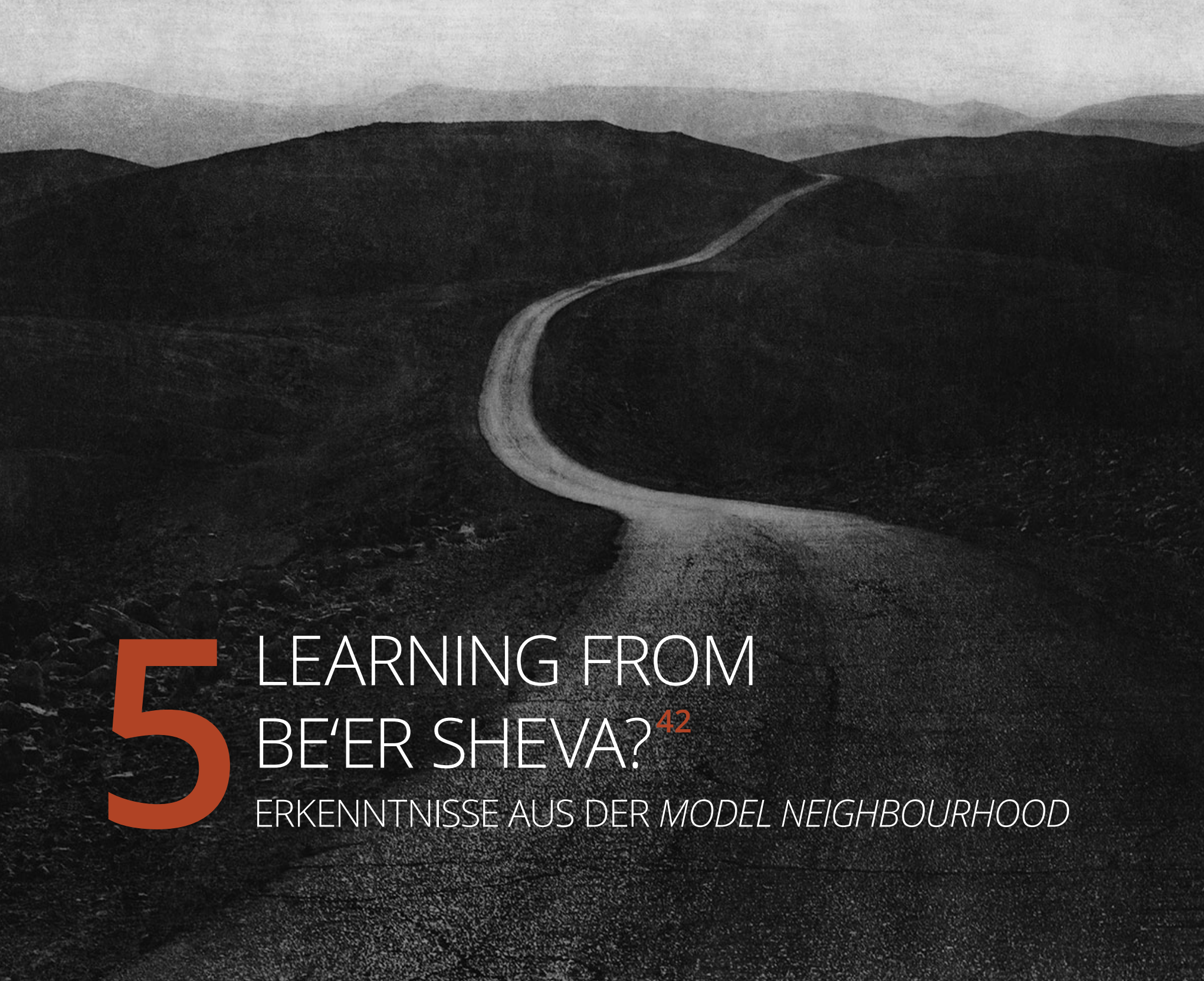


Abb. 4.111 „If you had the chance, would you move somewhere else?“ (n=24)

Die Frage nach einem bestimmten Stil lag nicht im Fokus der Planer, ist aber potentiell identitätsstiftend. Während der Interviews traten verschiedene Assoziationen zu Tage, von Verbindungen mit spanischen Häusern über Ähnlichkeiten mit der arabischen Bauweise bis hin zu Verknüpfungen zur Jerusalemer Altstadt. Die brutalistische Ästhetik, mitunter zum genuin israelischen Stil auserkoren, wird primär als „grau“ wahrgenommen, eine höhere Bedeutungsebene erschließt sich kaum. Die Rezeption ist also nicht einheitlich. Die neuere Architektur hat in Israel keinen gemeinsamen Ausdruck hervorgebracht, den die Bevölkerung als „eigen“ betrachtet. Auch im Kontext der *Model Neighbourhood* erscheinen derartige Diskussionen eher theoretisch und ohne praktischen Bezug. Relevant ist nicht ein abstrakter Symbolismus, sondern vielmehr konkrete Symbole: Bestimmte Gebäude oder charakteristische räumlichen Situationen, die speziell mit der *Model Neighbourhood* in Verbindung gebracht werden und nach innen und außen auf ihre Identität abfärben.

Für die weitere Entwicklung der *Model Neighbourhood* wird insbesondere das Thema der Gentrifizierung relevant werden: Durch das Wachstum Be’er Shevas liegt die Nachbarschaft mittlerweile im Zentrum der Stadt. Die Bevölkerung der Teppichbebauung verfügt zwar über einen vergleichsweise hohen sozioökonomischen Status; für die höheren Gebäude, die den „Rahmen“ bilden, trifft dies allerdings nicht unbedingt zu. Bereits heute gibt es, so eine Erkenntnis aus den Interviews, Pläne, einige dieser Bauten abzureißen und durch Hochhäuser zu ersetzen (vgl. Interview 2). Räumlich bedeutete das ein Aufbrechen der intimen Struktur der *Model Neighbourhood*. Der Druck, zentrale Lagen finanziell zu verwerten, beinhaltet auch für die niedrige Teppichbebauung ein Risiko: Sie ist zwar horizontal verdichtet, weist als urbaner Raum aber eine geringe Flächenausnutzung auf.



5 LEARNING FROM BE'ER SHEVA?[42]

ERKENNTNISSE AUS DER *MODEL NEIGHBOURHOOD*

Robert Venturi, Denise Scott Brown und Steven Izenour fordern in den 1970er Jahren in „Learning from Las Vegas“ (1977), die arrogante Haltung der Architektur gegenüber den scheinbar trivialen Ergebnissen einer nicht von Architektinnen oder Architekten geplanten Welt aufzugeben. Am Beispiel des *Strip* in Las Vegas zeigen sie, dass der Wald aus Schildern und Reklametafeln den meisten Menschen viel mehr „sagt“ als eine Zeichensprache, die sich ausschließlich aus architekturimmanenten Mitteln formt. Sie zeigen darüber hinaus, dass das Ergebnis ihrer Analyse wesentlich von der Ausgangsperspektive abhängt: Eine statische Darstellung auf einem Plan lässt den *Strip* chaotisch erscheinen, wird jedoch der Realität nicht unbedingt gerecht. Liegt der Fokus hingegen auf den dynamischen Aktivitäten, die hier stattfinden, ist die Logik des Ortes verständlich. Für die vorliegende Arbeit ist insbesondere die Bereitschaft, aus dem Gewachsenen zu lernen, relevant. Venturi, Scott Brown und Izenour stellen einer durchgestalteten, ästhetisierten Architektur eine kommerzielle, im Lauf der Zeit entstandene „Architektur ohne Architekten“ entgegen, die meist eine unmittelbarere Bedeutung für ihre Bewohnerinnen und Bewohner hat:

> *Total design is the opposite of the incremental city that grows through the decisions of many: total design conceives a messianic role for the architect as corrector of the mess of urban sprawl; it promotes a city dominated by pure architecture and maintained through ‚designed review‘, and supports today’s architecture of urban renewal and fine arts commissions. (Venturi, Scott Brown & Izenour 1977: 149)*

Sie erheben gewachsene Strukturen - die „Stadt, wie sie ist“ und nicht, „wie sie sein soll“ (Stierli 2005: 37) - zur Inspirationsquelle. Im Zentrum des Interesses steht Architektur indes nach wie als visuelles, ästhetisches Phänomen. Venturi, Scott Brown und Izenour erweitern letztlich nur die „erlaubte“ Formensprache um die „architektonischen Ketzereien von Las Vegas“ (Müller 1977: 49). Den Prozess, aus dem architektonische Objekte entstehen, beziehen sie in die Betrachtung nicht ein.

42 Der Titel des Kapitels stellt eine Abwandlung des Werkes „Learning from Las Vegas“ von Venturi, Scott Brown und Izenour (1977) dar.

Abb. 5.1 (links) Straße durch die israelische Wüste.

Abb. 5.2 (rechts) Der *Strip* in Las Vegas.

Wie in Las Vegas handelt es sich bei der *Model Neighbourhood* um gewachsene Architektur: Auf israelischer Ebene ist sie das Zwischenergebnis einer umfassenden Diskussion um die Entwicklung architektonischer Identität. Lokal ist sie das Resultat eines architektonisches Grundgerüsts, das sich durch die Partizipation der Bewohnerinnen und Bewohner überformt, verändert und weiterentwickelt hat. Auch in der Feldforschung in Be'er Sheva galt es demnach, aus unterschiedlichen Perspektiven und mit verschiedenen Methoden Schlüsse zu ziehen und zu lernen. Eine Analyse der Grundrisse und Schnitte allein ließe wohl erkennen, dass die Gebäude besser an den Ort und an das Klima angepasst sind, als die älteren Gartenstadt-Viertel. Sie würde aber nichts über die Bedeutung, die der Ort für die Bewohnerinnen und Bewohner hat, aussagen. Eine städtebauliche Analyse könnte aufgrund der vergleichsweise hohen Dichte darauf kommen, dass intensiver Kontakt zwischen den Menschen wahrscheinlich ist. Sie sagte aber kaum etwas darüber aus, wie das Kollektiv der Nachbarschaft tatsächlich beschaffen ist. Und eine Untersuchung der Häuser aus künstlerisch-architektonischer Sicht käme eventuell sogar zu Ergebnis, dass das eigentliche Werk verfälscht worden sei - ohne dabei der identitätsstiftende Dimension dieser Aneignung Rechnung zu tragen. Die Architektur der *Model Neighbourhood* weist formal zweifellos Ähnlichkeiten zum Brutalismus auf - aber spielt das über die fachspezifische Ebene hinaus eine Rolle? Moshe Safdie scheint das Problem zu erkennen:

> *It is much easier to comprehend the physical aspects of structure than the psychological ones; we have enough common precedence in natural organisms. Psychic structures are particular to the environment of man. Their fulfilment is equally as important as any of the physical; they are the pivots of man's well being. (Safdie 1970: 150)*

Die folgenden Punkte stellen daher einen Ansatz dar, unter Berücksichtigung der komplexen Verflechtungen von physischen und psychischen, von materiellen und immateriellen Aspekten aus der empirischen Studie und den Prozessen, aus denen die *Model Neighbourhood* entstanden ist, zu lernen.

Einmal mehr liegt der Fokus auf der heterogenen Bevölkerung, die manche Themen der Globalisierung bereits vorweggenommen hatte: Ein überwiegender Teil der israelischen Bevölkerung war zunächst in dieser Weltgegend „Fremde". Die Menschen waren aus allen möglichen Richtungen eingewandert; mit sich hatten sie Einstellungen und Ideen, Traditionen und Klischees gebracht. Viele Migrantinnen und Migranten hatten zwar im Judentum oder im Zionismus Gemeinsamkeiten, die kulturellen Unterschiede war zunächst jedoch beträchtlich. Mit der bereits ansässigen, meist arabischen Bevölkerung verband sie teilweise noch weniger. Auch die Bewohnerinnen und Bewohner der *Model Neighbourhood* haben weit verbreitete Wur-

zeln. Sie sind teilweise schon seit mehreren Generationen in Israel oder erst vor einigen Jahren immigriert. Manche verwenden Hebräisch selbstverständlich als Muttersprache, manche kommunizieren nach wie vor hauptsächlich in der Sprache des Herkunftslandes. Jedenfalls ist die Migration, so der Eindruck aus der empirischen Studie, nie so weit weg, dass sie nicht in Erinnerungen oder Erzählungen immer präsent wäre. Was bedeuten diese Erkenntnisse, die in der *Model Neighbourhood* über das konzentrierte Zusammenleben unter derartig vielen unterschiedlichen Einflüssen und Vorstellungen gewonnen wurden, für eine allgemeinere Situation? Inwieweit sind sie für Be'er Sheva oder Israel spezifisch, in welchem Maße ist es möglich, sie auf andere Konstellationen umzulegen?

5.1 ÜBER DAS ABSTRAKTE

Architektonischer Stil und Ausdruck waren seit jeher Methoden, um bestimmte Bedeutungen zu transportieren und um abstrakte Gruppen - im Sinne Andersons *imagined communites* (vgl. 2.2.1) - zu definieren und gegeneinander abzugrenzen. In Kapitel 3.1 wurde bereits Heinrich Hübsch (1828) mit seiner Frage „In welchem Style sollen wir bauen?" zitiert. Der Fassade wird eine Funktion zugeschrieben, die über die bloße baulichen Hülle hinausgeht: Sie bildet ein Kollektiv ab. Oft griff die Architektur auf Historisches, oft auf das (vermeintliche) historisch Eigene, auf Traditionen und Wurzeln zurück, um Stile zu entwickeln und zu legitimieren. Im Eklektizismus des 19. Jahrhunderts stand die Fassade mitunter für die Funktion des Gebäudes: Banken sahen aus wie florentinische Renaissance-Palazzi; für Brauereien galten als „deutsch" konnotierte Ziegelfassaden als passend. Die Architektur wurde so wie die Funktion jeweils in die Nähe der historischen Vorbilder gerückt (Jormakka s.a.: 79). Mit dem Aufkommen des Nationalismus wurde die Fixierung auf einen Ort oder eine Region wichtiger. In vielen Teilen Europas wurde die Suche nach einer „reinen", nicht durch überlokale Einflüsse „kontaminierten" Kultur Thema. *In natura* waren solche idealisierten Formen natürlich kaum zu finden: Im Verlauf dieser Arbeit wurde deutlich, dass Kultur und Identität nicht *ex nihilo* auf die Bildfläche traten, sondern sich immer unter gegenseitigen Wechselwirkungen entwickelt haben. Alexander Tzonis zeigt die diskriminierende Praxis, die aus diesem Streben entstand, am Beispiel des post-osmanischen Balkans (Tzonis 2012: 222; vgl. 2.3.2): Ähnliche Versuche, aus

> *Many of these ideas lead to irrational regionalisation, what became to be known as ‚Balkanization', meaning the destruction of natural resources and architectural heritage that did not conform with the pigeonholes of the ‚imagined community', architectural and urban ‚cleansing' carried out by demolition, and anti-modernist hostility to new ideas.* (Tzonis 2012: 222)

Abb. 5.3 Die Weißenhofsiedlung in Stuttgart als arabisches Dorf, propagandistische Darstellung.

der gebauten Umwelt „reine" Stile zu destillieren oder bestimmte Bauweisen zu vereinnahmen, fanden sich auch etwa in Deutschland, Italien und der Türkei[43]. Immer wieder war regionale Architektur also der Gefahr ausgesetzt, durch nationale, konservative oder romantisierende Strömungen vereinnahmt zu werden. Auch Kenneth Frampton (1983: 20f.), einer der Urheber des „Kritischen Regionalismus", sah daher die Notwendigkeit, sich von diesen oft schlicht nostalgischen und dekorativen Konzepten abzugrenzen.

Auch im Zuge von Migration und Globalisierung kann es relevant sein, die Bedeutung der Hülle zu betonen und sie mit Bedeutung aufzuladen, um das Eigene zu materialisieren. Soweit eine gewachsene Tradition vorhanden ist, wird sie oft reaktiviert oder am Leben erhalten. Das gilt insbesondere für Aspekte, mit denen besonderes Prestige verbunden wird und die eine kulturell wichtige Funktion haben. Chinatowns etwa, die kulturelle Identität expressiv nach außen tragen, wirken auf den ersten Blick wie ein fundamentales Zeichen kollektiver Identität. Gleichzeitig sind solche Strukturen auch ein Mittel, um urbane Räume zu strukturieren und zu kontrollieren. Identität kann dann zu klischeehaften Bildern verkommen, Gruppen in der Außenwahrnehmung unzulässig homogenisiert werden (Cairns 2004b: 18). Teilweise erfinden Gruppen Traditionen oder Narrative auch neu: Mehrere neue Stadtteile in Shanghai bauen zum Beispiel auf Bilder historischer europäischer Städte auf: Thames Town z.B. setzt auf alle Elemente zwischen viktorianischen Fassaden und roten Telefonzellen, um den Eindruck einer englischen Stadt zu vermitteln; Anting Town mutet wie eine typische deutsche Neubaustadt an. Das muss nicht heißen, dass solche „fremden" Einflüsse nicht auch eine identitätsstiftende Wirkung haben. Obwohl sie nicht geschichtlich verwurzelt sind, vermitteln auch sie zwischen Dazugehören und Anderssein, tragen zu einer identifizierbaren Umwelt bei (Rieger-Jandl 2008: 309f.). Aldo Rossi (1982: 60) stellt fest, dass historische Artefakte - auch, wenn sie keine Funktion mehr haben - intrinsische Bestandteile einer Stadt sind. In den genannten Beispielen fehlten diese Elemente gänzlich. Die erfundenen Narrative der Beispiele aus Shanghai sind daraus folgend ein

43 Die Moderne, das betonten verschiedene italienische Planerinnen und Planer, entstamme der italienischen vernakulären Architektur. In Deutschland galt hingegen diese Bauweise manchen unpassend, die Weissenhof-Siedlung Le Corbusiers aufgrund ihrer Ähnlichkeit zu mediterranen Dörfern als „un-deutsch" (Gutschow 2010: 149). Auch in der jungen Türkei versuchte man, eine moderne nationale Architektur aus dem eigenen kulturellen Erbe des Osmanischen Reiches zu extrahieren (Bozdogan 2010: 133).

In reality, we frequently continue to appreciate elements whose function has been lost over time; the value of these artifacts often resides solely in their form, which is integral to the general form of the city; it is, so to speak, an invariant of it. (Rossi 1982: 60)

Abb. 5.4 (oben) Die „britische" Satellitenstadt Thames Town bei Shanghai.

Abb. 5.5 (unten) Das „deutsche" Pendent Anting Town.

Versuch, zur rein funktionalen Dimension der gebauten Umwelt diese Bestandteile „künstlich" herzustellen.

In Israel fand die Diskussion über den Stil in einem Spannungsfeld aus starker politischer Ideologie, aus einer durchmischten Bevölkerung und aus einem relativen Zeitdruck auf Architektinnen und Architekten, die in großem Ausmaß Wohnraum schaffen mussten, statt. Konsistente Antworten zu finden war schwierig:

> *Zum einen werden Stilfragen von pragmatischen, politischen und sicherheitsstrategischen Anforderungen überlagert. Zum anderen fehlt es an Vorbildern für eine zeitgenössische jüdische Architektur, da es seit der Zerstörung des Zweiten Tempels keine national-jüdische Architektur - oder was als solche gelten könnte - mehr gegeben hat. Eine stilistische Renaissance ist daher nicht möglich. (Minta 2004: 396f.)*

Die Ansätze, einen „eigenen" Stile zu implementieren, waren zahlreich. Konzepte wie die Moderne, das Bauhaus oder der Brutalismus waren von internationalen Bewegungen beeinflusst. Andere, wie der Orientalismus, griffen auf bestehende Bausubstanz zurück. Meist waren die Ideen bereits „gesprochene Sprache[n]" (Efrat 2011: 10): Sie entstanden nicht aus funktionalen oder kulturellen Voraussetzungen, sondern waren zu einem großen Teil fertige Konzepte, die im Zuge des Nation-Buildings top-down implementiert wurden, um Ideologie zu materialisieren. Sie waren anders als gewachsene Traditionen meist sehr oberflächlich und formalistisch. Abgesehen von Jerusalem und der „Weißen Stadt" in Tel Aviv setzte sich jedoch kein einheitlicher Stil bzw. keine einheitliche Rezeption durch. Monotonie, schlechte Bauqualität und „Gebäude ohne Eigenschaften" (Efrat 2011: 7) dominierten die Wahrnehmung.

In der *Model Neighbourhood*, das ergab die empirische Studie, nahmen die befragten Bewohnerinnen und Bewohner ebenso wenig einen definierten Stil war, der die Nachbarschaft symbolisch in eine bestimmte Richtung rückt. Teilweise verwiesen sie auf die Jerusalemer Altstadt, genauso sahen einige aber auch Verbindungen zu arabischen Dörfern oder spanischen Patio-Häusern, die losen Assoziationen ergeben allerdings keinen stichhaltigen Eindruck. Die Planer der *Model Neighbourhood* hatten laut ihrer eigenen Publikationen primär ein einheitliches Erscheinungsbild im Kopf, keinen abstrakten Symbolismus. Der optische Eindruck entsteht vor allem aus der außergewöhnlichen Struktur, die auf funktionalen Überlegungen beruht. Manche Gebäude haben einen symbolischen Wert, weil sie sich durch das Erscheinungsbild oder die Funktion von der übrigen Nachbarschaft abheben, aber keinen symbolistische Inhalt. Oxman, Shadar und Belferman (2002: 328) stellen mit Blick auf die Arbeit des Team 10 fest: „It is notable that in this work cultural responsiveness was based upon spatial and configurative potential rather than the desire for an iconic vernacular." Ähnliches dürfte für die *Model Neighbourhood* gelten; nicht eine „ikonische" Optik mit etwaigen abstrakten Bezügen, sondern die Struktur ist wesentlich.

Gegenwärtig überwiegt der Eindruck, dass der Einsatz von Stilen und Symbolen als Repräsentanten unterschiedlicher Kollektive generell kein großes Gewicht in der westlichen und globalisierten Architekturproduktion mehr hat. Auch die im Rahmen der Studie interviewten israelischen Architekten maßen diesem Thema keine große Bedeutung bei (Interview Meir; Reicher). Politische Motivation oder wirtschaftliche Überlegungen können einem bestimmten Stil indes nach wie vor Relevanz verleihen. Das zeigt als nur ein Beispiel das Projekt „Bosphorus City" in Istanbul, das offensichtlich an ein osmanisches Erbe anknüpfen will, oder die „ethnifizierte" Architektur in manchen Dörfern, die insbesondere auf den Tourismus abzielt (Rieger-Jandl 2008: 111). Der Bezug zur Identität der Bewohnerinnen und Bewohnern ist aber in beiden Fällen mehr als fragwürdig.

Abb. 5.6 Typisches Holzhaus, genannt *Yalı*, am Bosporus.

Abb. 5.7 Eine zeitgenössische „Interpretation": Das Projekt „Bosphorus City".

5.2 ÜBER DAS EIGENE

> *Our towns, with their air of futility, grow unchecked - an architectural eczema that defies all treatment. [...] Part of our troubles results from the tendency to ascribe to architects - or, for that matter, to all specialists - exceptional insight into problems of living when, in truth, most of them are concerned with problems of business and prestige. (Rudofsky 1964: s.p. [10])*

Architektur und Städtebau sind über weite Teile Sache von Expertinnen und Experten. Das gilt sowohl für den urbanen als auch den ländlichen Raum, für wirtschaftlich besser und für wirtschaftlich schlechter aufgestellte Regionen. Angesichts der gesetzlichen, technischen und organisatorischen Komplexität, die in der Gegenwart mit dem Bauen auch in kleinen Maßstäben verbunden ist, scheint das selbstverständlich. Insbesondere in Städten ist an Selbstbau in einem relevante Ausmaß kaum zu denken, viele Themen bedürfen zweifellos eines großen Ausmaßes an theoretischem Wissen und an Expertise. Darüber hinaus ist, wie Angelika Fitz feststellt, die Stadt „schon lange ein kapitalistischer Ort“, in dem die Voraussetzung für Einfluss vor allem Geld ist (Fitz 2016). Was Bernard Rudofsky allerdings in den 1960ern pointiert formulierte - dass Architektinnen und Architekten vor allem Geschäfte und Ansehen, aber nicht das „Leben“ im Kopf haben - dürfte nicht ganz falsch sein. Wirtschaftliche Überlegungen haben oft mehr Gewicht als optimale Lösungen für die Nutzerinnen und Nutzer, persönliche Profilierung ist mitunter ebenso wichtig wie ein sinnvoller Entwurf. Es stellt sich die Frage, ob nicht durch die gegenwärtige Praxis, die einen großen Teil der Wohnraumproduktion zu anonymen Vorgängen macht, auch einiges Potential verloren geht.

Die Siedlerbewegung ist eines der wichtigsten Wiener Modelle für Partizipation und Selbstbau. Aus einer anfangs belächelten und bekämpften Initiative wurde einerseits eine von der Politik anerkannte und von Architektinnen und Architekten unterstützte Bewegung. Andererseits stellte sie auch das kollektive, identitätsstiftende Potential des eigenen Engagements dar: Aus Individualistinnen und Individualisten sowie einzelnen Vereinen entstand durch die solidarische Zusammenarbeit ein gemeinsames System (Novy 2014: 36). Basisdemokratie und Selbstbestimmung, nicht zuletzt in Planungs- und Realisierungsfragen, spielten auch in den *Kibbuzim* in Israel eine bedeutende Rolle (vgl. 3.1.3). Und viele vernakuläre Dörfer spiegeln die komplexen sozialen Hierarchien ihrer Nutzerinnen und Nutzer räumlich wider. Das schon erwähnte Boro-ro-Dorf Kejara in Brasilien ist ein Prototyp dafür (vgl. 2.3.1). All diesen Beispielen ist gemein, dass sie ohne die Beteiligung der Bewohnerinnen und Bewohner undenkbar wären. Im professionellen Diskurs tauchen sie -auch das ist ihnen gemein - immer wieder als faszinierende Belege für den gesellschaftlichen Ein-

fluss des Bauens auf. Allerdings: Auf die architektonische Praxis hat diese Faszination nur eingeschränkte Wirkung.

Neben diesen Beispielen „niedriger" - das heißt nicht repräsentativer Architektur[44] - gibt es auch Bauten von allgemeinem öffentlichem Interesse, die wesentlich auf Mitbestimmung durch Bürgerinnen und Bürger basieren. Beim Bau des Hamburger Rathauses ab 1842 etwa war die Öffentlichkeit in die Entscheidungsfindung direkt über Gremien und indirekt über die vorherrschende Stimmung in der Bevölkerung eingebunden. Das führte zu unzähligen Umwegen im Gestaltungsprozess und zu einem enormen Zeitverbrauch, aber auch zu einer verbreiteten Identifikation mit dem Ergebnis (Marg 2009b: 178ff.).

Die Universalität der Moderne und die Industrialisierung des Bauwesens bilden gewissermaßen die Antithese zu diesen Modellen. Bauen wurde vornehmlich zu einer technischen Angelegenheit, soziale und kulturelle Konventionen wurden, so scheint es, künstlerischem Avantgardismus und vor allem der Prozess-Standardisierung und -Optimierung untergeordnet. Damit einher ging der Verlust einer identifizierbaren Umwelt, wie Moshe Safdie (1970: 117) am Beispiel eines modernen Viertels in Moskau schildert: Scheinbar identische Gebäude wiederholen sich ohne Ende. „You never know where you are. You always seem to be in the same place." Auch Israel war, wie im Verlauf dieser Arbeit dargelegt wurde, geprägt von dieser Monotonie und Anonymität. Die Architektur war vielleicht ein Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse, die von der zionistischen Führung vorgegeben wurden. Die einzelnen Individuen hingegen konnten ihr eigenes Bild darin nicht erkennen.

Die Planer der *Model Neighbourhood* waren hingegen durch internationale Entwicklungen beeinflusst, die in schon gebauten Siedlungen Inspirationsquellen sahen, und die auf die kulturelle Identität der zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer der Gebäude Rücksicht zu nehmen versuchten. Auch, indem sie entschieden, gewisse Dinge *nicht* zu entscheiden: „Not only did these forms appear to have an affinity with the cultural origins of their users, but they promised some degree of independence and freedom even within the context of public housing." (Oxman, Shadar & Belferman 2002: 335). So kamen in der *Model Neighbourhood* beide Aspekte zum Tragen: Eine industrialisierte, systematische Bauweise und die Chance, den Lebensraum nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Der staatliche bzw. ideologische Einfluss auf die Lebensweise der Neuankömmlinge war zwar beträchtlich. Die Wiederholung immer gleicher Einheiten bot zudem auch hier das Risiko eines fehlenden Rhythmus. Ein wesentliches Erfolgskriterium der Nachbarschaft, das dieser Gesichtslosigkeit entgegen wirkte, war die

44 Die Speisesäle der *Kibbuzim* müssen hier ausgenommen werden. Sie waren der zentrale Ort jeder Siedlung und hatten aus architektonischer Sicht oft durchaus repräsentativen Charakter (vgl. Bar Or 2010: 18).

Möglichkeit zur Aneignung der Gebäude. Das zeigte die für diese Arbeit durchgeführte empirische Studie ebenso wie andere Untersuchungen in der Siedlung (vgl. Oxman, Shadar & Belferman 2002: 333ff.; Dvir 2009). Für die funktionierende Symbiose aus architektonischer Planung und Freiheit lassen sich in der *Model Neighbourhood* bestimmte Voraussetzungen ausmachen:

- Die Grundstruktur ermöglicht Veränderungen, ohne das Gesamtsystem zu (zer)stören. Das ist typisch für vernakuläre, anonyme Architektur, für in einem großen Umfang geplante Gebäude ist das selten.
- Gesetze widersprechen eigenen Adaptionen nicht grundsätzlich. Sie sorgen aber dafür, dass wesentliche Funktionen, z. B. die Belichtung betreffend, intakt bleiben.
- Die Bereitschaft für einen derartigen Aufwand ist nicht selbstverständlich. Die Besitzverhältnisse haben großes Gewicht. Eigentümerinnen und Eigentümer sehen in Anpassungen eine Investition für die Zukunft, für Mieterinnen und Mieter lohnt sich das Engagement hingegen kaum.

Was bedeuten diese Erkenntnisse auf allgemeiner Ebene? Das Eigenheim - im besten Fall ein Einzelhaus, über dessen Gestaltung man frei verfügen kann - ist eine „Projektionsfläche für individuelle Identität“ (Rieger-Jandl 2008: 308), aber auch eine Idealvorstellung, die insbesondere im urbanen Raum selten der Realität entspricht. Bei *bottom-up*-Projekten wie Baugruppen sind zwar die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner schon von Anfang an mit beträchtlichem Zeit- und Ressourcenaufwand involviert, können so mitbestimmen und besitzen die Gebäude oft persönlich oder über Vereinsstrukturen (Brandl & Gruber 2014: 65). Auch die in Kapitel 2.3 erwähnten Modelle von „Support und Infill“ oder das Prinzip des „Wachsenden Hauses“ setzen voraus, dass über den Wohnraum bis zu einem gewissen Grad selbst bestimmt werden kann. Ein großer Teil der Bevölkerung lebt allerdings in *top-down* konzipierten Wohnungen zur Miete. Obwohl gegenwärtig ein Trend in Richtung mehr Selbstbestimmung geht (Brandl & Gruber 2014: 6), sind die Möglichkeiten in dieser Konstellation eingeschränkt. Ohne Anspruch auf die Lösung seien die folgenden Punkte daher als Denkanstöße in diesem Konflikt verstanden.

- Viele Mietverhältnisse schließen grundsätzlich Änderungen am Baubestand aus oder verknüpfen diese mit erheblichen Schwierigkeiten. Das Risiko zu sehr individualisierter Grundrisse oder Wohnungen, die nicht mehr vermietbar sind, wird vom Innovationspotenzial, das diese Einbindung der Bewohnerinnen und Bewohner impliziert, überragt. Brandl und Gruber (2014: 107) konstatieren allerdings, dass durch Bauordnungen ein ausreichendes Regelwerk gegeben wären, um diese

Befürchtungen zu zerstreuen. Auch in der *Model Neighbourhood* wurden viele Häuser weiterverkauft oder -vermietet, ohne dass durch die Adaptionen die Bewohnbarkeit eingeschränkt wäre.

- Um sich mit einer Wohnung oder einem Haus zu identifizieren, sind nicht unbedingt fundamentale Eingriffe notwendig. Auch kleine Anpassungen können dazu führen, wie George Candilis mit Bezug auf von das ihm konzipierte Stadterweiterungsgebiet Bagnoles-sur-Cèze schreibt, in dem Bewohnerinnen und Bewohner einige Zwischenwände versetzt hatten:

  „Monsieur Candilis, wie ich sehe, betrachten Sie diese Wände. Sie sind wahrscheinlich nicht sehr zufrieden, daß wir Ihre Architektur verändert haben." Im Gegenteil: Ich war äußerst erfreut darüber. Wir hatten unser Werk geschaffen. Nun lag es bei seinen Benützern, es fortzusetzen, nun mußten sie die Architekten ihres Hauses sein, das wir nur vorgeformt hatten. Und genau das hatten sie auch getan. Sie fühlten sich hier zu Hause. Ihre „Kleider" waren ihnen an den Körper gewachsen. (Candilis 1978: 166)

- Dass eine Stadt nie „fertig" ist, sondern immer komplexe Wandlungprozessen durchläuft, wird kaum jemand bestreiten. Für Architektur stellt sich die Situation jedoch anders dar. Marg (2009b: 175) stellt fest: „Nach Soziologenstädtebau und kollektiver Mitbestimmungskunst ist nun wieder ein selbsternanntes, gesellschaftlich abgehobenes und narzisstisches Künstlertum Trumpf. Da wird die Klage über den künstlerischen Unverstand der Gesellschaft ohnehin zum obligaten Ritual." Interpretiert man Gebäude als Kunstwerke und Architektinnen und Architekten als ihre Autoren, widerspricht das der Partizipation von Nutzerinnen und Nutzern ganz offensichtlich. Das bedeutet aber auch, dass „problems of business and prestige" mehr Gewicht haben als „problems of living" (Rudofsky 1964: s.p. [10]) und dass Architektur eher elitär als gesellschaftlich relevant ist.
- Selbstbestimmung ist nicht kategorisch auf eine Stufe mit größerem Aufwand für alle Beteiligten zu stellen. Ganz im Gegenteil können so auch Investitionen für die Erhaltung verringert werden. Denn: „Was ich selber mache, mache ich doch nicht kaputt" (Jens Dangschat zit. n. Brandl & Gruber 2014: 107).

Wie eingangs erwähnt, hat die Komplexität des Bauens mittlerweile global zu einer Professionalisierung des Sektors geführt. Neben der technischen und künstlerischen Herausforderung obliegt es daher auch vor allem den Fachleuten, eine Umwelt zu schaffen, mit der sich ihre Bewohnerinnen und Bewohner identifizieren können (Rieger-Jandl 2008: 310). Es wurde in der *Model Neighbourhood* aber deutlich, dass Adaptionen und Veränderungen wesentlich zur Identifikation mit der Nachbarschaft beitragen. Die Frage der Partizipation betrifft daher unmittelbar die Frage nach den Aufgaben von Architektinnen und Architek-

ten. Ziehen sie sich „in den Elfenbeinturm der schönen Künste zurück“ (Marg 2009b: 186) und schaffen dort fertige Produkte als Ausdruck ihrer eigenen Genialität? Oder schaffen sie einen Rahmen, der es den Nutzerinnen und Nutzer ermöglicht, eigene Ideen in unterschiedlichen Maßstäben zu realisieren, der aber auch weniger geniale Einfälle aushält?

5.3 ÜBER DIE ANDEREN

Das Verhältnis eines Individuum zu den „Anderen“ war ein immer wiederkehrendes Thema dieser Arbeit. Zwischen einem abgrenzenden Gegeneinander, einem anonymen Nebeneinander und einem gemeinschaftlichen Miteinander kamen verschiedene Formen vor. Es wurde klar, dass Gemeinschaften auf unterschiedlichen Ideen fußen können - seien es Ethnie oder Nationalität, Religion oder Alter, oder auch solche, die direkt auf Architektur und Städtebau basieren - also etwa Nachbarschaften. Solche Identitäten können mehrdimensional und widersprüchlich sein, immer sind sie wandelbar; sie entwickeln und verändern sich allmählich (vgl. 2.2). Architektur hat das Potential, diesen Prozess abzubilden, zu beeinflussen oder in Gang zu setzen.

In der Untersuchung der *Model Neighbourhood* zeigte sich, dass eine der wesentlichen Qualitäten der Nachbarschaft eine fast dörfliche Struktur und Atmosphäre ist. Das Verhältnis der Bewohnerinnen und Bewohner ist kein anonymes, die meisten Menschen, die in der Teppichbebauung leben, kennen einander zumindest flüchtig. Im Rahmen der empirischen Studie wurde das nahezu ausschließlich positiv bewertet. Auch in Österreich lässt sich gegenwärtig ein Wunsch nach mehr Gemeinschaft erkennen (Brandl & Gruber 2014: 6). Auf den ersten Blick wirkt jedoch die globalisierte Stadt wie die Antithese zu diesem Bild: die „Anonymität der Großstadt“ ist geradezu sprichwörtlich. Was macht aber Urbanität tatsächlich aus?

Wenn der Philosoph Thierry Paquot im Film „Wem gehören unsere Städte?“den Begriff „Stadt“ definiert, ist von Anonymität keine Rede:

> *Eine Stadt besteht aus vielen Menschen, die von überall her kommen, egal von wo. Hier sind sie willkommen und zu Hause. Eine Stadt, die diesen Geist verloren hat, ist keine Stadt mehr, sondern nur noch eine Ansammlung von Leuten - ohne die Möglichkeit, sich zu begegnen oder mit dem Anderen auseinanderzusetzen. (Paquot im Film Laborey 2015: TC 2:39-3:00)*

Anonymität ergibt sich zwangsläufig aus der großen Anzahl an Menschen, die auf engem Raum zusammenlebt. Wesentlich sind allerdings Möglichkeiten der Begegnung und der Auseinandersetzung. Damit stimmt Paquot weitgehend mit Glikson überein, der, wie in Abschnitt 3.2.2 gezeigt, Aspekte wie Diversität, Wettbewerb und Widerspruch als Charakteristika ei-

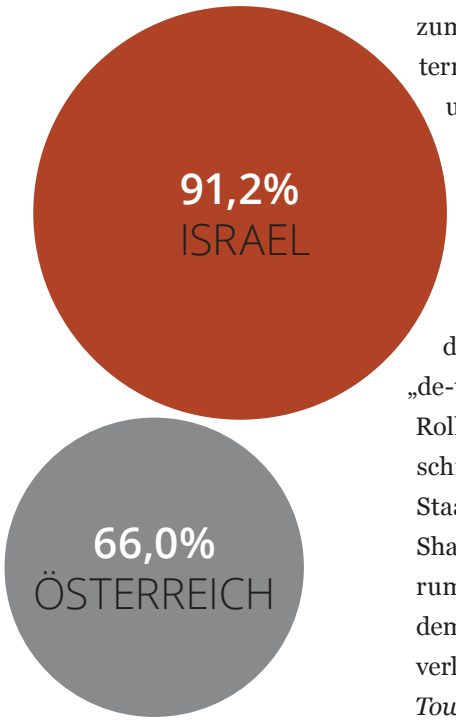


Abb. 5.8 Urbanisierung Israels im Vergleich mit Österreich im Jahr 2015: Der Anteil der Stadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung.

ner Stadt hervorhebt. Diese fehlen in dörflichen Strukturen meist oder sind eingeschränkt, insofern ist die *Model Neighbourhood* fraglos urban. Zwei Dinge sind speziell zu betonen: die Informalität mancher Räume, die sich einer strengen Kontrolle entzieht und die von der Belebung durch Bewohnerinnen und Bewohner und von konstanter Veränderung lebt; und die Dichte, die zu einer Auseinandersetzung mit „den Anderen" zumindest bis zu einem gewissen Grad kaum eine Alternative lässt. „Perfekte Harmonie" ist allerdings im urbanen Raum „weder erreichbar noch wünschenswert" (Biswas 2010: 19).

Die zionistische Ideologie unterstützte die Entstehung von Urbanität nicht (vgl. 3.1.3). Zvi Efrat (2004: 2) beschreibt die Strategie, die mit den *New Development Towns* verbunden war, als „de-urbanization" und anti-urbane Urbanisierung. Die Rolle der bestehenden Großstädte in Israel sollte beschnitten werden, um die jüdische Bevölkerung im Staatsgebiet zu verteilen. Auch die neuen Städte des Sharon-Plans standen teilweise nicht lang im Zentrum des planerischen Interesses. Sie hatten außerdem bisweilen kein langes Leben und wurden wieder verlassen. Der Fokus ging bald auf die nächsten *New Towns* mit suburbanem Charakter über. Efrat sieht den Grund für den schlechten Zustand vieler israelischer Städte im „overplanning", im Versuch einer exzessiven, alles definierenden Planung. Architektonische und soziale Planung sollten als „total truth" das Leben der neuen Israelis organisieren und kontrollieren (Efrat 2015: TC 8:55-10:21). Für Urbanität blieb in diesen *towns* mit überschaubarer Größe kein Platz: „So, towning, at least in Israel, is always also a cover up for an indirect yet highly effective process of urbanicide." (Efrat 2004: 3)

Noboru Kawazoe erklärt in der Beschreibung des Wohnhauses *Harumi* in Tokio, dass informelle Räume ein Qualitätskriterium für Gebäude sind:

> *Hier können Kinder spielen oder Dreirad fahren, wie sie es auf dem Bürgersteig in anderen Bezirken dürfen. Hier können die jugendlichen Gangster nachts zum Kummer der Bewohner umherstrolchen. […] Ein Gebäude gehört den Bewohnern nicht, wenn es nicht fähig ist, die zweifelhaften Seiten des Lebens ebenso zu absorbieren wie die erfreulichen. (Kawazoe zit. n. Ebner & Klaffke 2005: 66)*

Auch in einer größeren Maßstabsebene sind Räume, die sich der Kontrolle von oben zumindest teilweise entziehen, für manche Menschen, die aus dem normativen Raster fallen, lebensnotwendig. Für wirtschaftlich schwächere Personen sind mitunter die einzige Möglichkeit auf eigenen Wohnraum. Diese Räume sind in der Gegenwart gefährdet: Am Beispiel Istanbul wird deutlich, dass diese Bereiche, die ganze Stadtviertel einnehmen können, scheinbar systematisch verdrängt und privatisiert werden (Tan 2014: 26ff.). Staatliche Autorität geht hier auf private Ak-

teurinnen und Akteure über, die keine Rechenschaft schuldig sind; wirtschaftliche und weniger ideologische Überlegungen sind relevant. Der Effekt ist indes ähnlich und zielt auf Kontrolle ab.

Die Anpassbarkeit der *Model Neighbourhood*, deren Auswirkungen sich in einem bestimmten Maß jeder Kontrolle entziehen, ist demgegenüber wesentlich für die Identifikation der Bewohnerinnen und Bewohner mit der Nachbarschaft. Die räumliche Differenzierung und Hierarchisierung ist für das nachbarschaftliche Zusammenleben ebenso wichtig. Beide Aspekte zeigen, dass die Beziehung zwischen determinierter Planung und freien, un- bzw. selbstbestimmten Strukturen in der *Model Neighbourhood* funktioniert. Teilweise passiert der Austausch und die Auseinandersetzung an „institutionalisierten" Orten wie den Synagogen oder den kommerziellen Einrichtungen entlang der Hauptachse der Nachbarschaft, teilweise an informellen Treffpunkten wie den fußläufigen Erschließungswegen, den *mish'olim*. In beiden Fällen ist Gemeinschaft nicht die Primärfunktion. Sie entsteht als Nebeneffekt.

Alison und Peter Smithson erkannten die Bedeutung der Erschließung nicht nur zur Verbindung zweier Orte, sondern eben auch als Treffpunkte und erweiterten Wohnraum erkannt. Aus diesen Überlegungen entstand das Konzept der „streets-in-the-air" (Smithson & Smithson 1968c: 76). Ebenfalls in Abschnitt 4.4.2 war schon die Rede von Laubengängen als Pendents zu den *mish'olim*. Dass sich die Erschließung mittels Pawlatschen- bzw. Laubengängen potentiell förderlich auf das nachbarschaftliche Kollektiv auswirkt, haben Peter Ebner und Julius Klaffke anhand einer Studie über die „living streets" in mehreren Wiener Wohnbauten belegt. Sie zeichnen ein Bild, das der *Model Neighbourhood* durchaus entspricht: Die meisten Menschen wünschen sich zu ihren Nachbarn vor allem lockeren, zwanglosen Kontakt. Gemeinschaftsräume, die erst bespielt werden müssen, sind dafür nicht unbedingt das richtige Rezept. Auch hier sind es eher Orte des zufälligen Treffens, die dafür geeignet sind. In der *Model Neighbourhood* sind es die *mish'olim* und, soweit sie noch vorhanden sind, die den Häusern vorgelagerten Höfe, die den Übergang der privaten zur halb-öffentlichen oder öffentlichen Zone organisieren. Auch in den „living streets" überlagern sich unterschiedliche Funktionen: Die Erschließungsgänge können gleichzeitig Aufenthaltsraum sein, die Bewohnerinnen und Bewohner können ihre Optik durch eigenes Engagement beeinflussen. Diese Aspekte überwiegen das Risiko mangelnder Privatheit, so Ebner und Klaffke. In eher geschlossenen Häusern funktioniert diese Multifunktionalität allerdings besser als in sehr offenen Anlagen, wo kaum Intimität entsteht (Ebner & Klaffke 2005: 71ff.). Obwohl Multifunktionalität bei den Wiener Beispielen durch gesetzliche Bestimmun-

Abb. 5.9 (links) Laubengang Wohnhaus Apollogasse 3, 1070 Wien

gen und klimatische Bedingungen nicht durchgehend möglich ist, scheint wie bei der *Model Neighbourhood* die Erschließung wesentlich zur Wohnqualität und zur Ausbildung eines intakten Kollektivs beizutragen. Die notwendige Geschlossenheit birgt zwar das Risiko, dass solche Konzepte zu *gated communities* führen, die aus Städten ein „Mosaik von Enklaven" (Laborey 2015: TC 58:28-58-31) machen. Räumliche Intimität sollte allerdings nicht grundsätzlich mit tatsächlichen Zugangsbeschränkungen für ganze Stadtviertel gleichgesetzt werden.

Ein zweiter Aspekt der Urbanität ist die Dichte. Sie unterscheidet die *Model Neighbourhood* von landwirtschaftlichen Siedlungen und von den älteren gartenstädtischen Nachbarschaften der *New Development Towns*. Sie schafft erst eine der Voraussetzungen für die beschriebenen zufälligen Begegnungen. Und sie ist damit ein wesentliches Kriterium, damit Austausch und Auseinandersetzung unterschiedlicher Menschen, damit also gesellschaftliche Diversität funktioniert. Wenn kulturelle und soziale Identitäten „nicht in räumliche Distanzen übersetzt werden", sondern in direktem Kontakt stehen, entsteht zumindest eher ein gegenseitiges Verständnis, als wenn Wahrnehmungen vor allem auf Bildern und Erzählungen beruhen (Biswas 2010: 29). Dichte hat neben der wirtschaftlichen Notwendigkeit und der Vermeidung des urban sprawl auch eine konkrete soziale Funktion. Da individuelle und kollektive Identitäten weder geschlossenen Gefäße noch eindimensional sind (vgl. 2.2), sollten vermeintliche und tatsächliche Unterscheide daher nicht unbedingt räumlich einzementiert werden. In der *Model Neighbourhood* hat sich trotz unterschiedlichster Ursprünge der Bewohnerinnen und Bewohner und trotz mehrerer Sub-Gruppierungen, die z. B. auf Sprache oder Kultur beruhen, auch ein kollektives Bewusstsein für die gemeinsame Nachbarschaft entwickelt. Auch in Österreich zeigt sich immer wieder, dass durch räumliche Dichte (in Kombination mit der demographischen Struktur und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen) der Umgang mit „Fremden" ein anderer ist. Schon ein Nebeneinander und oberflächliche Kontakt können zu einer gewissen Vertrautheit führen und Vorurteile abbauen (Hahn 2016: TC 1:00-4:08).

Die ständige Neugründung von (Vor-)Städten hat in Israel dazu geführt, dass Grenzen vage und undefiniert blieben. Einerseits ist es eine Reaktion auf das Bevölkerungswachstum, andererseits geht es um die völkerrechtswidrige Ausdehnung des Einflussbereiches: „It's not about being here, it's about making this place. […] It's always about the negotiability of spaces or of cultures." (Efrat 2015: TC 12:55-13:18) Das Ergebnis dieses Prozesses könnte letztlich, so Efrat, eine immer weiter fortschreitende Verdichtung und Ausdehnung der städtischen Gebiete sein:

> *[T]he more we try to create here a rural state, the quicker we'll end up with a city state. […] We can regard then, in this city state, the different ethnic groups as neighbourhoods within this city state. They will still have to negotiate certain civilian issues, but the whole idea of a national conflict here will be undermined." (Efrat 2015: TC 14:54-15:37)*

Sicher ist dieser Ansatz der Urbanisierung nicht als einfaches Rezept zur Bewältigung einer so komplexen Auseinandersetzung wie der palästinensisch-israelischen zu verstehen. Er zielt allerdings im Kern auf den oben schon genannten Gedanken ab: Wo die gegenseitige Einschätzung nicht vor allem auf Zuschreibungen aus der Distanz beruht, besteht eher die Chance auf Konfliktlösung.

Bewohnerinnen und Bewohner sehen gemeinschaftliches Wohnen, das zeigte sich in der empirischen Studie in der *Model Neighbourhood* in gleicher Weise wie in der Untersuchung von Wohnbauten mit Laubengängen in Wien, als Aufwertung der Lebensqualität. Das bedeutet nicht, dass alle Mitglieder dieses Kollektivs gleiche Gewohnheiten haben müssen: Oft handelt es sich eher um ein offenes Nebeneinander als um ein unbedingtes Miteinander. Gerade im städtischen Raum haben sich außerdem neben der Kleinfamilie längst weitere, mittlerweile annähernd gleichberechtigte Lebensformen entwickelt. Vernetzung mit den Nachbarinnen und Nachbarn kann hier mitunter Familienstrukturen ergänzen oder ersetzen (Foltin 2004: 101). Und letztlich gibt es auch ganz handfeste ökonomische Argumente, um Gemeinschaft im Wohn- und Städtebau zu fördern, wie Brandl und Gruber (2014: 68ff.) erklären: Räume, die kollektiv genutzt werden, können aus den Wohnungen ausgelagert werden und sorgen so für einen geringeren Flächenverbrauch. Die Fluktuation ist bei derartiger Infrastruktur geringer als in anonymen Häusern.

5.4 ÜBER DAS LOKALE

Globale Vernetzung ist in der Gegenwart nicht mehr, wie Arjun Appadurai (1996: 195) noch in den 1990ern erläuterte, auf eine „transnational intelligentsia" begrenzt, sondern für die meisten Menschen eine Selbstverständlichkeit. Die „little boxes" (Wellman 2002: 10) sind als soziale und räumliche Bezugssysteme aufgebrochen, (fast) jeder Einzelne und jede Einzelne ist auf unterschiedliche Weise quer über den Globus vernetzt. Es geht daher in diesem letzten Abschnitt darum, die Rolle des Lokalen als identitätsstiftendes Konstrukt in dieser globalisierten Gesellschaft zu untersuchen - mit einem besonderen Augenmerk auf die Funktion, die der urbane Raum einnimmt.

Dass Globalisierung nicht automatisch zu einer weltweiten Homogenisierung führt, wurde in Kapitel 2.3.3 bereits dargelegt. Peter Herrle (2008: 14) erklärt die Suche nach Identität als Antagonismus, dessen

Entstehung und Verbreitung erst durch die Globalisierung möglich wurden. In eine ähnliche Richtung geht die Argumentation von John Tomlinson (2003: 269, Hervorh. im Original), der behauptet: „[C]ultural identity, properly understood, is much more the *product* of globalization than its victim.". Einerseits, so Tomlinson, werden kulturelle und soziale Praktiken von räumlichen Bindungen getrennt, andererseits erlangen manche Praktiken und Eigenschaften (wie Gender, Sexualität oder Nationalität) durch eine weltweite Institutionalisierung stärkere Bedeutung: „What could be a much looser, contingent, particular and tacit sense of belonging becomes structured into an array of identities, each with implications for our material and psychological well-being, each, thus, with a ‚politics'." (Tomlinson 2003: 273). Globale Vernetzung hat demnach zu einer Bewusstseinsbildung geführt, durch die Differenzen (über)betont werden. Diese Unterschiede sind nicht mehr zwingend an lokale Einheiten gebunden: „[C]ultural experience is in various ways 'lifted out' of its traditional 'anchoring' in particular localities." (Tomlinson 2003: 273) Das bedeutet, dass „glokalisierte" Netzwerke entstehen, die unterschiedliche Menschen und Orte ungeachtet räumlicher Distanzen miteinander verknüpfen. Und es bedeutet umgekehrt, dass durch verstärkte transnationale Mobilität und virtuelle Vernetzung verschiedene Identitäten an ein und demselben Ort aufeinandertreffen und aufeinander einwirken. Tuula Gordon (2007: 450) differenziert diese Bewegungen insbesondere zwischen privilegierten „cosmopolitan flaneurs", deren Identität tatsächlich kaum lokal fixiert ist, und weniger privilegierten Menschen, die eher gezwungenermaßen migrieren und deren Heimatbegriff tendentiell an einen Ort gebunden ist. Beide Varianten führten zu einer nicht neuen, aber intensivierten Heterogenisierung des Lokalen. Das betreffe vor allem den urbanen Raum, wo sich Migration besonders auswirkt.

In der Geschichte Israels wurden solche Aspekte der Globalisierung teilweise antizipiert. Mit dem *Erez Israel* als geographischem Ort, den bis zum 20. Jahrhundert die meisten Jüdinnen und Juden nie mit eigenen Augen gesehen hatten, aber auch als kollektives Identifikationssymbol existierte die globale jüdische Diaspora lange vor dem Aufkommen des Begriffes als „glokalisiertes" Netzwerk. Die Hierarchisierung der israelischen Gesellschaft, die vor allem die Zeit nach 1948 prägte, ruft - in abgeschwächter Form - Assoziationen zu Gordons Differenzierung hervor: Israelis europäischer Herkunft hatten deutlich mehr politischen Einfluss und de facto größere Freiheiten als Israelis nahöstlichen oder nordafrikanischen Ursprungs. Die Gegenwart zeigt ein verändertes Bild: Insbesondere in Nachbarschaften mit einem hohen sozioökonomischen Status hat diese ethnische Unterscheidung zugunsten einer vermischten Mittelklasse an Relevanz verloren. Die Diversität, die in diesen Vierteln herrscht,

steht den ethnisch tendenziell homogenen und negativ konnotierten Nachbarschaften[45] entgegen, in denen nach wie vor ein großer Teil der ärmeren *Mizrahim* lebt (Yiftachel, Goldhaber & Nuriel 2013: 236f.).

Die *Model Neighbourhood* zählt zu den besser situierten Nachbarschaften Be'er Shevas. Die Lebensweise der Bewohnerinnen und Bewohner unterscheidet sich vielleicht in kultureller und religiöser Hinsicht, mentale Unterschiede bleiben aufrecht - wenn Tomlinson richtig liegt, wohl gerade weil solchen Charakteristika heute größere Bedeutung beigemessen wird. Die strenge Hierarchisierung ist allerdings nicht mehr wahrnehmbar. Viele der Befragten sind schon eher zu den „cosmopolitan flaneurs" mit polyzentrischen Heimatauffassungen zu zählen. Beziehungen zum Ort der Geburt und zu ehemaligen Wohnorten bleiben wie selbstverständlich aufrecht. Wie in Kapitel 2.3.3 angenommen, bestätigt sich, dass die strenge Dichotomie „lokal" und „global" in der Praxis keine ist: Die Nachbarschaft und die Stadt sind nur *ein* Bestandteil der Identität. Mit einer Homogenisierung, das zeigt sich auch in Be'er Sheva, hängt diese Mehrdimensionalität nicht zusammen: „Each city has its own flavor and its own personality, which is very much shaped by where it is and who first came to it. So Be'er Sheva is what's called the periphery. It's far from the center and the people who came here were pretty much refugees from Arab countries in the early 50s." (Interview 2)

Abschließend geht es nun darum zu untersuchen, wie den genannten Tatsachen - polyzentrische Identität, globale Vernetzung und *glocalization*, aber auch gesellschaftliche Ungleichheit und räumliche Trennung - in Zukunft besser Rechnung getragen werden könnte. Globalisierung hat laut Henrik Lebuhn sowohl zu einer Entmachtung als auch zu einem erhöhten Stellenwert des Lokalen und Regionalen geführt. Globale wirtschaftliche Prozesse transzendieren zum Beispiel abstrakte Nationalgrenzen; parallel gewinnt lokaler, vor allem urbaner Raum als eigenes Politikfeld[46] an Bedeutung. An diesem können sich allerdings nicht alle Betroffenen beteiligen (Lebuhn 2015).

Ungleiche Behandlung der Bewohnerinnen und Bewohner einer Stadt ist ein Thema, das im Zuge weiter zunehmender Mobilität noch relevanter werden wird. Es kann zu einer „Kulturalisierung" kommen, bestimmten Gruppen werden gewisse Verhaltensweisen und Bedürfnisse zugeschrieben und dadurch mitunter erst produziert und reproduziert (Brandl & Gruber 2014: 62). Insbesondere in Städten ist ein immer größerer Anteil der Bewohnerinnen und Bewohner nicht nur räumlich benachteiligt, sondern von Möglichkeiten der Teilhabe oder von bestimmten Rechten qua Herkunft von vornherein ausgeschlossen (Lebuhn 2014). In den vorangegangenen Abschnitten und in der Studie über die *Model Neighbourhood* wurde allerdings deutlich, dass aktive Partizipation und En-

45 Hier entsteht allerdings nach und nach auf lokaler Basis eine eigenständige Identität, die sich der diskriminierenden Praxis der Eliten entzieht. Die Hinwendung vieler *Mizrahim* zu orthodox-jüdischen Bewegungen bedeutet eine vollständige Akzeptanz als Jüdinnen und Juden, ohne die *Ashkenazim* imitieren zu müssen (Yiftachel 2000: 434).

46 Urbaner Raum ist nicht nur für die unmittelbaren Bewohnerinnen und Bewohner ein bedeutendes Feld politischer Auseinandersetzung. Die überlokale Funktion, die sie einnimmt, und die symbolträchtigen Orte, die sie prägen, machen die Stadt zur „most effective and visible arena for political struggle" (Plyushteva 2009: 93f.).

Dabei geht es nicht nur darum, mehr Wohnraum zur Verfügung zu stellen, sondern zu fragen, wie zum Beispiel Geflüchtete zu Stadtbürgern werden können. Wie sie aktiv tätig werden können, sich ein Stück Stadt aneignen können. Das betrifft auch die Architektur. Etwa mit Selbstbaumodellen, wo Menschen statt Geld ihre Arbeitsleistung einbringen können. Das könnte nicht nur für neue Mitbürger interessant sein. Auf jeden Fall sollten wir uns mit einer Urban Citizenship beschäftigen, die den Gedanken des Bürgers als nationalem Staatsbürger gerade ablöst. (Fitz 2016)

gagement wesentlich für die Identifikation mit einem Ort sind. Deshalb scheint es richtig, wenn Angelika Fitz (2016) konstatiert, dass der Umgang mit Migration eine der größten Herausforderungen der Stadtentwicklung ist: Nicht nur die Organisation von Wohnraum oder die finanzielle Unterstützung sind Hürden, die genommen werden müssen. Auch die Frage, wie diese Menschen Teil einer Stadt werden, wie sie sich mit einer Stadt identifizieren können, muss gestellt werden.

Globalisierung hat also nicht nur dazu geführt, dass Nationalgrenzen schwindende Bedeutung in Wirtschaftsprozessen haben, oder dass durch weltweite virtuelle Vernetzung Kommunikation und Information nicht an einen Ort gebunden sind. Sie resultiert auch darin, dass Menschen, die am gleichen Ort leben, immer unterschiedlichere Rechte haben. Obwohl Migration in einem übergeordneten Rahmen stattfindet, stellt Gordon (2007: 451) daher fest, dass sich Inklusion und Exklusion auf lokaler Ebene manifestieren. Die Identität vieler Migrantinnen und Migranten bleibt dem Ursprungsland eher verhaftet als dem tatsächlichen Lebensraum, wo sie sich als nicht gleichberechtigt wahrnehmen und kaum an demokratischen Prozessen teilnehmen können (Bauböck 2001: 14). In Israel und Be'er Sheva ergab sich eine teilweise ähnliche, teilweise jedoch maßgeblich unterschiedliche Situation: Auch hier war die Gesellschaft in unterschiedliche Gruppen aufgeteilt. Die *Mizrahim* waren gegenüber „westlichen" Immigrantinnen und Immigranten in der Planung benachteiligt: „[T]he practices of planners spawned a clear social geography of deprivation and inequality" - wobei sich diese Diskriminierung nicht explizit in Gesetzen äußerte: „[N]owhere in policy documents or planning discour-

Abb. 5.10 Die rechtliche Komponente ist ein relevantes Kriterium für die Identifikation mit einem (Wohn-)Ort.

se would one find goals of Mizrahi marginalization or social stratification.“ (Yiftachel 2000: 423) Wie in Kapitel 2.3.4 erwähnt, nahmen die *Mizrahim* mit der Besiedelung der *New Development Towns* auch eine wichtige Aufgabe für den jungen Staat wahr, was das Zugehörigkeitsgefühl verstärkte (Tzfadia 2004: 123ff.). Das Konzept der *urban citizenship*, das in der Folge kurz skizziert wird, zielt analog auf das emanzipative Potential dieses „Dazugehörens“ ab. Es bildet einen Ansatz, trotz aller gesellschaftlichen Unterschiede die Identifikation mit dem jeweiligen Wohnort zu stärken. „[T]o put it simply: everyone who lives in the same place should have the same rights.“ (Lebuhn 2015).

Urban citizenship, zu deutsch Stadtbürgerschaft, ist ein ergänzendes Instrument zur national begründeten Staatsbürgerschaft. Sie räumt allen Menschen, die an einem Ort leben, die gleichen Möglichkeiten der Teilhabe an lokalen demokratischen Vorgängen ein. Bislang sind solche Rechte meist an nationale Zugehörigkeit geknüpft. Von der fehlenden Logik abgesehen - abgesehen von einer einfachen Handhabung erschließt sich die Verknüpfung lokaler Teilhabe und nationaler Zugehörigkeit nicht - vernachlässigt diese Praxis das große identitätsstiftendes Potential des „Dazugehörens“ und spiegelt die Lebensrealität vieler Menschen nicht (mehr) wider. Denn oft können Migrantinnen und Migranten zwar über die Politik ihrer Herkunftsländer bestimmten - die wenig praktische Bedeutung hat - aber nicht über ihre direkten Lebensumstände. Auch innerhalb eines Nationalstaats können mehrere Orte relevant sein - eine Teilhabe an mehreren lokalen Vorgängen gleichen Niveaus ist derzeit aber formal meist ausgeschlossen. Multiple *citizenships* könnten hingegen darauf eingehen, dass Identitäten heute oft an mehr als einen einzigen Ort gebunden sind (Bauböck 2001: 15f.)[47]. Nicht nur aus politischer, auch aus architektonischer und städtebaulicher Sicht ist *urban citizenship* interessant. Sie ist nicht nur für Migrantinnen und Migranten, sondern für alle Bewohnerinnen und Bewohner einer Stadt relevant. David Harvey erklärt: „The freedom to make and remake ourselves and our cities is, I want to argue, one of the most precious yet most neglected of our human rights.“ (Harvey 2008: 23) Wie in diesem Kapitel bereits dargestellt wurde, sind Städte aber zunehmend durch Privatisierungen geprägt. Viele Räume bieten scheinbare Freiheiten, die aber durch ständige Überwachung erkauft sind. *Urban citizenship* kann auch ein Konzept sein, hier das Recht auf mehr Mitsprache zu implementieren. Die Frage nach Partizipation wird so auch für etablierte *citizens* akut (Lebuhn 2014).

Einerseits geht es also darum, die Zukunft der Stadt dort zu gestalten, wo sie sich auswirkt, und den Menschen Einfluss zu geben, auf die sie sich auswirkt. Andererseits geht es darum, neue Spielarten kollektiver Identität zu forcieren - nicht als Gegenmodell zur

47 Da *urban citizenship* auf einem horizontalen System beruht und keine vertikalen Abhängigkeiten bestehen - das Konzept sieht keine übergeordnete Ebene vor - ist das Prinzip der Gleichberechtigung durch multiple Zugehörigkeiten nicht gefährdet. Vorschläge für Kriterien, die eine *urban citizenship* legitimieren könnten, nehmen ein weites Spektrum ein. Sie reichen von der Mitgliedschaft in einem lokalen Haushalt über Arbeitsverhältnisse und Immobilienbesitz bis zum simplen Interesse für bestimmte lokale Ereignisse (Bauböck 2001: 16f.). Für Plyushteva ist es nicht unbedingt ausschlaggebend, ob jemand tatsächlich Bewohnerin oder Bewohner einer Stadt ist. Voraussetzung ist es, ein „active citizen“ zu sein, also Wille und Engagement zu zeigen (Plyushteva 2009: 93f.).

An urban citizenship that is emancipated from imperatives of national sovereignty and homogeneity may become a homebase for cosmopolitan democracy. (Bauböck 2001: 19)

gesellschaftlichen Organisation auf Basis etablierter Einheiten, wie Bauböck (2011: 19) betont, aber als Chance, diskriminierende Praktiken der Nationalstaaten zu verändern. Als Gegensatz zu den „long-established patterns of defensiveness" könnten so der wirtschaftliche und kulturelle Nutzen der Migration in den Vordergrund treten (Cairns 2004a: 6). Trotz der ideologischen und politischen Schwierigkeiten und Ambivalenzen, die dem Konzept der *urban citizenship* innewohnen[48], scheint sie ein möglicher nächster Schritt im Prozess, der kollektive Identität ist, zu sein.

Der thematische Sprung von Israel und der heterogenen *Model Neighbourhood* in Be'er Sheva bis zu diesem derzeit noch utopisch erscheinenden Konzept scheint groß zu sein. Inhaltlich lassen sich indes deutliche Parallelen ziehen: Eine Bevölkerung, die mit unterschiedlichsten kulturellen, ethnischen, auch religiösen Hintergründen und Vorstellungen auf engem Raum zusammenlebt. Sie tut das teils freiwillig, teils mangels Alternativen. Eine Bevölkerung, die keineswegs homogen ist, die durch eine starke Hierarchie geprägt ist, aus der formal und praktisch Vor- und Nachteile für bestimmte Gruppen erwachsen. Aber auch: eine Bevölkerung, die ihren Lebensraum großteils (mit)gestalten kann und sich mit ihm identifiziert. Die Diskriminierung der palästinensischen wie auch der arabischen Bevölkerung mit israelischer Staatsbürgerschaft wirft einen Schatten, der - bei aller berechtigten Kritik - mitunter Erfolge verdeckt: Sowohl in Israel als auch in der *Model Neighbourhood* sind neue kollektive Identitäten entstanden. Sie widersprechen nicht automatisch älteren, ethnisch oder kulturell begründeten Aspekten, sondern ergänzen diese um zusätzliche Dimensionen. So wie in der eingangs zitierten Passage von Amos Oz zeigt sich, dass bei allen Unterschieden - „alle eindeutig unsere Brüder, alle eindeutig vielversprechendes Menschenmaterial, aber was kann man machen, man wird noch viel Geduld in sie investieren müssen" (Oz 2015: 24f.) - die Gemeinsamkeiten mehr Gewicht hatten. Die empirische Studie hat deutlich gemacht, dass lokale Bezugssysteme und vor allem Möglichkeiten zur Mitbestimmung und Aneignung wesentliche identitätsstiftende Aspekte sein können. Grundlegende Forderungen der *urban citizenship* sind hier vorweggenommen - und durchaus erfolgreich, wie es scheint.

They would also provide an alternative model of membership that could eventually help to overcome some of the exclusionary features of national citizenship. (Bauböck 2001: 19)

48 Henrik Lebuhn sieht das Risiko einer „Neoliberalisierung von Bürgerschaft". Damit ist gemeint, dass *citizenship* nicht mehr als Grundrecht verstanden wird, sondern als etwas, das verdient werden muss - durch Partizipation, durch Unternehmertum, indem man einen (ökonomischen) „Wert für die Community" hat. Außerdem sei es problematisch, dass viele Berechtigungen und Leistungen derzeit an den Aufenthaltstitel für Migrantinnen und Migranten gebunden sind. Durch die ständige Kontrolle entstünden so auch im urbanen Raum „border situations". *Urban citizenship* im Sinne der Möglichkeit zur Partizipation sei in dieser Praxis an die Bereitschaft, sich überwachen zu lassen, gebunden (Lebuhn 2014; Lebuhn 2015).

6 CONCLUSIO

Mit dem Zionismus und der jüdischen Besiedelung Palästinas waren eine Fülle an Fragen verbunden: Nicht nur über den Umgang mit den Menschen, die dort bereits lebten, obwohl diese Frage als „israelisch-palästinensischer Konflikt“ bis heute die Außenwahrnehmung dominiert. Aus dem *Erez Israel*, das mehr als ein geographischer Ort ein metaphorisches, religiös-historisch konnotiertes Identifikationssymbol war, wurde nun ein konkretes Land, mit dem es umzugehen galt. Aus Menschen, die sich vielleicht der jüdischen Ethnie oder dem jüdischen Glauben zugehörig fühlten, sich aber kulturell deutlich voneinander unterschieden, wurden nun Nachbarinnen und Nachbarn. Aus dem hehren Ziel, eine „jüdische Heimstätte“ zu gründen, wurde die Notwendigkeit, den Alltag in einer völlig neuen Konstellation zu organisieren und teils gänzlich unterschiedliche Standpunkte und Einstellungen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Aus der Poesie, die Theodor Herzl in seinem utopischen Werk „Altneuland“ vermittelt, gelangte man jetzt in die Prosa der Realität.

Zu Beginn dieser Arbeit wurde dargestellt, dass Identität - sei sie kulturell, ethnisch, oder etwa national begründet, kein geschlossenes Gefäß ist. Sie verändert sich unter äußeren und inneren Einwirkungen konstant, und sie besteht aus einer Vielzahl an Schichten, die zusammen nicht immer ein konsistentes Bild ergeben müssen. In der Diaspora hatten Jüdinnen und Juden verschiedenen Identitäten entwickelt, die mit der Migration nach Israel an einem Ort zusammentrafen. Der Bedarf an Maßnahmen, die zur Bildung einer gemeinsamen Identität beitragen sollten, war einerseits gegeben, um gemeinsam das Land aufzubauen und Infrastrukturen zu schaffen. Vieler dieser Aspekte, auch als Nation-Building bezeichnet, trugen allerdings ganz klar die Handschrift der ost- und mitteleuropäischen zionistischen Elite, wohingegen die Eigenheiten anderer Immigrantinnen und Immigranten kaum berücksichtigt wurden. Neben der Verbreitung gesellschaftlicher Stereotypen oder einer gemeinsamen Sprache zählte unter anderem auch Architektur zu diesen Maßnahmen: Neben der Revitalisierung der Altstadt Jerusalems, die symbolisch für eine historische und kontinuierliche Verbindung des Judentums mit *Erez Israel* stand, galt es, ein neues „Eigenes“ zu etablieren. Die europäische Moderne schien mit ihrem zukunftsgerichteten Narrativ dafür geeignet. Eine enorm umfassende Regionalplanung stand für den Versuch, für alle Immigrantinnen und Immigranten annehmbare Voraussetzungen zu schaffen, aber gleichzeitig die zionistische Ideologie zu materialisieren: Die jüdische Präsenz sollte sich über das gesamte Territorium erstrecken, unkontrollierbare Großstädte an Bedeutung verlieren. Die Bevölkerung sollte in ein Netzwerk an kleineren, nach Gartenstadt-Prinzipien konzipierten *New Development Towns* verteilt werden. Kollektive Organisationsformen waren dazu gedacht, landwirt-

schaftliche Arbeit zu erleichtern, dienten aber auch in den Städten dazu, Gemeinschaftsbildung zu fördern und lokale Identifikationssymbole zu bilden.

Am Beispiel Be'er Shevas zeigt sich allerdings: Architektur und Planung des jungen Israels waren vielleicht ein Ausdruck der Ideologie des Zionismus, aber meist kein physischer Ausdruck der Identität ihrer Nutzerinnen und Nutzer und häufig keine angemessene Reaktion auf die Erfordernisse des Ortes. Die Freiräume, die auf den Plänen in leuchtendes Grün getaucht waren, präsentierten sich in kargem Braun. Die visionäre Moderne führte, obwohl es natürlich positive, qualitativ hochwertige Ausnahmen gab, nicht zu einer neuen Identität, sondern zu Monotonie, Einschränkungen und zu einer nicht identifizierbaren Umwelt. Ethnische Untergruppen lebten häufig nicht gleichberechtigt miteinander: Viele europäische Immigrantinnen und Immigranten waren in den bereits etablierten Städten an der Mittelmeerküste geblieben; Be'er Sheva wurde, wie viele andere *New Development Towns*, vornehmlich von *Mizrahim* besiedelt, die nicht immer freiwillig und aus ideologischer Überzeugung nach Israel gekommen waren.

Diese ambivalente Situation - die israelische Unabhängigkeit war erreicht, für viele Israelis war das allerdings mit großen Entbehrungen verbunden - markiert den Ausgangspunkt für die *Model Neighbourhood* und für eine Kernfrage der vorliegenden Arbeit: Was waren die Maßnahmen, die die Planer dieser Siedlung einsetzten, um eine tatsächliche nachbarschaftliche Gemeinschaft zu fördern und um eine identifizierbare Umwelt zu schaffen? Wie versuchten sie, die Mängel früherer Konzepte zu vermeiden? Die Analyse der konzipierten und realisierten Gebäude ergibt gemeinsam mit den dokumentierten Äußerungen der Planer vor allem ein Bild: Die utopische zionistische Ideologie war hier eine Fusion mit der Realität eingegangen. Das Ideal überschaubarer Einheiten, die für die Bewohnerinnen und Bewohner einen klaren Bezugsrahmen vorgaben, wurde nach wie vor beibehalten. Die *Model Neighbourhood* grenzt sich gegen den umgebenden Stadtraum ab, ist intern mit der notwendigen öffentlichen Infrastruktur ausgestattet und in mehrere Subquartiere unterteilt. Die kleinräumliche Differenzierung der Struktur in fußläufige Erschließungswege, die *mish'olim*, und zugeordnete Freibereiche vermittelt einen anderen Eindruck als die älteren Nachbarschaften *Aleph*, *Beth* oder *Gimel*: Hier stand nicht ein Kollektiv aus immer gleichen Durchschnittsmenschen im Fokus, sondern eine Gemeinschaft aus unterschiedlichen Individuen. Das äußerte sich in den vielfältigen hierarchischen Ebenen, mit denen die städtebauliche Konzeption ein Bündel an Bezugssystemen ermöglichte. Die räumliche Dichte implizierte im Gegensatz zu den gartenstädtischen Nachbar-

schaften schon grundsätzlich Kontakt zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern.

Die Einflüsse einer neuen, die klassische Moderne ablehnenden Architektur-Auffassung, die geprägt vom Team 10 war, zeichnete sich hier genauso ab wie im nächsten Aspekt, der die *Model Neighbourhood* charakterisiert: Die Nachbarschaft war an den Ort angepasst. Die Planer versuchten, konstruktive Lösungen für klimatische und topographische Belange zu finden, anstatt sie zu ignorieren. Die Nachbarschaft scheint dadurch nicht mehr „zufällig" in Be'er Sheva zu stehen, sondern tatsächlich hier verortet zu sein. Freiflächen waren weitgehend nicht mehr ausgedehnt und anonym, stattdessen in kleinerem Ausmaß den Wohneinheiten direkt zugeordnet. Die umrahmenden höheren Zeilenbauten sowie die geschoßhohen Hofmauern der niedrigen Bebauung sollten Schutz vor Sandstürmen bieten, die Grundrisskonfiguration Querlüftung ermöglichen, überdachte und verschattete Flächen auch in öffentlichen Bereichen annehmbare Bedingungen und Aufenthaltsqualität sichern. Obwohl direkte Bezüge nicht nachgewiesen sind und die Planer über ihre Inspirationsquelle keine Angaben machten, scheinen viele Lösungen auf traditionellen Bauweisen zu beruhen. Jedenfalls sorgen sie dafür, dass ein zusammenhängender, urbaner Raum eher entsteht als in den Gartenstädten mit ihren einzelnen abgeschotteten Einheiten.

Eine geringere Bedeutung dürfte hingegen der Optik zugekommen sein. Abgesehen von der ursprünglich gleichen Materialwahl für die Fassaden aller Gebäude der Nachbarschaft - schalrauer Ortbeton und unverputzte Betonsteine - weist die Siedlung weder besondere expressive Eigenschaften noch echte interne Stringenz auf. Die teilweise Nähe zu traditionellen Bauweisen sticht durch die moderne Interpretation nicht ins Auge, und die Nähe zum Brutalismus, die oft betont wird, widerspricht der symbolischen Bedeutungsausladung der Gebäudehülle eher.

Zusammenfassend versuchten die Planer der *Model Neighbourhood* also, auf die Bedingungen des (Stand-) Ortes einzugehen, um qualitative Räume zu schaffen, und durch ein differenziertes System an Bezugsebenen die Identifikation mit der Nachbarschaft und den Kontakt zu den Bewohnerinnen und Bewohnern zu erleichtern. Keine Resonanz fanden unterschiedliche kulturelle Backgrounds der Immigrantinnen und Immigranten in der Grundrisskonzeption - hier dominierte die westliche Vorstellung einer Kleinfamilie. Auch Bezüge auf die Geschichte des Ortes und der Region kommen nicht explizit vor - wie erwähnt, sind zwar Ähnlichkeiten zu traditioneller Architektur erkennbar, werden aber von den Planern nicht thematisiert. Keine Rolle spielte, so scheint es, die Suche nach einem gemeinsamen Stil, um etwa die Nachbarschaft als spezifisch „israelische" Architektur zu branden.

Mindestens so wichtig wie die Ausgangspunkte und Beweggründe der Planer waren in der Arbeit die Auswirkungen, die sie auf die Bewohnerinnen und Bewohner hatten und haben. In Untersuchungen, die im Jahr 1965 bald nach der Errichtung der *Model Neighbourhood* durchgeführt wurden, zeigt sich ebenso wie in der im Zuge dieser Arbeit unternommenen Studie und in mehreren wissenschaftlichen und journalistischen Beiträgen: Die Zufriedenheit und Identifikation mit der Nachbarschaft ist auffallend groß, und die sozialen Verbindungen zwischen den einzelnen Bewohnerinnen und Bewohnern sind für einen urbanen Raum ungewöhnlich ausgeprägt. In der Umfrage von 1965 wurden als Qualitäten der Nachbarschaft ein definiertes Bild und, trotz einiger Einschränkungen bezüglich Durchlüftung und Überhitzung eine gute Anpassung an das Klima betont. Mangelnde Privatheit war genauso wie die Ästhetik der *Model Neighbourhood* hingegen ein häufiger vorkommender Kritikpunkt.

Manche dieser Aspekte tauchen in der nun durchgeführten empirischen Studie erneut auf: Obwohl sich viele Gebäude im Lauf der Zeit optisch und strukturell verändert haben, ist die Grundstruktur, die architektonische Einheit, nach wie vor erhalten geblieben. Zum Aussehen der Nachbarschaft haben die Bewohnerinnen und Bewohner auch heute ein gespaltenes Verhältnis, die Urteile reichen von „funktional“ bis zu „lächerlich“. Für die kollektive Identität spielt das Äußere indes keine dominante Rolle, es steht nicht für eine typisch „israelische“ Architektur und symbolisiert weder Dazugehören noch Abgrenzung.

Nach wie vor überwiegt die Meinung, die *Model Neighbourhood* sei gut verortet; die Anpassung an den Ort scheint besser gelungen als in anderen Stadtteilen. Die konstruktiven Reaktionen auf Umwelteinflüsse gelten besonders für die öffentlichen Bereiche durchwegs als sinnvoll. Für die privaten Häuser ist ihre Relevanz hingegen mittlerweile eingeschränkt, da sich die Nutzerinnen und Nutzer ohnehin technischer Hilfsmittel bedienen. Zusätzlich zu diesem von den Planern intendierten Eingehen auf physische Komponenten des Ortes dürften für die Identifikation auch andere Aspekte Gewicht haben: Religiöse Überlieferungen - Be’er Sheva soll die Stadt Abrahams sein - und zionistische Narrative - der Negev stand im Fokus des Sharon-Plans, seine Bewohnerinnen und Bewohner galten als Pionierinnen und Pioniere - sind auch heute präsent.

Die Kritik fehlender Privatheit wiederholte sich in der empirischen Studie nicht. Vielmehr zeigte sich, dass die räumliche Dichte in Verbindung mit der sorgfältigen Abstufung öffentlicher, halb-öffentlicher und privater Bereiche maßgeblich an der Entstehung einer identifizierbaren Umwelt mitwirkten. Die Rolle interner öffentlicher Infrastruktur wie Geschäfte, Gastro-

nomie und Gemeinschaftseinrichtungen ist für die einzelnen Nachbarschaftseinheiten in der Gegenwart definitiv geringer als noch vor 50 Jahren. Die meisten Menschen sind mobil, ihr Radius nicht auf den unmittelbaren Wohnort beschränkt. Insbesondere religiöse Einrichtungen haben ihre zentrale Funktion in den Nachbarschaften, so auch in der *Model Neighbourhood*, jedoch behalten.

Ein Faktor, der mit als das wichtigste Erfolgskriterium der *Model Neighbourhood* aus der empirischen Forschung hervorging, wird indes weder von den Planern noch von der Umfrage aus 1965 erwähnt: die Möglichkeit der Selbstbestimmung und Informalität. Ob in der ursprünglichen Konzeption vorgesehen oder nicht, die Häuser boten die Chance, Räume hinzuzufügen, zu ändern, Häuser zu erweitern, zu kombinieren, das äußere Erscheinungsbild individuell zu gestalten - kurz: die architektonische Grundstruktur der *Model Neighbourhood* ließ weitreichende Optionen offen, den Wohnort an die eigenen Vorstellungen anzupassen, ohne das Gesamtsystem dadurch empfindlich zu beeinträchtigen. Auf die unterschiedlichen kulturellen Hintergründe der Bewohnerinnen und Bewohner wurde zwar, wie erwähnt, in der Planung kaum eingegangen. Sie konnten das allerdings schlicht selbst tun. Trotz dieser Individualität impliziert aber die Form der *Model Neighbourhood* einen gemeinsamen Rahmen, durch den die einzelnen Wohneinheiten in Beziehung zueinander stehen. Die Erschließungsstruktur, Dichte und Qualität der öffentlichen Bereiche sorgen dafür, dass diese Gemeinschaft auch in sozialer Hinsicht besteht: Kontakt und Treffen sind nicht nur an „institutionalisierten“, speziell dafür vorgesehenen Räumen möglich, sondern finden auch informell statt.

Obwohl in der Gegenwart das unmittelbare, lokale Umfeld nicht mehr zwangsläufig der wichtigste soziale Bezugspunkt ist, sondern Individuen mitunter unabhängig von räumlichen Distanzen miteinander vernetzt sind, scheint die Nachbarschaft noch immer eine wesentliche Bedeutung für ihre Bewohnerinnen und Bewohner einzunehmen, weil sie den Alltag prägt, aber nicht einschränkt. Obwohl sich die Bevölkerung eines urbanen Raumes auch auf einer kleinen Fläche heute durch große Diversität auszeichnet, kann eine sowohl offene als auch dichte Struktur wie die der *Model Neighbourhood* sowohl den Ausdruck individueller Identität ermöglichen, aber gleichzeitig die Entstehung einer Gemeinschaft fördern. Kollektive Identität ist nicht die Summe aller individuellen Identitäten, die in einem homogenen Ganzen aufgehen. Sie greift auf bestimmte Aspekte zurück, sodass sie trotz aller Unterschiede auf einem Dazugehören basieren kann. Die *Model Neighbourhood* verdeutlicht das in ihrer Bevölkerungsstruktur genauso wie in der architektonischen Struktur.

Am Ende der Arbeit steht der Versuch, die Erkenntnisse aus der *Model Neighbourhood* auf eine allgemeine Ebene zu bringen. Viele Aspekte, die in Israel nach der Staatsgründung relevant wurden, tauchen in ähnlicher Form in der heutigen vielfältigen Gesellschaft erneut auf: Fragen des Dazugehörens und des Abgrenzens, der Selbst- und Fremdbestimmung, des Wollens und des Dürfen sind allgegenwärtig und auch mit der Architektur verbunden. Es zeigt sich, dass das „Eigene“ nicht unbedingt auf abstrakten Symbolen mit Vergangenheitsbezug und auf überlieferten Traditionen basieren muss, und dass dem Äußeren in so kleinen Maßstäben wie dem einer Nachbarschaft nicht das praktische Gewicht zukommt, das es in der Theorie möglicherweise hat: Kollektive Identität beruht hier nicht auf der Vorstellung einer *imagined community*, sondern auf tatsächlich erlebten Beziehungen, räumliche Strukturen und Qualitäten scheinen für eine intakte Gemeinschaft mehr Bedeutung zu haben als übergeordnete Referenzsysteme, die Dazugehören und Anderssein symbolisieren.

Ein weiterer Punkt ist die Rolle der Selbst- und Mitbestimmung in Bezug auf das unmittelbare Umfeld: Anders als in der *Model Neighbourhood* ist es den meisten Menschen - vor allem im urbanen Raum - nur schwer möglich, eigene Anforderungen und Vorstellungen zu erfüllen. Wohnbauproduktion ist grundsätzlich top-down organisiert. Die Komplexität des Bauens setzt dies zwar voraus, dennoch kann in geringfügigen Abweichungen von diesem Schema schon innovatives und identitätsstiftendes Potential liegen. Neben der Bedeutung des „Eigenen“ steht auch das Verhältnis zu den „Anderen“ im Fokus. Hier zeigt sich, dass der Erfolg der *Model Neighbourhood* nicht primär auf einer genauen Organisation dieses Aufeinandertreffens basiert, sondern auf Möglichkeiten: Verschiedene Bezugsebenen und ein differenziertes Erschließungssystem bilden gemeinsam mit der Dichte der Struktur die Voraussetzung für informelle Kontakte, aus denen die „Anderen“ ihre Fremdheit verlieren. Es zeigt sich, dass auch andere Erschließungssysteme ähnliche Qualitäten haben können.

Das Lokale hat in der *Model Neighbourhood* aufgrund dieser Qualitäten trotz globaler Vernetzung ihrer Bewohnerinnen und Bewohner nicht an Relevanz verloren. Migration, aber auch wirtschaftliche Globalisierung haben jedoch dazu geführt, dass insbesondere Städte nicht nur durch kulturelle, sondern auch rechtliche Diversität geprägt sind: Vielen Menschen fehlt grundsätzlich die Berechtigung, an ihrem Wohnort an demokratischen Prozessen teilzunehmen oder die Gestaltung ihres Lebensmittelpunktes zu beeinflussen. Mit der *urban citizenship* wird daher abschließend ein Konzept vorgestellt, dass darauf abzielt, das identitätsstiftende Potential der Partizipation und Mitbestimmung zu berücksichtigen.

Viele dieser Punkte aus dem letzten Kapitel sind vor allem Denkanstöße und keine Lösungen. Sie bauen auf wesentliche Kriterien auf, die zur Qualität der *Model Neighbourhood* beitragen. Die im Rahmen dieser Arbeit durchgeführte empirische Studie macht offensichtlich: Der Spagat zwischen planerisch determinierter, ideologisch beeinflusster Grundstruktur und Freiraum, in dem individuelle und kollektive Identität entstehen und sich materialisieren können, ist hier gelungen.

QUELLENVERZEICHNIS

LITERATUR

Abel, Chris, 2000. *Architecture and Identity: Responses to Cultural and Technological Change* (2. ed.). Oxford: Architectural Press.

Abowd, Tom, 2000. The Moroccan Quarter: A History of the Present. In: *Jerusalem Quarterly* 7. S.6-16.

Abu-Rabi'a, 'Aref, 2001. *A Bedouin Century: Education and Development among the Negev Tribes in the 20th Century.* New York: Berghahn Books.

Abu-Sitta, Salman, 2003. Beer Sheba: The Forgotten Half of Palestine. In: *Al-Majdal* 18. S.32-37.

Allweil, Yael, 2012. Israeli Housing and Nation Building: Establishment of the State-Citizen Contract, 1948-1953. In: *Traditional Dwellings and Settlements Review 23/2*. S.51-67.

Anderson, Benedict, 2006. *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (Rev. ed., new ed.). London: Verso.

Appadurai, Arjun, 1996. *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Assaf, Dena S., 1997. Palestinian: courtyard house. In: Oliver, Paul (Hg.). *Encyclopedia of Vernacular Architecture of the World, Volume 2: Cultures and Habitats*. Cambridge: Cambridge University Press. S.1515-1516.

Avineri, Shlomo, 1999. Die Anfänge des Zionismus im historischen Kontext. In: Brenner, Michael & Weiss, Yfaat (Hg.). *Zionistische Utopie - israelische Realität: Religion und Nation in Israel*. München: Beck. S.18-38.

Banham, Reyner, 1955. The New Brutalism. In: *The Architectural Review* 118/708. S.354-361.

Barnavi, Eli (Hg.), 2004. Universalgeschichte der Juden: von den Ursprüngen bis zur Gegenwart. Ein historischer Atlas (Dt. Ausg., Neuaufl.). München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Bar Or, Galia, 2010. The Initial Phases: A Test Case. In: Dies. (Hg.). *Kibbutz: Architecture without Precedents*. Ein Harod: Museum of Art. S.17-50.

Barth, Fredrik, 1969. Introduction. In: Ders. (Hg.). *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organisation of Culture Difference*. Bergen. Universitetsforlaget. S.9-38.

Bauböck, Rainer, 2001. *Reinventing Urban Citizenship*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, Forschungsstelle für Institutionellen Wandel und Europäische Integration.

Bausinger, Hermann, 1999. Ethnizität - Placebo mit Nebenwirkungen. In: Köstlin, Konrad (Hg.) *Ethnographisches Wissen: Zu einer Kulturtechnik der Moderne*. Wien: Selbstverlag Institut für Volkskunde. S.31-41.

Behar, Cem, 2003. *A Neighborhood in Ottoman Istanbul: Fruit Vendors and Civil Servants in the Kasap Ilyas Mahalle*. Albany: State University of New York Press.

Beinstein, Ernst, Dreibholz, Wolfdieter, Harsieber, Robert, Horx, Matthias & Prix, Wolf D., 2006. *Qualitative Entscheidungskriterien für das Wohnen im urbanen Raum*. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Online: http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=370, abgerufen am 13. Juli 2016.

Ben-Śaśon, Hayim Hilel (Hg.). *Geschichte des Jüdischen Volkes: Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (5. Aufl.). München: Beck

Bianca, Stefano, 2000. *Urban Form in the Arab World: Past and Present*. Zürich: vdf.

Biswas, Ramesh K., 2010. *Diversität im halböffentlichen Raum*. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Online: http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=342, abgerufen am 18. August 2016.

Bocco Guarneri, Andrea, 2010. Bernard Rudofsky and the Sublimation of the Vernacular. In: Lejeune, Jean-François & Sabatino, Michelangelo (Hg.). *Modern Architecture and the Mediterranean: Vernacular Dialogues and Contested Identities*. London: Routledge. S.231-249.

Bornberg, Renate, 2010. Identity and the Urban Fabric. In: *Journal of Comparative Cultural Studies in Architecture: Transitions of the Vernacular*. S.33-38.

Borries, Friedrich von, Ahlert, Moritz & Fischer, Jens-Uwe (Hg.), 2014. *Urbane Interventionen Istanbul: Learning from Gezi?*. Berlin: Merve.

Bozdogan, Sibel, 2010. The Legacy of an Istanbul Architect: Type, Context and Urban Identity in the Work of Sedad Eldem. In: Lejeune, Jean-François & Sabatino, Michelangelo (Hg.). *Modern Architecture and the Mediterranean: Vernacular Dialogues and Contested Identities*. London: Routledge. S.131-146.

Brandl, Freya & Gruber, Ernst, 2014. *Gemeinschaftliches Wohnen in Wien: Bedarf und Ausblick*. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Online: http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=441, abgerufen am 18. August 2016.

Braun, Christina von, 2013. Vorwort: „Jüdische Identität?". In: Sucker, Juliane & Haselberg, Lea Wohl von (Hg.). *Bilder des Jüdischen*. Berlin: De Gruyter. S.1-9.

Brenner, Michael, 2008. *Geschichte des Zionismus* (3. Aufl.). München: Beck.

Brown, Lucille W. & Berk, Stephen M., 1977. Hasidim, Orthodoxy, and Haskalah: A View from Eastern Europe. In: *The Oral History Review* 5. S.17-32.

Brubaker, Rogers, 2002. Nationalistische Mythen und eine post-nationalistische Perspektive. Aus dem Engl. von Holger Fliessbach. In: Brenner, Michael & Myers, David N. (Hg.). *Jüdische Geschichtsschreibung heute: Themen, Positionen, Kontroversen*. München: Beck. S.217-228.

Cairns, Stephen, 2004a. Introduction. In: Ders. (Hg.). *Drifting: Architecture and Migrancy*. London: Routledge. S.1-16.

Cairns, Stephen, 2004b. Drifting: Architecture/Migrancy. In: Ders. (Hg.). *Drifting: Architecture and Migrancy*. London: Routledge. S.17-47.

Candilis, Georges, Josic, Alexis & Woods, Shadrach, 1968. *Candilis-Josic-Woods: A Decade of Architecture and Urban Design*. Stuttgart: Krämer.

Candilis, Georges, 1978. *Bauen ist Leben: Ein Architekten-Report*. Aus dem Franz. von Ruth Pauli. Stuttgart: Krämer.

Castells, Manuel, 2010. *The Information Age: Economy, Society and Culture, Volume I: The Rise of The Network Society* (2. ed.). Oxford: Wiley Blackwell.

Chabou, Meriem, 2008. Retrospective on the Social Housing Policy in Algeria - Glances on the Cultural Referents of the Algerian Architects. In: Herrle, Peter & Wegerhoff, Erik (Hg.). *Architecture and Identity*. Berlin: Lit. S.137-148.

Chakrabarty, Dipesh, 2010. *Europa als Provinz*. Aus dem Engl. von Robin Cackett. Frankfurt am Main: Campus.

Chen, Lingchei Letty, 2006. *Writing Chinese: Reshaping Chinese Cultural Identity*. New York: Palgrave Macmilian.

Christaller, Walter, 2006. *Die zentralen Orte in Süddeutschland: eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen* (Sonderausg. der 2., unveränd. Aufl.). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Chyutin, Michael & Chyutin, Bracha, 2007. *Architecture and Utopia: The Israeli Experiment*. Aldershot: Ashgate.

Cohen, Shelly, 2004. A Moment of Change? Transformations in Israeli Architectural Consciousness Following the ‚Israeli Pavilion' Exhibition. In: Yacobi, Haim (Hg.). *Constructing a Sense of Place: Architecture and the Zionist Discourse*. Aldershot: Ashgate. S.329-351.

Davidson, Cynthia C. & Serageldin, Ismaïl (Hg.), 1995. *Architecture Beyond Architecture: Creativity and Social Transformations in Islamic Cultures. The 1995 Aga Khan Award for Architecture*. London: Academy Editions.

Derichs, Claudia, 2004. Die Nation gestalten - Ideologische Aspekte des Nation-Building. In: Hippler, Jochen (Hg.). *Nation-Building: Ein Schlüsselkonzept für friedliche Konfliktbearbeitung?*. Bonn: Dietz. S.69-87.

Dervin, Fred, 2012. Cultural Identity, Representation and Othering. In: Jackson, Jane (Hg.). Handbook of Language and Intercultural Communication. London: Routledge. S.181-194.

Diskin, Abraham, 1980. *Das politische System Israels: Eine räumlich-zeitliche Untersuchung: 1949-1973*. Aus dem Engl. von R. Schwickert. Köln: Böhlau.

Dolev, Diana, 1998. Architectural Orientalism in the Hebrew University -the Patrick Geddes and Frank Mears Master-Plan. In: *Assaph - Studies in Art History* 3. S.217-234.

Downie, Leonard, 1971. *Israel Builds*. Online: http://aliciapatterson.org/stories/israel-builds, abgerufen am 3. März 2016.

Dvir, Noam, 2009. Magic Carpet. In: *Ha'Aretz* (30. April 2009). Online: http://www.haaretz.co.il/hasite/spages/1082108.html, abgerufen am 25. Juni 2016.

Ebner, Peter & Klaffke, Julius, 2005. *Living Streets Wien*. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Online: http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=374, abgerufen am 24. August 2016.

Efrat, Elisha', 1989. *The New Towns of Israel (1948-1988): A Reappraisal*. München: Minerva.

Efrat, Zvi, 2003. The Plan. In: Segal, Rafi & Weizman, Eyal (Hg.). *A Civilian Occupation: The Politics of Israeli Architecture*. London: Verso. S.59-78.

Efrat, Zvi, 2004. The Politics of New Towns in Israel. In: *The Israeli Project: Building and Architecture 1948-1973*. Online: http://www.efrat-kowalsky.co.il/texts/the-israeli-project/, abgerufen am 10. Juni 2016.

Efrat, Zvi, 2010. The Discreet Charm of the Kibbutz. In: Bar Or, Galia (Hg.). *Kibbutz: Architecture without Precedents*. Ein Harod: Museum of Art. S.121-126.

Efrat, Zvi, 2011. Bauhausbauten ohne Bauhaus: Wie die weiße Moderne zum israelischen Volksgut wurde - und langsam ergraute. In: *Bauhaus* 1/2. Leipzig: Spector Books. S.6-11.

Efrat, Zvi & Osten, Marion van, 2013. An Architectural Overdose: On Planning Discourses of Late 1950s and Early 1960s Architecture Projects in Israel. In: Hille, Moira, Kravagna, Christian & Osten, Marion van (Hg.). *Transcultural Modernisms*. Berlin: Sternberg Press. S.198-205.

Ettinger, Shmuel, 2007. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Neuzeit. In: Ben-Śaśon, Hayim Hilel (Hg.). *Geschichte des Jüdischen Volkes: Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (5. Aufl.). München: Beck. S.885-1348.

Eyck, Aldo van, 1959. Vers Une Casbah Organisée. In: *Forum* 7. S.248.

Eyck, Aldo van, 2008. Steps Towards a Configurative Discipline (1962). In: Ders. *Writings*. Hg. von Vincent Ligtelijn und Francis Strauven. Amsterdam: SUN. S.327-343.

Fitz, Angelika, 2016. Teil der Stadt werden. Interview mit Judith Belfikh, in: *Wiener Zeitung* (23. März 2016). Online: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/mehr_kultur/?em_cnt=808352, abgerufen am 22. August 2016.

Foltin, Robert, 2004. *Und wir bewegen uns doch: Soziale Bewegungen in Österreich*. Wien: Edition Grundrisse.

Frampton, Kenneth, 1983. Towards a Critical Regionalism: Six Points for an Architecture of Resistance. In: Foster, Hal (Hg.). *The Anti-Aesthetic: Essays on Postmodern Culture*. Seattle: Bay Press. S.16-30.

Fuchs, Aharon Ron, 1997. Lebanese: urban. In: Oliver, Paul (Hg.). *Encyclopedia of Vernacular Architecture of the World, Volume 2: Cultures and Habitats*. Cambridge: Cambridge University Press. S.1513-1514.

Gelber, Yoav, 1995. The Shaping of the ‚New Jew' in the Yishuv. In: Fiedler, Jeannine (Hg.). *Social Utopias of the Twenties: Bauhaus, Kibbutz and the Dream of the New Man*. Wuppertal: Müller und Busmann. S.56-63.

Gellner, Ernest, 1964. *Thought and Change*. London: Weidenfeld and Nicolson.

Gellner, Ernest, 1983. *Nations and Nationalism*. Oxford: Blackwell.

Gingrich, Andre, 2001. Ethnizität für die Praxis. In: Wernhart, Karl R. & Zips, Werner (Hg.). *Ethnohistorie: Rekonstruktion und Kulturkritik: Eine Einführung*. Wien: Promedia. S.101-117.

Gingrich, Andre, 2005. Kulturelle Identitäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts: Sozialanthropologische Begriffsbestimmungen und ihre Implikationen für Europa. In: Riegler, Johanna (Hg.). *Kulturelle Dynamik der Globalisierung: Ost- und westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S.23-49.

Graham, David J., 2009. *The Socio-Spatial Boundaries of an 'Invisible' Minority: A Quantitative (Re)Appraisal of Britain's Jewish Population*. Dissertation University of Oxford. Online: http://ora.ox.ac.uk/objects/uuid:9bdbd348-b50c-4090-9e2d-e86ffe198601, abgerufen am 7. Juli 2016.

Golani, Yehonatan & Schwarze, Dieter Gershom v. (Hg.), 1970. *Israel Builds 1970: Interdisciplinary Planning*. Jerusalem: State of Israel, Ministry of Housing.

Gordon, Tuula, 2007. Urban Citizenship. In: Pink, William T. & Noblit, George W. (Hg.). *International Handbook of Urban Education: Part One*. Dordrecht: Springer. S.447-462.

Gorny, Yosef, 2000. Zionistische Utopie in der Wirklichkeit. In: Stegemann, Ekkehard W. (Hg.). *100 Jahre Zionismus: von der Verwirklichung einer Vision*. Stuttgart: Kohlhammer. S.65-74.

Gradus, Yehuda, 1978. Beer-Sheva, Capital of the Negev Desert - Function and Internal Structure. In: *GeoJournal* 2/6. S.521-532.

Gradus, Yehuda & Stern, Eliahu, 1980. Changing Strategies of Development: Toward a Regiopolis in the Negev Desert. In: *Journal of the American Planning Association* 46/4. S.410-423.

Grassnick, Martin & Hofreiter, Hartmut (Hg.), 1982. Die Architektur des Mittelalters. Braunschweig: Vieweg.

Gutschow, Kai K., 2010. The Anti-Mediterranean in the Literature of Modern Architecture: Paul Schultze-Naumburg's Kulturarbeiten. In: Lejeune, Jean-François & Sabatino, Michelangelo (Hg.). *Modern Architecture and the Mediterranean: Vernacular Dialogues and Contested Identities*. London: Routledge. S.149-174.

Ha'am, Ahad, 1916. *Am Scheidewege* (Bd. 2). Aus dem Hebr. von Dr. Harry Torczyner. Berlin: Jüdischer Verlag.

Habraken, Nicolaas John, 1980. Interventions: Professional and User Inputs. Design for Adaptability, Change and User Participation. In: Safran, Linda (Hg.). *Housing: Process and Physical Form*. Philadelphia: Aga Khan Award for Architecture. S.23-29.

Harvey, David, 2008. The Right to the City. In: *New Left Review* 53. S.23-40.

Heinze-Greenberg, Ita, 1995. Paths in Utopia: On the Development of the Early Kibbutzim. In: Fiedler, Jeannine (Hg.). *Social Utopias of the Twenties: Bauhaus, Kibbutz and the Dream of the New Man*. Wuppertal: Müller und Busmann. S.80-89.

Heinze-Greenberg, Ita, 1997. Kibbutz. In: Oliver, Paul (Hg.). *Encyclopedia of Vernacular Architecture of the World, Volume 2: Cultures and Habitats*. Cambridge: Cambridge University Press. S.1510-1511.

Heinze-Greenberg, Ita, 2008. Von Dessau nach Haifa: Neues Bauen im zionistischen Kontext, 1918-1948. In: Nerdinger, Winfried (Hg.). *Munio Weinraub, Amos Gitai: Architektur und Film in Israel*. München: Edition Minerva. S.30-50.

Herman, Simon N., 1989. *Jewish Identity* (2. ed.). New Brunswick: Transaction Publishers.

Herrle, Peter, 2008. Steppenwolf and the Carriers of Change. In: Ders. & Wegerhoff, Erik (Hg.). *Architecture and Identity*. Berlin: Lit. S.11-22.

Herz, Manuel, 2008. The Vernacular - Or: Towards a New Brutalism. In: Herrle, Peter & Wegerhoff, Erik (Hg.). *Architecture and Identity*. Berlin: Lit. S.271-279.

Herzl, Theodor, 1902. *Altneuland*. Leipzig: Seemann.

Herzl, Theodor, 1920. *Der Judenstaat* (8. Aufl.). Berlin: Jüdischer Verlag.

Herzog, Ze'ev, 1978. Israelite City Planning: Seen in the Light of the Beer-sheba and Arad Excavations. In: *Expedition Magazine* 20/4. S.38-43.

Hess, Moses, 1899. *Rom und Jerusalem: die letzte Nationalitätenfrage. Briefe und Noten* (2. unveränderte Aufl.). Leipzig: Kaufmann.

Hippler, Jochen, 2004. Gewaltkonflikte, Konfliktprävention und Nationenbildung - Hintergründe eines politischen Konzepts. In: Ders. (Hg.). *Nation-Building: Ein Schlüsselkonzept für friedliche Konfliktbearbeitung?*. Bonn: Dietz. S.14-30.

Hobsbawm, Eric J., 2000. *Nation and Nationalism since 1780* (2. ed, repr.). Cambridge: University Press.

Hobsbawm, Eric J., 2007. Introduction: Inventing Traditions. In: Ders. & Ranger, Terence (Hg.). *The Invention of Tradition* (canto ed.). Cambridge: University Press. S.1-14.

Houben, Guido, 2003. *Kulturpolitik und Ethnizität in Russland: Föderale Kunstförderung im Vielvölkerstaat in der Ära Jelzin*. Dissertation Freie Universität Berlin.

Hroch, Miroslav, 2000. Zionismus als eine europäische Nationalbewegung. In: Stegemann, Ekkehard W. (Hg.). *100 Jahre Zionismus: von der Verwirklichung einer Vision*. Stuttgart: Kohlhammer. S.33-40.

Hübsch, Heinrich, 1828. *In welchem Style sollen wir bauen? Mit 2 Kupfertafeln*. Karlsruhe: Müller.

Illera, Christa, 1992. *Der Architekt Leopold Krakauer: 1890-1954. Teil 1: Analytische Untersuchung seiner Bauten und Projekte unter Einbeziehung der Landschaft, des Klimas und der Geschichte Israels*. Dissertation Technische Universität Wien.

Jormakka, Kari, s.a. *Architekturtheorie*. Skriptum Technische Universität Wien.

Kahana, Freddie, 1995. The Kibbutz as an Urban Alternative. In: Fiedler, Jeannine (Hg.). *Social Utopias of the Twenties: Bauhaus, Kibbutz and the Dream of the New Man*. Wuppertal: Müller und Busmann. S.108-119.

Kallhus, Rachel, 2004. The Political Construct of the ‚Everyday': The Role of Housing in Making Place and Identity. In: Yacobi, Haim (Hg.). *Constructing a Sense of Place: Architecture and the Zionist Discourse*. Aldershot: Ashgate. S.136-161.

Kark, Ruth & Frantzman, Seth J., 2012. The Negev: Land, Settlement, the Bedouin and Ottoman and British Policy 1871-1948. In: *British Journal of Middle Eastern Studies* 39/1. S.53-77.

Kauffmann, Richard, 1926. Planning of Jewish Settlements in Palestine. In: *The Town Planning Review* XII/2. S.93-116.

Knufinke, Ulrich, 2009. Building a Modern Jewish City: Projects of the Architect Wilhelm Zeev Haller in Tel Aviv. In: *PaRDeS. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien e.V* 15. 2009. S.54-70.

Kolb, Bonita M., 2006. *Tourism Marketing for Cities and Towns: Using Branding and Events to Attract Tourists*. Amsterdam: Elsevier.

Kottek, Markus, Grieser, Jürgen, Beck, Christoph, Rudolf, Bruno & Rubel, Franz, 2006. World Map of the Köppen-Geiger Climate Classification Updated. In: *Meteorologische Zeitschrift* 15/3. S.259-263.

Krist, Stefan & Wolfsberger, Margit, 2009. Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration. In: Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg.). *Anthropologie der Migration: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte.* Wien: Facultas.wuv. S.164-184.

Kuban, Doğan, 2008. What Identity, Whose Identity?. In: Herrle, Peter & Wegerhoff, Erik (Hg.). *Architecture and Identity.* Berlin: Lit. S.403-410.

Kuckartz, Udo, Dresing, Thorsten, Rädiker, Stefan & Stefer, Claus, 2008. *Qualitative Evaluation: Der Einstieg in die Praxis*. Wiesbaden: VS.

Kühn, Christian, 2011. Theophil Hansen - Bauen für die Demokratie. In: Auböck, Maria (Projektleiterin). *Lebens- und Arbeitsräume bei Theophil Hansen.* Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Online: http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=450, abgerufen am 24. Juli 2016.

Laor, Mordechai, 1970. The Beer Sheva Master Plan - Theory and Practice. In: Golani, Yehonatan & Schwarze, Dieter Gershom v. (Hg.). *Israel Builds 1970: Interdisciplinary Planning*. Jerusalem: State of Israel, Ministry of Housing. S.3.36-3.41.

Laqueur, Walter, 1999. Zwischen zionistischer Utopie und israelischer Realität. In: Brenner, Michael & Weiss, Yfaat (Hg.). *Zionistische Utopie - israelische Realität: Religion und Nation in Israel*. München: Beck. S.123-137.

Lebuhn, Henrik, 2014. Urban citizenship, border practices and immigrants' rights in Europe: ambivalences of a cosmopolitan project. In: *Open Citizenship* 4.2. Online: http://oc.citizensforeurope.org/ojs/, abgerufen am 3. August 2016.

Lefaivre, Liane & Tzonis, Alexander, 2003. *Critical Regionalism: Architecture and Identity in a Globalized World*. München: Prestel.

Lefebvre, Henri, 1991. *The Production of Space*. Aus dem Franz. von Donald Nicholson-Smith. Oxford: Blackwell.

Lejeune, Jean-François & Sabatino, Michelangelo (Hg.), 2010. *Modern Architecture and the Mediterranean: Vernacular Dialogues and Contested Identities*. London: Routledge.

Lévi-Strauss, Claude, 2012. *Traurige Tropen* (20. Aufl.). Aus dem Franz. von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Longman, Tremper & Enns, Peter (Hg.), 2008. *Dictionary of the Old Testament: Wisdom, Poetry & Writings*. Downers Grove: Inter-Varsity Press.

Lu, Duanfang, 2006. *Remaking Chinese Urban Form: Modernity, Scarcity and Space, 1949-2005.* London: Routledge.

Marg, Volkwin, 2009a. Architektur ist natürlich nicht unpolitisch (1983). In: Ders. *Architektur ist - natürlich nicht unpolitisch.* Hg. von Ingeborg Flagge. München: Prestel. S.164-174.

Marg, Volkwin, 2009b. Demokratie und Architektur im Alltag (1984). In: Ders. *Architektur ist - natürlich nicht unpolitisch*. Hg. von Ingeborg Flagge. München: Prestel. S.175-187.

Meir, Isaac A., 1989. Climatic Sub-Regions and Design Contextualism. In: *Building and Environment* 24/3. S.245-251.

Meir, Isaac A., 1992. Urban Space Evolution in the Desert - The Case of Beer-Sheva. In: *Building and Environment* 27/1. S.1-11.

Metzger-Szmuk, Nitza, 2004. *Des Maisons sur le Sable Tel-Aviv: Mouvement Moderne et Esprit Bauhaus*. Aus dem Hebr. von Véra Pinto-Lasry. Paris: Editions de l'éclat.

Meyer-Maril, Edina, 1995. Workers' Settlements in Eretz-Israel. In: Fiedler, Jeannine (Hg.). *Social Utopias of the Twenties: Bauhaus, Kibbutz and the Dream of the New Man.* Wuppertal: Müller und Busmann. S.90-95.

Milne, Alan Alexander, 1996. *Pu baut ein Haus*. aus dem Engl. von Harry Rowohlt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Minta, Anna, 2004. *Israel bauen: Architektur, Städtebau und Denkmalpolitik nach der Staatsgründung 1948*. Berlin: Reimer.

Minta, Anna, 2008. Architektur und Baupolitik als Instrumente des Staatsaufbaus und der nationalen Identitätsstiftung in Israel nach 1948. In: Nerdinger, Winfried (Hg.). *Munio Weinraub, Amos Gitai: Architektur und Film in Israel*. München: Edition Minerva. S.51-71.

Mörtenböck, Peter & Mooshammer, Helge, 2010. *Netzwerk Kultur: Die Kunst der Verbindung in einer globalisierten Welt*. Bielefeld: Transcript.

Mörtenböck, Peter & Mooshammer, Helge, 2012. *Occupy: Räume des Protests*. Bielefeld: Transcript.

Motzkin, Gabriel, 1999. Liberalismus und Antiklerikalismus: Der Konflikt zwischen Staat und Religion in der ersten zionistischen Generation. In: Brenner, Michael & Weiss, Yfaat (Hg.). *Zionistische Utopie - israelische Realität: Religion und Nation in Israel*. München: Beck. S.53-67.

Mückler, Hermann, 2016. Public Space. In: Rieger-Jandl, Andrea & Doubrawa, Irene (Hg.). *Traditional Architecture on Qeshm Island/Persian Golf, Iran*. Wien: IVA-ICRA. S.79-89.

Müller, Anna Friederike, 2006. German Grammars of Identity/Alterity: A Diachronic View. In: Baumann, Gerd & Gingrich, Andre (Hg.). *Grammars of Identity/Alterity: A Structural Approach*. New York: Berghahn Books. S.63-78.

Müller, Michael, 1977. Learning from Las Vegas?. In: *ARCH+* 33. S.48-54.

Mumford, Lewis, 1961. *The City in History: Its Origins, Its Transformations and Its Prospects*. London: Secker & Warburg.

Nitzan-Shiftan, Alona, 2004. Contested Zionism - Alternative Modernism: Erich Mendelsohn and the Tel Aviv Chug in Mandate Palestine. In: Yacobi, Haim (Hg.). *Constructing a Sense of Place: Architecture and the Zionist Discourse*. Aldershot: Ashgate. S.17-51.

Norberg-Schulz, Christian, 1980. *Genius Loci: Towards a Phenomenology of Architecture*. New York: Rizzoli.

Novy, Klaus, 2014. Zur Wiener Siedlerbewegung - aus den Texten von Klaus Novy. Zusammengestellt von Eva Kampfmann. In: *ARCH+* 218. S.36-37.

Osten, Marion von, 2009. Architecture Without Architects - Another Anarchist Approach. In: *e-flux* 6. S.1-25. Online: http://www.e-flux.com/journal/architecture-without-architects—another-anarchist-approach/, abgerufen am 22. August 2016.

Osten, Marion van & Karakayalı, Serhat 2009. This was tomorrow. Die koloniale Moderne und ihre blinden Flecken. In: Kazeem, Belinda (Hg.). *Das Unbehagen im Museum: Postkoloniale Museologien*. Wien: Turia + Kant. S.111-127.

Oxman, Robert, Shadar, Hadas & Belferman, Ehud, 2002. Casbah: A Brief History of a Design Concept. In: *Architectural Research Quarterly* 6/4. S.321-336.

Oz, Amos 2002. Coping With Conflict. Interview mit Elizabeth Farnsworth. In: *PBS Newshour* (23. Januar 2002). Online: http://www.pbs.org/newshour/bb/middle_east-jan-june02-oz_1-23/, abgerufen am 23. September 2016.

Oz, Amos, 2015. *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* (9. Aufl.). Aus dem Hebr. von Ruth Achlama. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Papanek, Victor, 1984. *Design for the Real World: Human Ecology and Social Change* (2. ed.). London: Thames and Hudson.

Pinsker, Leon, 1933. *Autoemanzipation* (6. Aufl.). Berlin: Jüdischer Verlag.

Plyushteva, Anna, 2009. The Right to the City and Struggles over Urban Citizenship: Exploring the Links. In: *Amsterdam Social Science* 1/3. S.81-97.

Pollak, Sabine, 2009. *Wiener Typologien: Projekte, Skizzen und Szenarien für drei Grenzorte*. Wien: Eigenverlag.

Posener, Julius, 1938. Traditionelles und Modernes Bauen in Palästina. In: *Das Werk* 9. S.257-271.

Quek, Raymond, 2012. Nationalism and Architecture: An Introduction. In: Ders., Deane, Darren & Butler, Sarah (Hg.). *Nationalism and Architecture*. Farnham: Ashgate. S.1-17.

Renan, Ernest, 1996. What is a Nation? Aus dem Franz. von Hamilton Grant. In: Woolf, Stuart (Hg.). *Nationalism in Europe, 1815 to the Present: A Reader*. London: Routledge.

Rieger-Jandl, Andrea, 2006. *Architecture and Culture. Building in the Tension of Increasing Global Interaction*. Wien: Neuer Wissenschaftlicher Verlag.

Rieger-Jandl, Andrea, 2008. *Architektur und Identität: Die neue Suche nach dem Eigenen*. Habilitationsschrift Technische Universität Wien.

Roesler, Sascha, 2010. Move Furniture around? Structurally-indicated potential for transformation of residential buildings (in the work of Nicolaas Habraken). In: *Journal of Comparative Cultural Studies in Architecture: Transitions of the Vernacular*. S.16-23.

Roesler, Sascha, 2014. (Ent-)Stellungen: Zur Transformierbarkeit der Siedlung Habitat Marocain. In: *ARCH+* 218. S.136-143.

Rossi, Aldo, 1982. *The Architecture of the City*. Aus dem Ital. von Diane Ghirardo. Cambridge: MIT Press.

Rotbard, Sharon, 2003. Wall and Tower. In: In: Segal, Rafi & Weizman, Eyal (Hg.). *A Civilian Occupation: The Politics of Israeli Architecture*. London: Verso. S.39-56.

Rudofsky, Bernard, 1964. *Architecture Without Architects: A Short Introduction to Non-Pedigreed Architecture*. Albuquerque: University of New Mexico Press.

Safdie, Moshe, 1970. *Beyond Habitat*. Cambridge: MIT Press.

Safdie, Moshe, 2002. East and West: Evolving Modernism. In: Henket, Hubert-Jan & Heynen, Hilde (Hg.). *Back from Utopia: The Challenge of the Modern Movement*. Rotterdam: 010 Publishers. S.230-237.

Said, Edward W., 2003. *Orientalism* (Reprint.). London: Penguin Books.

Sand, Shlomo, 2009. *The Invention of the Jewish People*. Aus dem Hebr. von Yael Lotan. London: Verso.

Schnell, Izhak & Benjamini, Yoav, 2005. Globalisation and the Structure of Urban Social Space: The Lesson from Tel Aviv. In: *Urban Studies* 42/13. S.2489-2510.

Schoper, Tom, 2010. *Zur Identität von Architektur: Vier zentrale Konzeptionen architektonischer Gestaltung*. Bielefeld: Transcript.

Schubert, Kurt, 2007. *Jüdische Geschichte* (6. Aufl.). München: Beck.

Schulte, Christoph, 2002. *Die Jüdische Aufklärung: Philosophie, Religion, Geschichte*. München: Beck.

Schweid, Eliezer, 2000. Zionismus - eine Ausprägung jüdischer Identität unserer Zeit. In: Stegemann, Ekkehard W. (Hg.). *100 Jahre Zionismus: von der Verwirklichung einer Vision*. Stuttgart: Kohlhammer. S.211-220.

Segal, Rafi, 2008. Archipelago of the Negev Desert: A Temporal/Collective Plan for Beer Sheva, Israel. In: Ders. & Verbakel, Els (Hg.). *Cities of Dispersal*. London: Wiley. S.58-63.

Shadar, Hadas, 2004a. Between East and West: Immigrants, Critical Regionalism and Public Housing. In: *The Journal of Architecture* 9/1. S.23-48.

Shadar, Hadas, 2004b. Vernacular Values in Public Housing. In: *Architectural Research Quarterly* 8/2. S.171-181.

Shadar, Hadas, 2010. Evolution and Critical Regionalism. In: *Journal of Urban Design* 15/2. S.227-242.

Shadar, Hadas, Orr, Zvika & Maizel, Yael, 2011. Contested Homes: Professionalism, Hegemony, and Architecture in Times of Change. In: *Space and Culture* 14/3. S.269-290.

Shadar, Hadas & Oxman, Robert, 2003. Of Village and City: Ideology in Israel Public Planning. In: *Journal of Urban Design* 8/3. S.243-268.

Sharon, Arieh, 1951. *Physical Planning in Israel*. Online: http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel, abgerufen am 3. Juni 2016.

Sharon, Arieh, 1976. *Kibbutz + Bauhaus: An Architect's Way in a New Land*. Stuttgart: Krämer.

Shereshevski, Joseph, 1991. *Byzantine Urban Settlements in the Negev Desert*. Be'er Sheva: Ben Gurion University of the Negev Press.

Shimoni, Gideon, 2000. Die Entstehung des Zionismus. In: Stegemann, Ekkehard W. (Hg.). *100 Jahre Zionismus: von der Verwirklichung einer Vision*. Stuttgart: Kohlhammer. S.41-52.

Smith, Anthony D., 1988. *The Ethnic Origins of Nations*. Oxford: Blackwell.

Smith, Anthony D., 1998. *Nationalism and Modernism*. London: Routledge.

Smithson, Alison (Hg.), 1968. *Team 10 Primer*. London: The Whitefriars Press.

Smithson, Alison & Smithson, Peter, 1968a. CIAM 9, Aix-en-Provence, 1953. In: Smithson, Alison (Hg.). *Team 10 Primer*. London: The Whitefriars Press. S.48.

Smithson, Alison & Smithson, Peter, 1968b. Uppercase. In: Smithson, Alison (Hg.). *Team 10 Primer*. London: The Whitefriars Press. S.52.

Smithson, Alison & Smithson, Peter, 1968c CIAM 9, Aix-en-Provence, July 24th, 1953. In: Smithson, Alison (Hg.). *Team 10 Primer*. London: The Whitefriars Press. S.76-78.

Soja, Edward W., 1996. *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Cambridge: Blackwell.

Spiegel, Erika, 1966. *Neue Städte in Israel: Städtische und regionale Planung und Entwicklung*. Stuttgart: Krämer.

Stanislawski, Michael, 1999. Vom Jugendstil zum „Judenstil": Universalismus und Nationalismus im Werk Ephraim Moses Liliens. In: Brenner, Michael & Weiss, Yfaat (Hg.). *Zionistische Utopie - israelische Realität: Religion und Nation in Israel*. München: Beck. S.68-101.

Stern, Menahem, 2007. Die Zeit des Zweiten Tempels. In: Ben-Śaśon, Hayim Hilel (Hg.). *Geschichte des Jüdischen Volkes: Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (5. Aufl.). München: Beck. S.229-373.

Stierli, Martino, 2005. Von Las Vegas lernen heißt bauen lernen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 12 (15. Januar 2005). S.37.

Tadmor, Hayim, 2007. Die Zeit des Ersten Tempels, die babylonische Gefangenschaft und die Restauration. In: Ben-Śaśon, Hayim Hilel (Hg.). *Geschichte des Jüdischen Volkes: Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (5. Aufl.). München: Beck. S.113-228.

Tan, Pelin, 2014. Neoliberale Stadtentwicklung und gegenkulturelle Räume. In: Borries, Friedrich von, Ahlert, Moritz & Fischer, Jens-Uwe (Hg.). *Urbane Interventionen Istanbul: Learning from Gezi?*. Berlin: Merve. S.23-38.

Tomlinson, John, 2003. Globalization and Cultural Identity. In: Held, David & McGrew, Anthony (Hg.). *The Global Transformations Reader: An Introduction to the Globalization Debate*. Oxford: Polity. S.269-277.

Trezib, Joachim, 2014. Transnationale Wege der Raumplanung. Der israelische Nationalplan von 1951 und seine Rezeption der Theorie „zentraler Orte". In: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 11/1. S.11-35.

Tzfadia, Erez, 2004. Trapped Sense of Peripheral Place in Frontier Space. In: Yacobi, Haim (Hg.). *Constructing a Sense of Place: Architecture and the Zionist Discourse*. Aldershot: Ashgate. S.119-135.

Tzfadia, Erez & Yiftachel, Oren, 2004. Between Urban and National: Political Mobilization among Mizrahim in Israel's „Development Towns". In: *Cities* 21/1. S.41-55.

Tzonis, Alexander, 2012. From Nationalist to Critical Regionalist Architecture. In: Quek, Raymond, Deane, Darren & Butler, Sarah (Hg.). *Nationalism and Architecture*. Farnham: Ashgate. S.211-226.

Valins, Oliver, 2003. Stubborn Identities and the Construction of Socio-Spatial Boundaries: Ultra-Orthodox Jews Living in Contemporary Britain. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 28/2. S.158-175.

Venturi, Robert, Scott Brown, Denise & Izenour, Steven, 1977. *Learning from Las Vegas: The Forgotten Symbolism of Architectural Form* (2. print., revised ed.). Cambridge: MIT Press.

Weber, Max, 1972. *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie* (5. rev. Aufl.). Tübingen: Mohr Siebeck.

Wellmann, Barry, 2002. Little Boxes, Glocalization, and Networked Individualism. In: Tanabe, Makoto, Besselaar, Peter van den & Ishida, Toru (Hg.). *Digital Cities II: Computational and Sociological Approaches*. Berlin: Springer. S.10-25.

Wolffsohn, Michael, 1983. *Politik in Israel: Entwicklung und Struktur des politischen Systems*. Opladen: Leske und Budrich.

Yacobi, Haim, 2004. Whose Order, Whose Planning. In: Ders. (Hg.). *Constructing a Sense of Place: Architecture and the Zionist Discourse*. Aldershot: Ashgate. S.3-13.

Yacobi, Haim & Shadar, Hadas, 2014. The Arab Village: A Genealogy of (Post)Colonial Imagination. In: *The Journal of Architecture* 19/6. S.975-997.

Yaski, Avraham, 1970. Introduction. In: Golani, Yehonatan & Schwarze, Dieter Gershom v. (Hg.). *Israel Builds 1970: Interdisciplinary Planning*. Jerusalem: State of Israel, Ministry of Housing. S.4.72-4.74.

Yiftachel, Oren, 1999. „Ethnocracy": The Politics of Judaizing Israel/Palestine. In: Constellations: An International Journal of Critical and Democratic Theory 6/3. S.364-390.

Yiftachel, Oren, 2000. Social Control, Urban Planning and Ethno-Class Relations: Mizrahi Jews in Israel's „Development Towns". In: *International Journal of Urban and Regional Research* 24/2. S.418-438.

Yiftachel, Oren, 2010. From Sharon to Sharon: Spatial Planning and Separation Regime in Israel/Palestine. In: *HAGAR Studies in Culture, Polity and Identities* 10/1. S.73-106.

Yiftachel, Oren, Goldhaber, Ravit & Nuriel, Roy, 2013. Recognizing Justice: Identities an Policies in Beer Sheva. In: Fol, Sylvie, Lehman-Frisch, Sonia & Morange, Marianne (Hg.). *Ségrégation et Justice Spatiale*. Nanterre: Presses universitaires de Paris Ouest. S.221-241.

Zandberg, Esther, 2013. Be'er Sheva, the Capital of Brutalism. In: *Ha'Aretz* (7. Februar 2013). Online: http://www.haaretz.com/israel-news/culture/be-er-sheva-the-capital-of-brutalism.premium-1.501982, abgerufen am 26. Juni 2016.

Zumthor, Peter, 2010. *Architektur denken* (3., erw. Aufl.). Basel: Birkhäuser.

INTERVIEWS

Interview 1-25, 2016. Persönliche Gespräche mit Bewohnerinnen und Bewohnern der *Model Neighbourhood*, Be'er Sheva, geführt vom Verfasser. Audioaufnahme und Transkript bzw. Mitschrift. 6. - 15. April 2016.

Newman, Zelda K., 2016. Linguistin. Lehman College, City University of New York, New York; und Teilzeit-Bewohnerin Be'er Shevas. E-Mail-Korrespondenz mit dem Verfasser, 10. April 2016.

Meir, Isaac A., 2016. Architekt und Stadtplaner. Department Man in the Desert, Jacob Blaustein Institutes for Desert Research, Midreshet Ben-Gurion. E-Mail-Korrespondenz mit dem Verfasser, 26. März 2016.

Reicher, Uri, 2016. Architekt. Sack and Reicher Architects, Tel Aviv-Jaffa. E-Mail-Korrespondenz mit dem Verfasser, 25. Mai 2016.

AUDIO- UND AUDIOVISUELLE QUELLEN

Efrat, Zvi, 2015. The Amorphous State. Vortrag. Online: https://vimeo.com/119586435, abgerufen am 24. August 2016.

Hahn, Nadja (Redakteurin), 2016. Das geteilte Land: Österreich nach der Wahl. In: Mittagsjournal. Radio Ö1 (ORF), 4. April 2016, 12:00-13:00 Uhr.

Laborey, Claire (Regisseurin), 2015. Wem gehören unsere Städte? Dokumention. TV Arte, 1. September 2015, 21:40 - 23:10 Uhr.

Lebuhn, Henrik, 2015. Urban Citizenship und das Recht auf Stadt. Vortrag. Radio dérive - Radio für Stadtforschung (Orange 94.0), 1. Dezember 2015, 17:30-18:00 Uhr. Online: https://cba.fro.at/302456, abgerufen am 22. August 2016.

ONLINE-QUELLEN

Balfour, Arthur J., 1917. *The Balfour Declaration*. Online: http://www.mfa.gov.il/mfa/foreignpolicy/peace/guide/pages/the%20balfour%20declaration.aspx, abgerufen am 27. November 2015.

Bibel, die, 2009. *Altes Testament, Einheitsübersetzung*. Online: http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/, abgerufen am 9. Dezember 2015.

Israel Central Bureau of Statistics, 2014. Online: http://www.cbs.gov.il/ishuvim/reshimalefishem.pdf, abgerufen am 15. September 2016.

Israel Meteorological Service, 2007. Online: http://ims.gov.il/IMSEng/CLIMATE, abgerufen am 20. Juli 2016.

Jewish Agency, the, s.a. *Absorption Centers*. Online: http://www.jewishagency.org/aliyah/program/456, abgerufen am 23. Juni 2016.

Likud Party, the, 2015. *History of the Movement*. Online: https://www.likud.org.il/en/about-the-likud/history-of-the-movement, abgerufen am 2. Juli 2016.

Osten, Marion von, 2012. *The Carpet Settlement*. Online: http://transculturalmodernism.org/article/213, abgerufen am 23. Juni 16.

PPAG, Architects ZT GmbH, 2008. *Wohnbau Rosenauerstraße*. Online: http://www.ppag.at/de/projects/wohnbau-rosenauerstrasse/, abgerufen am 12. Juli 2016.

Vereinte Nationen, 1982. *Resolutionen und Beschlüsse des Sicherheitsrats 1980*. Online: http://www.un.org/depts/german/sr/sr_80/s-inf-36.pdf, abgerufen am 12. Oktober 2016.

Zeytinoglu, ZT GmbH, 2009. *Sonnwendviertel C.02.02, Wien*. Online: http://www.arkan.at/de/architecture/sonnwendviertel-baufeld-c-02-02-wien/, abgerufen am 12. Juli 2016.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Cover *Mish'ol Qipod* in der *Model Neighbourhood*

Abb. 0.1 S.6-7 Karte östlicher Mittelmeerraum; Grafik nach www.maps.google.at, abgerufen am 9. Oktober 2016.

KAPITEL 2

Abb. 2.1 S.20-21 Jordan; Sharon 1976: 12.

Abb. 2.2 S.21 Das Königreich unter David und Salomo; Grafik nach Tadmor 2007: 129.

Abb. 2.3 S.23 *Schtet*l Lakhva; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lakhva1926.jpg, abgerufen am 10. September 2016.

Abb. 2.4 S.23 Ghetto Leopoldstadt; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Orthodox_Jews_in_Leopoldstadt_1915.JPG, abgerufen am 1o. September 2016.

Abb. 2.5 S.26 Jaffa um 1870; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:F%C3%A9lix_Bonfils_(French)_-_Jaffa,_Vue_G%C3%A9n%C3%A9rale_Prise_de_la_Mer_-_Palestine_-_Google_Art_Project.jpg, abgerufen am 10. September 2016.

Abb. 2.6 S.26 Grundstücksverlosung in Tel Aviv; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:TelAviv-Founding.jpg, abgerufen am 10. September 2016.

Abb. 2.7 S.26 Degania; http://degania.org.il/en/virtual-tour/umm-juni/, abgerufen am 2. Oktober 2016. Farblich bearbeitet durch den Verfasser.

Abb. 2.8 S.27 Völkerbundmandat für Palästina; Grafik nach Barnavi 2004: 203.

Abb. 2.9 S.27 UN-Teilungsplan für Palästina; Grafik nach Barnavi 2004: 243.

Abb. 2.10 S.38 Poster; http://palestineposterproject.org/poster/redeems-the-land-of-israel-for-the-people-of-israel, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.11 S.38 Poster; http://palestineposterproject.org/poster/a-nation-reborn, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.12 S.39 Poster; http://palestineposterproject.org/poster/hebrew, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.13 S.39 Poster; http://palestineposterproject.org/poster/hebrew-gateway-to-the-country-bridge-to-the-people, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.14 S.40 Landwirtschaftliche Tätigkeit; Sharon 1976: 18.

Abb. 2.15 S.41 Zion von E. M. Lilien; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Behold_Zion.jpg, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.16 S.42 Mittelalterliche Stadtansicht Nürnberg; https://de.wikipedia.org/wiki/Schedelsche_Weltchronik#/media/File:Nuremberg_chronicles_-_Nuremberga.png, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.17 S.42 Wolkenbügel von El Lissitzky; https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Architectural_works_by_El_Lissitzky?uselang=de#/media/File:Photomontage_of_the_Wolkenbugel_by_El_Lissitzky_1925.jpg, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 2.18 S.43 Plan des Bororo-Dorfes Kejara; Grafik nach Lévi-Strauss 2012: 211.

Abb. 2.19 S.45 Ort-Struktur-Ausdruck.

Abb. 2.20 S.48 Altstadt Jerusalem; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 2.21 S.48 Altstadt Jerusalem - jüdisches Viertel; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 2.22 S.48 Rekonstruktion des Herodianischen Tempels; http://www.prof-bruno-piglhein.de/htempelpersp.html, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 2.23 S.50 „Her yer Taksim, her her direniş"; http://twicsy.com/i/r9pEKd, abgerufen am 19. September 2016.

Abb. 2.24 S.53 Wohnbau in Kairo; Habraken 1980: 27.

Abb. 2.25 S.53 Wohnbau in Kairo; Habraken 1980: 28.

Abb. 2.26 S.53 Wohnbau in Kairo; Habraken 1980: 28.

Abb. 2.27 S.54 Wohnbau in Delft; https://de.wikipedia.org/wiki/Strukturalismus_(Architektur)#/media/File:Diagoon_1.Herman_Hertzberger.jpg, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 2.28 S.54 Wohnbau in Delft; https://de.wikipedia.org/wiki/Strukturalismus_(Architektur)#/media/File:Diagoon_2.Herman_Hertzberger.jpg, abgerufen am 6. Oktober 2016.

KAPITEL 3

Abb. 3.1 S.56-57 Das System der zentralen Orte; Grafik nach Trezib 2014: 28.

Abb. 3.2 S.57 Regionaltypisches Hofhaus; Posener 1938: 260.

Abb. 3.3 S.57 Zentralhallenhaus; http://www.architectureweek.com/cgi-bin/awimage?dir=2002/0306&article=culture_1-2.html&image=11742_image_8.jpg, abgerufen am 3. Oktober 2016.

Abb. 3.4 S.58 Arabisches Dorf in der Nähe von Betlehem; Posener 1938: 258.

Abb. 3.5 S.58 Salt in Jordanien.

Abb. 3.6 S.59 *Gymnasia Herzlia*; https://en.wikipedia.org/wiki/Herzliya_Hebrew_Gymnasium#/media/File:Herzliya_Hebrew_Gymnasium,_Tel_Aviv.jpg, abgerufen am 18. September 2016.

Abb. 3.7 S.59 *Technion*; http://www.hcm.org.il/eng/Exhibitions/432/War_of_the_Languages%3A_Founding_of_the_Technion%7Cfs%7CTechnikum, abgerufen am 18. September 2016.

Abb. 3.8 S.61 Tel Aviv; Sharon 1976: 44.

Abb. 3.9 S.61 *Cooperative Housing* Tel Aviv; Sharon 1976: 54.

Abb. 3.10 S.61 *Pilotis*; Sharon 1976: 58.

Abb. 3.11 S.61 Dizengoff Square; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 3.12 S.61 Konstruktive Verschattung in Tel Aviv; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 3.13 S.62 Zeltlager und Wohnbauten; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Layout-and-Architecture/i-cNZSMJR/A , abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.14. S.63 Gartenstadt-Diagramm; https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Garden_City_diagram.jpg, abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.15 S.64 *Kibbuz* En Hashofet; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Village-Planning/i-pcTrnfC/A (links), http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Village-Planning/i-PSFBBbp/A (rechts), abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.16 S.64 *Moshav Shitufi* Kfar Hittin; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Village-Planning/i-VfBMZhf/A (links), http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Village-Planning/i-fNpDgpH/A (rechts), abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.17 S.64 *Moshav Ovdim* Nahalal; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Village-Planning/i-bbCqbkW/A (links), http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Village-Planning/i-bFqjTkL/A (rechts), abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.18 S.66 Verteilung der Bevölkerung im Sharon-Plan; Sharon 1976: 84.

Abb. 3.19 S.66 *New Development Towns* im Sharon-Plan; Sharon 1976: 86.

Abb. 3.20 S.67 Entwürfe für *New Development Towns* im Sharon-Plan; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Appendix-A-Original-Drawings/i-qfWXDFc/A (oben), http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Appendix-A-Original-Drawings/i-3KG955V (mittig), http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Appendix-A-Original-Drawings/i-pfGQL6x/A (unten), abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.21 S.68 Siedlung in Petach Tikva; http://www.ariehsharon.org/Archive/Public-Housing-1930s-1940s/Workers-Houses-Petach-Tikva/i-HRjrdrv/A, abgerufen am 4. Oktober 2016.

Abb. 3.22 S.70 Negev mit klimatischen Zonen; Grafik und Daten nach Meir 1989: 247.

Abb. 3.23 S.71 Temperaturdiagramm Be'er Sheva; Grafik nach http://en.climate-data.org/location/5418/, abgerufen am 9. Oktober 2016.

Abb. 3.24 S.71 Sonnenstandsdiagramm Be'er Sheva; Grafik nach http://www.sunearthtools.com/dp/tools/pos_sun.php?lang=de, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 3.25 S.73 Karte *Tel Be'er Sheva* und osmanisches Be'er Sheva; Grafik nach Herzog 1978: 40 und Abu-Sitta 2003: 32.

Abb. 3.26 S.73 Ausgrabungen am *Tel Be'er Sheva*; Herzog 1978: 38.

Abb. 3.27 S.73 Altstadt Be'er Sheva; http://www.israeldailypicture.com/2011/10/beer-sheva-100-years-ago-on-eve-of.html, abgerufen am 26. September 2016.

Abb. 3.28 S.75 Karte Be'er Sheva im Sharon-Plan; Grafik nach http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Appendix-A-Original-Drawings/i-qfWXDFc/A, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 3.29 S.75 Bezirk *Aleph*; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Layout-and-Architecture/i-kWxxrSB/A, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 3.30 S.75 Freiräume in den Gartenstadt-Nachbarschaften Be'er Shevas; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/The-New-Towns/i-xCBJ7bT/A, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 3.31 S.78 Karte Masterplan für Be'er Sheva 1966; Grafik nach Laor 1970: 3.37.

Abb. 3.32 S.78 Gartenstadt-Nachbarschaft in Be'er Sheva; http://www.ariehsharon.org/Archive/Physical-Planning-in-Israel/Layout-and-Architecture/i-2xs3B3J/A, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 3.33 S.78 Soroka-Krankenhaus; Sharon 1976: 110f.

Abb. 3.34 S.79 *Beit Diroth* und *Beit Piramidoth*; http://www.brutalist-architecture.org/--c181c, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 3.35 S.79 *Beit Diroth*.

Abb. 3.36 S.79 *Merkaz Ha'Negev*.

Abb.3.37 S.80 Karte Be'er Sheva in der Gegenwart; Grafik nach www.maps.google.at, abgerufen am 9. Oktober 2016.

Abb. 3.38 S.80 Monotone Wohnbauten in Be'er Sheva.

Abb. 3.39 S.80 Altstadt Be'er Shevas.

Abb. 3.40 S.82 Poster zur Ausstellung „Conquest of the Desert"; http://palestineposterproject.org/poster/conquest-of-the-desert, abgerufen am 2. Oktober 2016.

Abb. 3.41 S.82 Das System der zentralen Orte im Negev; Grafik nach Gradus & Stern 1980: 412.

Abb. 3.42 S.84 Schwarzplan Bezirk *Hei*; Grafik nach www.maps.google.at, abgerufen am 9. Oktober 2016.

Abb. 3.43 S.85 Be'er Sheva: Zeilenbau in *Hei*.

Abb. 3.44 S.85 Be'er Sheva: Einfamilienhaus in *Beth*.

Abb. 3.45 S.85 Be'er Sheva: *Aleph*.

Abb. 3.46 S.85 Be'er Sheva: *Model Neighbourhood*.

Abb. 3.47 S.85 Be'er Sheva: Brachflächen im Stadtzentrum.

Abb. 3.48 S.85 Be'er Sheva: Überformungen in der Altstadt.

KAPITEL 4

Abb. 4.1 S.86-87 *Mish'ol Girit*.

Abb. 4.2 S.90 Experimenteller Wohnbau in Dimona; http://www.ronfleisher.co.il/index.php/portfolios/schona-ledugma-dimona/, abgerufen am 20. September 2016.

Abb. 4.3 S.92 Experimenteller Wohnbau in Kiryat Gat; https://kg.ikb.kit.edu/arch-exil/330.php, abgerufen am 20. September 2016.

Abb. 4.4 S.94 Ursprünglicher Plan der *Model Neighbourhood*; Golani & Schwarze 1970: 4.73.

Abb. 4.5 S. 95 Fertiggestellte *Model Neighbourhood*; http://www.brutalist-architecture.org/--------c1b58, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.6 S. 95 Fertiggestellte *Model Neighbourhood*; http://www.brutalist-architecture.org/--------c1b58, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.7 S. 95 Fertiggestellte *Model Neighbourhood*; Golani & Schwarze 1970: 4.81.

Abb. 4.8 S.95 Hauptwindrichtung; Grafik nach www.maps.google.at, abgerufen am 9. Oktober 2016.

Abb. 4.9 S.96 Mauern als Schutz vor Sandstürmen.

Abb. 4.10 S.96 Mauern als Schutz vor Sandstürmen; http://www.brutalist-architecture.org/--------c1b58, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.11 S.96 Verschattete öffentliche Flächen.

Abb. 4.12 S.96 Verschattete öffentliche Flächen.

Abb. 4.13 S.97 Verschattete *mish'olim*.

Abb. 4.14 S.97 Verschattung der Teppichbebauung; Sonnenstände nach http://www.sunearthtools.com/dp/tools/pos_sun.php?lang=de, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.15 S.97 Übergangszonen der Häuser.

Abb. 4.16 S.97 Übergangszonen der Häuser.

Abb. 4.17 S.98 Tiefe Laibungen trotz geringer Wandstärken.

Abb. 4.18 S.98 Modell der ursprünglichen *Model Neighbourhood*; http://mulpix.com/post/17846749657116114.html, abgerufen am 5. Oktober 2016.

Abb. 4.19 S.99 Oberflächen der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.20 S.99 *Gesher*-Brücke in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.21 S.99 *Ponte Vecchio* in Florenz.

Abb. 4.22 S.102 Lageplan der realisierten *Model Neighbourhood*; Grafik nach Oxman, Shadar & Belferman 2002: 332.

Abb. 4.23 S.103 *Model Neighbourhood*: Längstes Zeilengebäude und *Gesher*-Brücke.

Abb. 4.24 S.103 *Model Neighbourhood*: Kleineres Quartier.

Abb. 4.25 S.103 *Model Neighbourhood: Mish'ol Girit*.

Abb. 4.26 S.103 *Model Neighbourhood: Ha'Arava St.*

Abb. 4.27 S.103 *Model Neighbourhood: Ha'Kippa*-Synagoge

Abb. 4.28 S.103 *Model Neighbourhood: Gamal St*.

Abb. 4.29 S.104 *Mish'ol Psamon*, EG (rechts) und OG (links); Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.76f.

Abb. 4.30 S.105 Diagramm „Do you have close relations to other people who live in this neighbourhood?"

Abb. 4.31 S.105 Diagramm „Would you consider the neighbourhood as a heterogeneous or a homogeneous community?"

Abb. 4.32 S.106 Diagramm: „If new people move to the neighbourhood, are the usually integrated in the community?"

Abb. 4.33 S.106 Diagramm „Do you think the residents of this neighbourhood are typical for Israel?"

Abb. 4.34 S.107 Der Ort als architektonische Analysekategorie.

Abb. 4.35 S.108 Diagramm: „Do you think the neighbourhood and your apartment are well adapted to the place and climate?"

Abb. 4.36 S.108 Diagramm „Do you use additional devices, for example air condition, to adapt the house?"

Abb. 4.37 S.109 *Model Neighbourhood* am Stadtrand; Golani & Schwarze 1970: 4.80.

Abb. 4.38 S.110 Gasse in Yazd, Iran.

Abb. 4.39 S.110 *Mish'ol Psamon*.

Abb. 4.40 S.111 *Mish'ol Hardon*.

Abb. 4.41 S.111 Gasse in Bandar-e Laft, Iran; Foto Andrea Rieger-Jandl.

Abb. 4.42 S.112 Erweiterung traditionelle Hofhäuser und *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.43 S.113 Hofhaus in Chahu Gharbi, Iran.

Abb. 4.44 S.113 Hofhaus in der Altstadt Be'er Shevas.

Abb. 4.45 S.114 Diagramm „Do you use the courtyard?"

Abb. 4.46 S.119 Gasse der Jerusalemer Altstadt; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 4.47 S.119 *Mish'ol Qipod*.

Abb. 4.48 S.120 Diagramm „Living in Be'er Sheva, do you still feel a pioneering spirit?"

Abb. 4.49 S.122 Die Struktur als architektonische Analysekategorie.

Abb. 4.50 S.124 Änderungen Typ A: Grundriss.

Abb. 4.51 S.124 Änderungen Typ A: Schnitt.

Abb. 4.52 S.124 Änderungen Typ B: Grundriss.

Abb. 4.53 S.124 Änderungen Typ B: Schnitt.

Abb. 4.54 S.125 Änderungen Typ F: Grundriss EG.

Abb. 4.55 S.125 Änderungen Typ F: Schnitt.

Abb. 4.56 S.125 Änderungen Typ F: Grundriss OG.

Abb. 4.57 S.126 Querlüftung: Ursprüngliche Systeme.

Abb. 4.58 S.126 Querlüftung: Einschränkung durch Zu- und Umbauten.

Abb. 4.59 S.126 Diagramm „Are you renting your house, or do you own it?"

Abb. 4.60 S.126 Diagramm „Since you have been living in your house, did you do change anything?"

Abb. 4.61 S.128 *Cité Verticale* und *Cité Horizontale* in Casablanca; http://www.arquiscopio.com/pensamiento/la-trama-ecochard-en-marruecos/?lang=fr, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.62 S.128 *Cité Verticale*: Fertiggestellter Bau; http://transculturalmodernism.org/article/228, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.63 S.128 *Nid d'Abeilles*-Gebäude: Gegenwart; http://fundamentalisms.org/portfolio_page/nid-dabeille-semiramis-casablanca/, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.64 S.129 *Nid d'Abeilles*-Gebäude: Grundriss; Grafik nach Candilis, Josic & Woods 1968: 32.

Abb. 4.65 S.129 *Sidi Othmane*: Fertiggestellter Bau; http://www.baunetz.de/dl/464087/Baunetzwoche_89_2008.pdf, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.66 S.129 *Sidi Othmane*: Gegenwart; Osten 2009: 17.

Abb. 4.67 S.133 *Ville Radieuse*; https://thecharnelhouse.org/2014/06/03/le-corbusiers-contemporary-city-1925/le-corbusiers-1924-utopian-proposal-the-ville-radieuse-has-clearly-influenced-a-platitude-of-different/, abgerufen am 12. Oktober 2016.

Abb. 4.68 S.133 Pueblo; https://en.wikipedia.org/wiki/Pueblo#/media/File:Timothy_H._O%27Sullivan_-_Section_of_South_Side_of_Zuni_Pueblo_-_GEH_.197900140050.jpg, abgerufen am 10. Oktober 2016.

Abb. 4.69 S.133 Cluster: Waisenhaus Amsterdam; https://de.wikipedia.org/wiki/Aldo_van_Eyck#/media/File:Orphanage-1a.Aldo_van_Eyck.jpg, abgerufen am 10. Oktober 2016.

Abb. 4.70 S.133 Habitat 67; https://de.wikipedia.org/wiki/Habitat_67#/media/File:Montreal_-_QC_-_Habitat67.jpg, abgerufen am 12. Oktober 2016.

Abb. 4.71 S.134 Hierarchie Model *Neighbourhood*: Wohneinheiten.

Abb. 4.72 S.135 Interne Erschließung des Habitat 67; https://en.wikipedia.org/wiki/Habitat_67#/media/File:Habitat_67_Montreal_Close-up_cropped.jpg, abgerufen am 12. Oktober 2016.

Abb. 4.73 S.136 Hierarchie *Model Neighbourhood*: *Mish'olim*.

Abb. 4.74 S.136 Hierarchie *Model Neighbourhood*: An *mish'olim* angeschlossene Höfe.

Abb. 4.75 S.137 Hierarchie *Model Neighbourhood*: Subquartiere.

Abb. 4.76 S.137 Hierarchie *Model Neighbourhood*: Gesamtnachbarschaft.

Abb. 4.77 S.138 Parkplatz im größeren Subquartier der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.78 S.138 *Model Neighbourhood*: Motorisierte Erschließung.

Abb. 4.79 S.139 *Model Neighbourhood*: Fußläufige Erschließung.

Abb. 4.80 S.140 *Model Neighbourhood*: Freibereiche.

Abb. 4.81 S.141 Spielplatz in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.82 S.141 Unterirdische Synagoge in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.83 S.141 *Model Neighbourhood*: Öffentliche Funktionen.

Abb. 4.84 S.143 Schema eines typischen Viertels in Fez, Marokko; Grafik nach Bianca 2000: 150.

Abb. 4.85 S.145 Diagramm „Do you consider your living quarter as a neighbourhood with clearly defined borders?"

Abb. 4.86 S.146 Diagramm „Do you spend most of your time inside the neighbourhood or elsewhere?"

Abb. 4.87 S.147 Der Ausdruck als architektonische Analysekategorie.

Abb. 4.88 S.148 Diagramm „Do you think the architecture of this neighbourhood is typical for Israel?"

Abb. 4.89 S.149 Offene Bebauungsstrukturen in Be'er Sheva.

Abb. 4.90 S.151 Klagemauer; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 4.91 S.151 Detail Klagemauer; Sharon 1976: 166.

Abb. 4.92 S.151 Altstadt Jerusalem; Foto Günter Stummvoll.

Abb. 4.93 S.152 Diagramm „Do you like the look of the neighbourhood?"

Abb. 4.94 S.153 Diagramm „Are there any significant buildings, which are very important for the neighbourhood, or is it the overall fabric, which shapes its character?"

Abb. 4.95 S.153 Diagramm Nennungen signifikanter Gebäude.

Abb. 4.96 S.154 *Ha'Kippa*-Synagoge: Baustelle; http://www.brutalist-architecture.org/----------c1b58, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.97 S.154 *Ha'Kippa*-Synagoge: Fertiggestellter Bau; http://www.brutalist-architecture.org/---------c1b58, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 4.98 S.154 *Ha'Kippa*-Synagoge: Gegenwärtiger Zustand.

Abb. 4.99 S.155 Zalman-Aranne-Bibliothek der Ben-Gurion-Universität; http://www.sirenen-und-heuler.de/brutalismus-in-beer-sheva/, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 4.100 S.155 Fakultät für Geisteswissenschaften der Ben-Gurion-Universität; http://www.sirenen-und-heuler.de/brutalismus-in-beer-sheva/, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 4.101 S.155 Rückseite eines Zeilenbaus in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.102 S.155 Bürogebäude in der Altstadt Be'er Shevas; http://www.sirenen-und-heuler.de/brutalismus-in-beer-sheva/, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 4.103 S.155 Gebäude im kleineren Subquartier der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.104 S.155 Niedriger Zeilenbau an der Ha'Arava St.

Abb. 4.105 S.156-157 Brutalistische Gebäude in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.106 S.158 Oberflächen der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.107 S.159 Individuelle oberflächliche Anpassungen in der *Model Neighbourhood*.

Abb. 4.108 S.159 Eingangstüren auf Qeshm, Iran; Mückler 2016: 79.

Abb. 4.109 S.160 Highrise of Homes; http://siteenvirodesign.com/content/drawing06, abgerufen am 12. Oktober 2016.

Abb. 4.110 S.160 Einfamilienhaussiedlung (*Ramot*) und individuelle Einfamilienhäuser (*Beth*) in Be'er Sheva.

Abb. 4.111 S.164 Diagramm „If you had the chance, would you move somewhere else?"

KAPITEL 5

Abb. 5.1 S.166-167 „Unnamed road"; http://www.jungjinlee.com, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 5.2 S.167 Der *Strip* in Las Vegas; http://vintagelasvegas.com/image/97957309919, abgerufen am 6. Oktober 2016.

Abb. 5.3 S.170 Weißenhofsiedlung als arabisches Dorf; Lejeune & Sabatino 2010: 148.

Abb. 5.4 S.171 Thames Town; http://www.paulreiffer.com/2013/04/thames-town-shanghai-the-horror-of-all-wedding-photography/, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 5.5 S.171 Anting Town; http://www.spiegel.de/fotostrecke/anting-german-town-in-china-fotostrecke-72244-3.html, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 5.6 S.172 *Yalı*; http://www.araguler.com.tr/old-istabul-photos.html, abgerufen am 13. Oktober 2016.

Abb. 5.7 S.172 Bosphorus City; http://www.antalya-homes.de/bosphorus-city-yedite-pe-towers, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 5.8 S.178 Urbanisierung Israels und Österreichs; Grafik nach https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/fields/2212.html#is, abgerufen am 7. Oktober 2016.

Abb. 5.9 S.179 Laubengang Apollogasse 3, Wien; Ebner & Klaffke 2005: 13.

Abb. 5.10 S.184 „I wish this was a home"; Foto Anna-Maria Konsta.

ANHANG

Abb. A.1 S.A-12 Wohnungstyp A: Grundriss; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.75.

Abb. A.2 S.A-12 Wohnungstyp A: Schnitt.

Abb. A.3 S.A-12 Wohnungstyp B: Grundriss; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.75.

Abb. A.4 S.A-12 Wohnungstyp B: Schnitt.

Abb. A.5 S.A-13 Wohnungstyp C: Grundriss; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.75.

Abb. A.6 S.A-13 Wohnungstyp C: Schnitt.

Abb. A.7 S.A-14 Wohnungstyp D: Grundriss Erdgeschoß; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.75.

Abb. A.8 S.A-14 Wohnungstyp D: Schnitt.

Abb. A.9 S.A-14 Wohnungstyp D: Grundriss Obergeschoß; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.75.

Abb. A.10 S.A-15 Wohnungstyp F: Grundriss Erdgeschoß; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.76.

Abb. A.11 S.A-15 Wohnungstyp F: Schnitt.

Abb. A.12 S.A-15 Wohnungstyp F: Grundriss Obergeschoß; Grafik nach Golani & Schwarze 1970: 4.76.

Schwarz gekennzeichnete Abbildungen und Grafiken stammen vom Verfasser.

ANHANG I

FRAGEBOGEN DER EMPIRISCHEN FORSCHUNG

GENERAL INFORMATION

(Name?)
Sex?
Age?
Occupation?

1. Would you consider yourself as religious or secular?
2. Where did you/your ancestors live before they came to Israel?
3. Number of people living in the household?
4. Since when do you live in this neighbourhood and in your apartment?
5. Where did you live before you moved here?
6. Why did you move here?

PLACE

7. Do you think the neighbourhood and your apartment are well adapted to the place?
8. Today, there are probably other ways and techniques, for example air condition, automatic ventilation. Do you think that the methods used in your neighbourhood are still useful today?
9. The Old Town of Be'er Sheva was planned by the Ottomans. It is based on a rectangular grid system, most of the houses have courtyards. Other neighbourhoods were planned as garden cities, with a lot of green areas and curved paths. Is the architecture of this place in some way related to the other parts of Be'er Sheva?
10. In 1953, there was an exhibition called „Conquest of the Desert" in Jerusalem. It showed the pioneering spirit of the new settlers in the Negev. Living there was harder than at the coast, where the climate was more convenient, but populating the desert was important for the Zionist leaders. Do you still feel this pioneering spirit in some way, or is Be'er Sheva just a normal city like any other in Israel?

STRUCTURE

11. Do you consider your living quarter as a neighbourhood unit with clearly defined borders?
12. Do you spend most of your time inside the neighbourhood or elsewhere?
13. Do you have close relations to other people who live in this neighbourhood?
14. Would you consider the neighbourhood as a heterogeneous or homogeneous community?
15. If new people move the neighbourhood, are they usually integrated in the community?
16. What do you think of the public services offered within the neighbourhood?
17. If you think of your own house/apartment: what is the most important room or area?
18. Since you have been living in your house/ap., did you change anything?
19. For what reasons did you do the changes?
20. Do you plan any (other) changes?

STYLE

21. Do you think the residents of this neighbourhood are typical for Israel?
22. Do you think the architecture of this neighbourhood is typical for Israel?
23. In Israel, there are people with origins from all over the world. Do you see any connections
    to other parts in the world in the architecture of this neighbourhood?
24. Are there any significant buildings / landmarks, which are very important for the neighbourhood?

25. Do you like the look of the neighbourhood?
26. Would you change anything about it?
27. If you had the chance, would you move somewhere else - to another city or neighbourhood?
28. Would you prefer another apartment in this neighbourhood?

ANHANG II

STATISTIK DER EMPIRISCHEN FORSCHUNG

Grundgesamtheit:	25 Personen	
Geschlechterverhältnis:	weiblich:	64%
	männlich:	36%
Alter:	< 25:	8%
	26-50:	36%
	51-75:	44%
	> 76:	12%
Religiöse/säkular:	religiös:	72%
	säkular:	28%
Geburtsort:	Israel:	36%
	Andere:	64%

Herunft/Herkunft der Vorfahrinnen und Vorfahren:

Europa/Südafrika:	28%
Nord-/Südamerika:	56%
Nordafrika/Nahost:	16%

Anzahl der Personen im Haushalt:

1:	20%
2:	44%
3:	16%
4:	8%
5:	4%
7:	4%
9:	4%

ANHANG III

INTERVIEWBEISPIELE

INTERVIEW 02 MISH'OL PSAMON NR. 31

Sex: female
Age: 60

I: Would you tell me your occupation?

B2: I am a music teacher and free-lance cellist and pianist.

Do you consider yourself as religious or as secular?

Religious.

Where did you ancestors live, or where did you live before you came to Israel?

I was born in Montreal, my parents had both been born in Winnipeg - this is Canada. Their parents were from various places in Russia. I was living with my husband in Brooklyn, New York, before we made aliyah. Making aliyah is expression for moving to Israel, it literally means „going up".

How many people are living in this house, permanently and occasionally?

Well, this is complicated. We have four children, three of whom are married and do not live here, our fourth is in the army so he comes home every Thursday afternoon and stays here until early Sunday morning when he goes back to the army. So essentially we are two, but our children do visit, so there are times when we are twelve souls here. No, eleven souls.

It must be crowded then! I think you already told me that you moved here twelve years ago, right?

No. We moved into this house almost twelve years ago, but we have been living in Be'er Sheva for - this is our 29th year. It will be 29 years at the end of September.

So Be'er Sheva was the first city that you came to when you made aliyah?

Well, the reason we moved to Be'er Sheva - and in those days you had to have a reason to move to Be'er Sheva - was because my husband got the job in the orchestra. And he had said to me: „Look, Israel is a small country and there are a lot of musicians, I'm only willing to come if there is job waiting for me." So he sent a tape from the States - we were living in New York - he sent a tape and on the basis of the tape he was accepted. And so, then we moved here.

OK, so that is also the next question: Why did you move here? Because of your husband's job basically.

Yes, although it's more complicated than that. My husband and I both decided to become religious, observant Jews in our late Twenties, and that meant that we were already trained as classical musicians, and we very quickly realized that it was not possible to continue to work as classical musicians and to keep Shabbat. So the only place in the world where we could really do that - have a guaranteed livelihood - was Israel. So that was the motivation.

About the neighbourhood in general: Do you think it is adapted to the climate?

Hm. Well, I tell you, our house gets a breeze, because when we open the front door, there is that open area. The other houses don't get that. So for us it's wonderful. I'm not sure it's wonderful for everybody.

Are you using air condition?

I do have to, especially in this room when I teach. But there's a couple of reasons: There is an institutionalized quiet hour. I understand that it's no longer really a law, but it's still more or less observed certainly by some of our neighbours. That is between two and four. So some of my students come then, so i have to shut all the windows so it doesn't disturb the neighbours. So I have to have some air moving. And then I have a few voice students, and even when it's not quiet hour the neighbours complain so I have to shut all the windows for the voice students. And then, in this room, the sun comes in starting about noon, so it gets very hot right around the music area, so I have to have the air condition. So it depends on the time of day. Sometimes I can get away with just fan.

But the half-covered pathways are still helpful, I think.

Yes. And you know, the houses are designed to keep out the hot air, so that in the winter it can get very cold so then I have to use the heat. An also, in Be'er Sheva and in all of the South, the evenings are always cool and pleasant. Almost always. So you have this thing when you want everything open at night, and then, as the day begins, you gradually close up - close the windows, close the doors. And that works pretty well. I would just say that for 15 years, before we moved into this house, we didn't have air condition. That was when we were in a smaller apartment on the top floor, so there was a very good wind court. And so here - well, there isn't as good a wind court, so we put on ceiling fans in all the bedrooms.

When you look at the city of Be'er Sheva in general, which was planned by the Ottomans about 100 years ago, and the houses are kind of traditional. They have a courtyard, and small rooms were attached every once in awhile, when the people needed them. And then there are are other neighbourhoods - architects call them garden cities because there are single family houses surrounded by large gardens. And after that, this neighbourhood was built. Do you see any connection to either the old towns or to the more European-like settlements?

Having a backyard that is actually paved - that is sort of like an extension of the courtyard idea, yes.

Actually, in the traditional houses of this region, they really used it as a living room, as well as for ventilation, usually the had water in it so the air would be cooler.

Well I water a lot [laughs]. Actually I should show it to you.

[Besichtigung hinterer Hof - wird auch für Sukkot, das Laubhüttenfest, verwendet, an dem orthodoxe Jüdinnen und Juden nicht im Haus schlafen.]

So we definitely use this area.

In 1953 there was an exhibition which was called „Conquest of the Desert", it dealt with settling the Negev, the desert, and Be'er Sheva was the main focus of this settling of the desert. All the people who settled here were seen as pioneers, because life maybe was more pleasant in the coastal cities, because here it was very hot -

Not only was it very hot, many many people came and there were no houses for them. So they had to live in tents until the houses could be built, it was terribly difficult. I have a daughter-in-law here in Be'er Sheva, whose parents were born here, but their

parents came from Tunisia in the early 50s. This is what they faced, they were people who had to live in those tents.

So my question is: Does it still feel special to live in Be'er Sheva, or is it just like any other city in Israel?

Each city has its own flavor and its own personality, which is very much shaped by where it is and who first came to it. So Be'er Sheva is what's called the periphery. It's far from the center and the people who came here were pretty much refugees from Arab countries in the early 50s. They came because of prosecution, they came because the couldn't stay and the didn't necessarily want to come. So, in terms of the Jewish traditions that all of us have, these are people that we call Edot Mizrach, more the oriental Jews. So even though my husband and I are not - our grandparents were from Russia, we are Ashkenazim - but still, it means that the people that we're surrounded with - shopkeepers, people that we run into, maybe not our close friends - are Sephardim. That means, the food they eat, a certain attitude and a relaxation in terms of religious strictnesses and things - it's something that we didn't encounter very much . In Brooklyn, it was a very Ashkenazi road except for one neighbourhood were there were Syrians. But here it's a much different flavor. Then, when we came, there were English speakers of course, but it was a small group. And of course we met everybody and we speak English, but we had to use our Hebrew. So when I go and visit my friends in Jerusalem, my Hebrew is much better than my friends', where there were large English-speaking populations, and all of that is the flavor of Be'er Sheva.

Would you consider this neighbourhood as a neighbourhood with clearly defined borders?

Yes. All the neighbourhoods have clearly defined borders.

[...]

Do you spend most of your time inside this neighbourhood?

Yes, because I work at home.

And also your spare time?

Well, I have a married son in Haifa and a married daughter in Jerusalem, I spend my spare time going to visit them.

But if you spend it in Be'er Sheva -

I would say yes.

Do you have close relations to the people living in this neighbourhood?

Yes.

You know most of them?

Well, that's a difficult question. I don't think I could say I know most of them. I know a lot of people. At our previous address, where I showed you, there were 9 entrances, and there were 6 apartments at each entrance, so there were 54 apartments, and we maybe knew 14 or 15 different families, which is a lot, but it's not all 54, so you couldn't say it's most of the people. and now here, on this lane - a Mish'ol is a lane - a few of the families over the years have invited the entire population of this lane to some of their wedding and Bar Mitzvah celebrations, things like that. Not everybody went, but many people did go, so we met people we otherwise wouldn't go to, so I would say that, even though I don't know everybody's name, I know everybody by sight and we greet each other. And possibly we know more of the people here than other people do, but you know, when you live in a neighbourhood for this many years, people are familiar to you.

That's true. I can only speak for me, but it's really different. In Vienna, the houses tend to be more anonymous.

Ah, ok. So the other thing is that there is a synagogue just around the corner. Have you seen it?

Yes.

Ok. So even though, again, I wouldn't say it's a majority of people who live here, because this is a very mixed neighbourhood - some people are secular, some people are religious - but for many of the religious people the synagogue is the focus, so that there is a feeling of community. And even though there are plenty of people who don't use the synagogue, it still is a focal point in the neighbourhood. You know, we just had the neighbourhood of Purim. I don't know if anybody has told you about this, but one of the things that you do on Purim is you give gifts of food. You only have to gift one gift of two different foods, but I usually give 40 or 50 gifts, and there are years where I give to every single family, every single door on this lane. I don't do it for every single lane, that would be excessive. [...] Now I gift a lot to the shopkeepers at the shopping center, `cause I think: „Poor things they have to work." But, you know, all this contributes to a feeling - oh, and there is one more important thing. As you might be aware, there are periods of time when our Arab neighbours send rockets to us, and so, when you are fearful, that gives you a very strong feeling of community, `cause you commode and you commiserate with each other. You say: „Wasn't that awful? Oops, gotta go back in." So I remember in the other place, the one that's across the street were we used to live, there was a garden, as you have on your map. So we would all sit in the garden, which is not something that any of us were used to doing. But when you were worried about sirens going off, then that was an easy place to congregate, when you need to get out your house. We'd sit there, or you'd open your window and you hear that everybody is listening to the same radio station. That's a weird feeling, but it contributes to a feeling of community.

Are you also using that courtyard over there?

A little bit, not so much. First of all, our kids are big. Our kids are grown-up. But sometimes.

But you usually use the private courtyard?

Yeah, we usually use the private courtyard. The day of air of Pessach, before the Seder, we eat our last breakfast outside there, and so all the neighbours see us together and that's very nice.

You already almost answered that question: do you consider the neighbourhood as heterogeneous or homogeneous?

Well, no, it's not homogenous, because it's a real mixture. When we say: „There's a lot of English-speakers!", well, we're talking about maybe eight families. Is eight families a lot? No, of course not. This is Israel.

If new people, new families move into this neighbourhood, are they usually integrated in the community? Do you meet them, do you get to know them?

Yes. I will tell you, that on the day that we moved into this house - I still remember - people came with gifts of food to welcome us. It was so lovely. So we make an effort when new people came and move into the neighbourhood to welcome them. On this particular lane there are a few families that are related, and then, as their children grew up and got married, they bought houses on this lane for those children. So then they moved one lane [over ?], so we're talking about five families. Four that are on this lane and one that's one lane over, which is amazing. I don't know how rare that is, but it gives you a sense of an extended family. It gives you a good feeling. Oh, and also,

there is somebody on this Mish'ol - he is now quite elderly- but he had worked either in the Mossad or as a police or something. So when we moved here, he was already retired, but he was strolling down the lane all the time. And he sort of kept an eye out for everybody, which was very nice. If we would go away, so we would tell him and he would know. That was nice.

What do you think of the public services offered within the neighbourhood, the shops, the synagogues?

Oh, it's very good.

Are there enough?

Well, there are enough services. Especially now with this new very big mall, that we really don't have to leave the neighbourhood. Of course, we do anyhow, because I like to shop at the open-air suq. So I like to go there. And there are certain stores, like this great wine-store downtown, there's an Indian store where I can get my spice...

Sure, but for the basic needs, everything is inside here?

Yeah. And if I'm to busy or if I'm feeling lazy, so I can just get everything here.

For your own house: what, would you say, is the most important room? Where do you spend most of the time, or which room do you like the most?

Well, my personal nature is that I am very domestic. I like to cook, I make my own bread - so that's the kitchen. But then I'm a musician, I play, and I play two instruments, and I teach - so that's this room. And then I like to garden, I have to do laundry - so that's out there. And then, I do a small amount of translating - so that's the computer, which is in the entrance room where you saw the bicycles and the computer. So I would say we really - oh, and upstairs we have a weight room, it's like an exercise room, so I'm doing exercises there, so I think we really use the house thoroughly. Which is great, because there was a fear like: We bought this big house, then our kids all moved out `cause they got married. What are we going to do with the space? But we really use it. So this is our guest room now. We have a house guest coming tomorrow. When our children come, we can only put one couple here, but we have one married couple who lives down the street, so we put another couple there, so that's how we do that.

Since you live in this house, did you change anything?

Yes. [...] Most of the changes were made before we moved in. You can see this ugly locker - that's where the house ended. So that was added on, and this bedroom. So when we came, this doorway was over there. So we had the doorway moved. The whole thing was: Where to put the piano? And then, the upstairs bathroom: We put in a new shower. Well, we did a whole new bathroom. A new shower bathroom and toilet, and we also had a glass door put in. In the early days they simply gave you a shower had and than you had to figure it out.

So this extension [front part] was done before?

It was done before. Right, so you can see that also. The house ended here.

And this was also a courtyard?

That's right. In fact, this man I was telling about, who used to be in the Mossad - their house is the only house on the whole Mish'ol that is still the original. [...]

Would you say that the neighbourhood is typical for Israel?

Like I was trying to tell you before: Each place has its own character. It's not typical for Ra'anana - Ra'anana has a lot of people from South Africa. And it's not typical for Netanya - Netanya has a lot of people from France. And it's not typical for Haifa, which is very Ashkenazi and also has a large Arab population.

So there is just no „typical"?

There is no „typical". Be'er Sheva is Be'er Sheva. This is a neighbourhood that has more English-speaking, North-American immigrants who have chosen a religious lifestyle. Many of us didn't come from religious homes and we chose it, and then we were comfortable here. Since Be'er Sheva is considered the periphery, it's a place where people can feel relaxed. In Jerusalem, you have certain standards and you feel that this neighbourhood demands this of me, but we don't. There is one Haredi neighbourhood in Be'er Sheva, but only really one. Otherwise there are synagogues everywhere. People are welcoming because it's a whole mixture here.

Do you see any relation to the traditional Arab architecture?

No. I mean, in the Old City you can see a few example of it, but this is a modern city, so everything was built from 1949. We have been inside a few of these Arab houses, but there are not many here though. There wasn't much here. [...] They had a few houses.

Are there any significant buildings in the neighbourhood?

Well, the Kippa, the synagogue, is a significant building. Otherwise not really.

So it's just the neighbourhood as a whole which makes it's character?

Like I say, it's new. Even since we've come, the amount of building that has gone on is quite amazing. This is an old house. 1960 is old. I'm from Montreal, the house I grew up in was build in 1925. So, when I came around it, it didn't feel that it was old already. But there aren't any houses built in 1925, there was no city then. You know, the city was built in 1949, and then, you have these tents, and then gradually... And not only that, there were all these empty lots. You had a neighbourhood, and then there was an empty lot, and then a neighbourhood, and an empty lot, and little by little those empty lots have been closed in. There are many new structures everywhere. My husband's orchestra plays in the centre for the performing arts. Asher, what year was it built? I mean, finished? [...] So it's only eight years old. But this is like a Tel Aviv style building, right? You look there, and you say: „Ah, finally! Big city." So maybe you could say, it's right beside the conservatory which used to be where the orchestra played before they built it.The conservatory looks like nothing, it looks like this tiny little - library. So you could say that the hospital and university are of course focal points of the city. And the university just keeps expanding and expanding and expanding and... The new high-tech park... But you know, we don't have a car, so we take the train a lot, so I have seen these things but I didn't recently work at the university. I was around there but I haven't worked there for twelve years. No it's not true, 2010 - six years. So I'm not around those things, I can't really talk about that.

About the look of the neighbourhood: Do you like it?

Well, you know, it's a combination. It's these old apartments- I shouldn't use the word old, because nothing is old - but these apartment buildings which are older. And then you have newer houses, then you have these houses - it's a hotchpotch. There are different elements, and some of them look beautiful and some of them don't. The apartment buildings [...] where we used to live, they don't look so good. And then there is a real deterioration as you go down that direction [northwest]. These ones were newer, they started with those, so the older ones are quite ran-down. One of our married couples lives at entrance 3 in this building, and they're renting. So every family has been given a little notice that said: Are you interested in moving out, so that we can raise these buildings to the ground and put up higher apartment buildings. Then you could move back in when we're finished. Because it is sort of understood these don't

really look so nice. Of course the problem is that there are elderly people who live there, who are horrified. Not just horrified, but they are terrified. `Cause if they move out, there is not a readily available pile of rentals. Where are they gonna go? They'll have to leave the neighbourhood? And then, maybe they won't survive, because they elder... I think, a lot of people have, like we have, put flowers outside the house. It looks very nice. Independence Day will come, a week and a half after Pessach, and then suddenly everybody puts up these flags. It's really nice.

If you had the chance, would you move to any other city, to any other neighbourhood in Be'er Sheva?

No, I don't think so. That [contains?] a lot of things. We're not so old yet, I'm 60, we're still working. At a certain point, we hope we'll be very old and then I don't know. But right now this is very good for us.

And also the apartment right now is good for you?

Yeah.

So you wouldn't consider changing the apartment but staying in the same neighbourhood?

We call it a house, but the previous owners said that the stairs were too much for them, so that's why they moved out. I hope that our knees will be fine and the stairs won't be too much for us.

INTERVIEW NR. 15 MISH'OL SEMAMIT NR.4

Sex: male
Age: ±30

I: What is your occupation?
B15: I'm a doctor, a physician.
Are your religious?
Yes.
Where you born in Israel?
Yes.
And your parents, or ancestors?
In Israel. My parents were born in Israel, my grandpa and grandma were born in Iraq.
How many people are living here, in this house?
Here in this house, we're six. My and my wife and our four kids.
Since when do you live here?
Four years.
And did you live in Be'er Sheva before?
Yeah.
Were you born in Be'er Sheva?
My wife was born in Be'er Sheva, you can ask her these questions. But I I was born in a village, near Rechovot.
Why did you come here?
I came here to study. I studied medicine.
And then, you stayed here?
Yeah. I studied medicine here, and I met my wife here. We rented apartments in this neighbourhood two years before we bought this house.
Did you actually want to live in this neighbourhood?
Mhm.
Why?
There is a nice community here. It's close to my wife's parents, they live nearby. And it's a nice place to live, it's a calm place, quiet place. A good place to raise the kids. We have a big knesset, a synagogue, near the house. It's very nice. Quiet.
Do you think that the neighbourhood and the house in particular are adapted to the climate?
If they're adapted to the climate? I think not, no, I think not. It's very hot in here, you know, in Israel. It's sunny. The houses are very warm, except - I rebuilt this house, and when I did that, I put - how do say that?
Heat insulation?
Yeah, something like that. It's called [kalka?], I don't know the word in English. I put something on the roof, a very thick one, that is defending the house from the sun, something like this. So I have to use less cooling equipment.
But still, you are using the air condition?
Yeah, we are doing this. Well, in summer it's something like 40, 42 degrees here. It's very warm, very hot.
The old town of Be'er Sheva was planned by the Ottomans more than 100 years ago. It has this very strict grid system, but the houses are actually quite traditional - maybe you know them from Iraq?
No, I haven't been there.
Ah, you don't know them, it was your grandparents, sorry. There are the courtyards, and the people who are living there would add a room if they needed one, and after that, they would another room, you know. And there are other neighbourhoods in Be'er Sheva - the older ones - which are more like the Western-style single- or double-family houses with huge grades surrounding them. Do you see a connection to either the old town or the other settlements and this neighbourhood? What would you say, where is it closer to?
The first one, the traditional one. `Cause many [residents'] of here added rooms to the houses, all over. All over the town. I rebuilt this house. I mean, the house was very small. It was from this crack in the wall, you see above here, to the oven there. It was a very small house. [...] The original one was from here to here. To this crack, which I sealed two days ago. So it was from here to here. And what we did is: We ruined all the house excluding the ceiling, and rebuilt it. And added more place. But most of the people didn't do that. They left the original and added rooms.
So they didn't tear down the whole house?
No. I had to do this, because the original house was something from 19- maybe you could tell me better, from 1958 or from 1960?
Yeah, that was when they started, and in 1964 they finished.
64? So, there was no concrete under the floor. When I bought the house it was an old lady's house which passed away something like a year before I bought it. We came inside and we saw grow growing through the floor. Grass and ants.
When Be'er Sheva was established as a city by the Jewish people in 1950-something, there was - in Jerusalem, actually - there was an exhibition, which was called „Conquest of the Desert". The Zionist leaders wanted to show that all the people who moved here were pioneers because life was more comfortable in the coastal cities probably. So my question is, if you still have this feeling that it is kind of pioneering thing to live here, or is just like any other city in Israel?
Interesting question. I think - [Hebr. w. wife] My wife is adding answers. When I came here as a medicine student, I saw myself as a pioneer, because although the schools are very good, the city is not. 10 years ago, 13 years ago, you couldn't compare Be'er Sheva to the center of Israel. But now, I don't feel that I'm a pioneer by living here, because it's a - I want to live in this kind of place. It's a calm neighbourhood, a peripheral one, not the centre with all the noise. So now I don't feel as a pioneer as to the fact that I'm living here. My work here - I'm working in a hospital and in other places - this is true - people from the center of Israel, I don't know, doctors and lawyers and engineers, which come here to the South: they are pioneers now, nowadays. But my wife's parents, they came - my father-in-law came from Jerusalem, my mother-in-law came from Ramat Gan - and they were true, real pioneers in the neighbourhood. They came straight to this neighbourhood. [Hebr. w. wife] In the 60s, early 70s, they came here, and they were true pioneers, because they were teachers, wich came here to the Negev to teach. And they sort of built this neighbourhood, they were the first to live here.
Now you don't feel like you have a political mission living in Be'er Sheva, it's just because to want to do this.

No, I don't feel like I myself have a political mission. Political no, maybe a professional mission to make the Negev more prosperous. I believe if there will be better doctors here and better medicine, the population will feel more comfortable to move from the center to the South.

Do you consider this neighbourhood as having very clearly defined borders?

Yes.

Either in the structural, or in the built sense, but also in the social sense.

Both.

And where are the borders?

I think the architectural border is similar to the - how to say that - [...] the social border. I think the borders are the same. The architectural border is similar to the community.

And where is that border? The street?

Not the street, but the buildings. The buildings, which are built the same - when they end, this is the border. The main road over there - I mean, there is a similar neighbourhood here, across the other street: it's connected to this one , socially. But everything outside it...

So, those buildings with three or four levels, they are not really connected?

No. Maybe a bit, but not - [Hebr. w. wife] My wife is adding, maybe there are the buildings from this direction of the road, which are -

- which have a kind of courtyards?

Yeah. It's like socially, they are connected to these buildings. But that's it. It's a different Be'er Sheva outside these streets.

Do you spend most of your time inside the neighbourhood, or somewhere else - in your sparetime, and I guess, you're not working inside the neighbourhood?

No, it's inside the neighbourhood.

So you spend most of the time here?

Mhm- with my kids, with my friends here.

You do have close relations to the people who are living inside the neighbourhood?

To some of them, yes.

Do you know many, or only some?

I know many, yeah. Some of them are good friends. Young families with little kids, our kids' friends' parents. Our friends - they are all living here in the neighbourhood.

Would you say that the people who are living here are all quite similar, or are they all very different?

[Hebr. w. wife] We conclude that there are different kinds of people. But I'm feeling that it tends to be more religious with time. It tends to be more like the same with time. [Hebr. w. wife] My wife doesn't feel that way, because she's been living here for the past 35 years. She is saying I'm wrong. It's different...

So it was always religious?

No, it wasn't always religious. But she is saying that it's still not all religious. She feels like different kinds of people are still living in this neighbourhood. She said that I know only the religious ones, that's why...

Would you say that people tend to stay within their groups? Let's say, there is one religious group, there is one non-religious group -

No, no, no. That's not happening here. Everyone is together. My kids are playing with non-religious kids all the time.

If new people move here to the neighbourhood, are they integrated in the community? Do you get to know them? Maybe you can speak of your own experience: How did you get to know the people, and how did you become a part of the community here?

You are asking very good questions. I came to this neighbourhood because my wife used to live here. And I found this neighbourhood very convenient and quiet. At first, I didn't feel part of the community here, I mean, the first, second year, that I lived here. But after that, I felt - now it feels like home.

Can you explain how this was happening? What was the reason for that? How did you get to know the people, or where?

I think, part of them in the synagogue, in the Beth Knesset. And part of them because I met them through my kids. When my kids went to the kindergarden, the kindergarden is here in the neighbourhood. And I think, just by travelling in the neighbourhood, part of them.

What do you think of the public services offered within the neighbourhood? Are they sufficient for the daily needs?

Yes.

Is something lacking, would you wish for anything else?

You mean, technically, like, clearing the garbage?

Yeah. And also the shops, and you said that the kindergarden is inside the neighbourhood...

It's very convenient. The kindergarden is here, the shop is here, another one is there.

Maybe you could say that this could be a village, placed somewhere else it would work either way...

Yeah. I agree. The only thing that's lacking here is a big playground for the kids. There is one in the whole, in the big neighbourhood, but it's far away. It's not here. It's not in the village [laughs].

If you think of your own house, what is the most important room? Where do you spend most of the time?

In my own house? I think - [Hebr. w. wife] In the living room. Or the work room.

Are you also using the courtyard, the backyard?

Yeah, of course.

All the time? And what for?

My kids are playing there. I'm sitting there in the evening, me and my wife.

During the daytime it's too hot, I think.

In the summer, yes. Sometimes in the summertime we take a pool outside and the kids are just in there after the day. Apart from that, we don't spend time in the yard during the day in summertime.

Perfect question for you: Since you live in the house, did you change anything?

Yeah, everything [laughs].

So, basically, it was poorly constructed. The quality of construction was very poor. And did you also need more space?

Yeah, it was very small. It was something like 40 metres. Now its 110. And the quality was bad.

Do you plan any other changes or are you happy with how it is now?

Wife: Yeah, to move.

We're thinking about moving to a village, but - if I could build a second floor, I would do that.

But you can't?

No, I can't, because there are rules - building rules are against it because they want - I understand it, they want the neighbourhood to stay low. One level.

Do you think that this neighbourhood is typically Israel - if there is something like that - on the architectural side, but also regarding the people that live here? Is this mix typical for Israel?

Yeah, I think so.

And the architecture?

Socially it is. Architectural - it depends. Because buildings that were built here in Israel in the last 15 years are very high, like 10, 12, 20 floors. But all the Israel - you can see neighbourhoods in Tel Aviv, and in Rishon-le-Zion, in the center of Israel, in Jerusalem, which are quite similar to this neighbourhood. So, it is similar to the old Israel. If you ask me if I like the new or the old Israel, I like the old one.

That actually was the answer to the next question. The question is if you see any connection to the Tel Aviv Bauhaus architecture which is really famous -

The Tel Aviv what?

The Bauhaus and Modern, European-style architecture...

You mean the architecture in center and north Tel Aviv, the houses with two floors and balconies?

Yeah - it is called „White City".

Yeah, „White City".

And on the other hand there are the very traditional, Middle-Eastern, Arab courtyard houses. Would you say that this is similar to either one or the other?

I think it's similar to both of them. Because in the Arab, Middle-Eastern architecture it's a yard, a big yard. Many houses are connected to this big yard and all the social - let's say, all that happens socially happens in the sam centre, in the yard. So it's quite similar. Because there are big yards here and over there, all over the neighbourhood. And houses are open to this big yards. Kids are playing there, and we hang out with our friends there. So it's like - I think, the places in Tel Aviv as they were something like 40 or 50 years ago were very similar to this neighbourhood now. But Tel Aviv has become a different place over the years. It's not the same anymore.

Can you name any significant buildings in the neighbourhood which are important for is character, or is it just the fabric, all the houses together? Or is there one or two buildings which make it really special?

[Hebr. w. wife] I don't know any special building. [Hebr. w. wife] No.

When you think of the look of the neighbourhood: When it was built, it was all raw concrete blocks, and now, people are adapting it to their expectations -

- own style, yeah. I think, it can be better. When you travel outside, you can see concrete without any cover, with our any colour. I think it can be better. Something like this [plaster], or stone, something warm-looking, brown. The neighbourhood was uniform with it, so I think it would look better, much better.

If you had the chance, would you move somewhere else - to another city, to another neighbourhood?

We're thinking of moving to a village.

Why?

I think it's better for - I'm a villager originally, so I remember my life as a kid in the village, and I think I travelled more, and I did more sport, and I hanged out in the nature.

My kids don't do that. That's the reason we're thinking of moving. But it's very difficult for us because we like it here.

Would you prefer another apartment within this neighbourhood, if you had the chance to choose?

I have the best one.

But you would like a second level?

Maybe. If I would stay here, I think I'll try to move to a 2-floor house. But I'll rebuild it [laughs].

INTERVIEW NR.20

MISH'OL SEMAMIT NR.7

Sex: female
Age: ±30

I: Can you tell me your occupation?
B20: Homemaker.
Do you consider yourself as religious?
Yes.
Were you born in Israel?
No.
Where were you born?
I was born in America.
And when did you come here?
8 years ago.
Did you move straight to Be'er Sheva?
No. We were living in the Jerusalem area and then we moved to Be'er Sheva.
For what reasons?
We're working on a project in Be'er Sheva to make a new settlement in the Negev desert. So all of the families that are working together on the project trying to move to Be'er Sheva while all are working on the project.
So after that project is going to be established, you will move away from Be'er Sheva and more into the desert.
Yeah, but Be'er Sheva will still be our base for schools and ...
When you came to Be'er Sheva, did you straight move to this neighbourhood?
Yeah.
For what reasons?
We liked it. I twas nice here.
Was especially did you like here?
We have a lot of small kids, so I liked that there were narrow pathways outside the houses instead of streets. [...] And also they have little yards in this neighbourhood. It was nice to have a little yard for the kids as opposed to an apartment building.
Do you think that the neighbourhood and the house in particular are adapted to the desert climate?
Pretty much, yeah. It's very good.
Are you using air condition?
This season, in the summer we need to. The house used to have a full house fan. I think a full house fan would probably be enough, but the owners wanted to be more modern. So they shut it down, closed it off and didn't want me to ...
Ok, so you're renting this house, you're not owning it?
Yeah, we're renting it.
The old town of Be'er Sheva was planned by the Ottomans and it has a very strict grid system. But the houses were actually built by the Beduins in a traditional way. It used to be - it is not like that an more - courtyards, and they would add a room after another. Every time they needed a new room or more space they would add another room.
So different families would be around one courtyard, or one family?
No, one family, one courtyard. The families were large, of course, but - they were building inside. And then, other neighbourhoods in Be'er Sheva are more like European- or western-style single- or double-family houses with gardens surrounding them. Do you see any connection to either the old town or the other settlements and this neighbourhood, or is it something completely different?
I think that you still have a certain feeling of the first style you were describing in this neighbourhood. The walls between each house are very high. You don't hear your neighbours, you don't see your neighbours. But on the other hand, everyone is very friendly. So each house has their own little yard and their own area that they can build further back if they were going to. To me, that feels like a more family-centered lifestyle, like the first you described. But there's definitely - this is unique in that neighbourhood, it's definitely unique a style for the rest of Be'er Sheva.
When Be'er Sheva was established in 1950-something, in Jerusalem there was an exhibition which was called „Conquest of the Desert". It showed all the people who moved here, to Be'er Sheva, to the newly established town, as pioneers, because life was more comfortable in the coastal cities probably. So, do your still have this feeling that you are a pioneer because you're living here? Or probably, because you are projecting to go further into the Negev?
I imagine. I mean, Be'er Sheva is a very settled place. But the Negev in general - I think it's becoming more opened-up. It still has this feeling that you're disconnected from the rest of Israel. And it has a huge amount of space around it that needs pioneering, that needs settling, and that is not such a big focus. So yeah, I think you do have that feeling. There is a certain sense of „Negev-pride", what people talk about. So yeah, I think so.
Do you think that this neighbourhood is clearly defined - in architectural terms, but also in social terms? The people who are living within this neighbourhood, are they a community?
Yeah, definitely. You definitely see it because in area basically people have to park on the outskirts and they can only walk in. So you have a couple of neighbourhoods like this, and each neighbourhood has its own sectioned-off neighbourhood. It doesn't matter if you're living in a city of 200,000 people, you still feel like you're in a small town. When we arrived - we were living in smaller cities than this before we moved here, and you feel like you are living in a city. In Be'er Sheva you don't feel like that at all. Each little place takes - the neighbours take care of each other, they're checkin on each other, the y say hello to each other, introduce themselves when you arrive, they check in every once in awhile. So thats [unv.] - and also, because of that, you have a more connected community because of that. And socioeconomically - people who are looking for a place to be connected socially are generally people that are a little higher up socioeconomically, so you get that [impact on yourself?] also. Class systems in Israel are a lot different than other countries, because every - most of the people are Jewish. So they have that huge thing in common, it doesn't matter what economic level they are. So a little bit less than that, but in this type of neighbourhood, from what I felt, people are pretty much on an equal socioeconomic [level?].
So it doesn't really matter where they came from.
No, not at all. Not at all. Yeah, you have every, every background in this neighbourhood.
And there are religious and there are secular people - you still have the community.
Yeah, 100%. Very much so.
Where would you set the borders? Just the streets?

I would set the borders by the - yeah, by the streets where you can drive on. Anywhere you can't drive, it really cuts itself off. It's very nice like that, actually. We lived in another place like that before. It was a settlement outside of Jerusalem called Tekoa, and they built the whole settlement on the top of a hill. The original neighbourhoods - you can only access them via little pathways. And all the parking is in a circular road around. And also it has like a synagogue in the center, and the houses around, and everything is just accessed by pathway, and you have that automatic community feeling.

One lady I was talking to said that she felt like it was kind of a kibbutz in the city.

Yeah, it feels like - yeah.

I mean, without the agriculture, but...

Right, without agriculture. Without communal meals. We don't always go to the synagogue next door, but if you go regularly to the synagogue next door also, you just have everything on one community. The little corner-store, and everything.

Would you say that you spend most of the time inside the neighbourhood, or do you prefer to go somewhere else?

I could spend most of my time in the neighbourhood, except that I - my kids schools are outside the neighbourhood. Not because they can't be inside, there are schools inside the neighbourhood also, very close, but I choose to send my kids to [unv.] schools than what's closer. So, because of that, it forces me to...

But you do have close relations to the people of this neighbourhood?

Sure, yeah.

And the people who are living in the neighbourhood, they are quite different , they are not all similar, but there's a mixture?

A real mix, yeah, very mixed neighbours.

If new people come and settle in the neighbourhood, are they usually integrated in the community? do you get to know them?

We're new ourselves. So I'm not so sure who are the new people.

But actually, you were integrated in the community.

Yeah, that is true, I guess so.

If you think of your own house, what would you say is the most important room for you?

This room [living room].

And the courtyard, the backyard - do you also use that?

Yeah, a lot. But we're out there sometimes when the weather is good. Even already now, if it weren't raining, I actually thought already tonight we should start eating outside. The kids are in the garden, outside.

As you're renting this place, I suppose you didn't do any big changes to the house, right?

No, no. We wanted to close this random window. I really don't know why it's there.

Is it to the other room?

It's to one of the bedrooms. Well, I do know why - the owner put it there when his children were little and his wife always worried that someone would cry. But I think it makes someone cry, because it's open... So I asked him to close it before I moved in, but he didn't. And I'm not so picky, so that's what it is.

Son: This was part of the outside.

Yeah, I think the original house was ending here, and then this room was added. So the backyard used to be much bigger.

Yeah.

Would you say that either in terms of architecture, but also in terms of the people who are living here, this neighbourhood is typical for Israel?

No. I think every place has it's own personality.

So there's just no typical?

In general, a welcoming community is typical of the Negev. That's what I hear. People from the Negev are just welcoming people. But also in the settlements, people are welcoming. Not everywhere. There are different cities, each city has its own personality.

You came here from the States, right?

Yeah.

Do you see any connections of this house to houses of the States or is it very different?

It's similar to some houses of California. In California, it's a similar climate in some places in southern California. So you have houses that are one-level houses, where a full house fan does the trick and they try to keep the windows minimal. Even here, this whole wall is a window, but they built the shades that you can pull up in the winter and pull down in the summer. We just pulled it down right now, the whole winter we had it open. It's a similar kind of building. I think they call it Adobe houses - I don't know.

So would you say that -

So, no basements ...

- yeah. The living concept, is it also -?

Similar? Sometimes outside, sometimes inside. The climate and the greenery, it's the same.

About the look, or the style of the neighbourhood: The outside, the façades of the buildings, do you like it? Or would you rather change it?

In general, in Be'er Sheva all the buildings are very ugly on the outside. What is that? Beer Sheva is such a nice place, but the buildings are a disaster. I mean, outside. Once you get inside, almost everything is nice. But mostly everything is a disaster on the outside. This the neighbourhood is the best, but all it is, is concrete walls on the outside, so it could be ...

But people started actually adapting it and making the façades more beautiful by putting flowers and -

Yeah, yeah. In this neighbourhood, people do something nicer.

So this is kind of personalizing the neighbourhood.

Yeah, people personalize and - this neighbourhood in particular is nicer than all the others.

If you had the chance, would you prefer to live in another city or in another neighbourhood within Be'er Sheva?

No. I mean, our plan is to move out of Be'er Sheva, but other than that, in exclusion to that plan, I like Be'er Sheva.

And would you prefer another apartment within this neighbourhood?

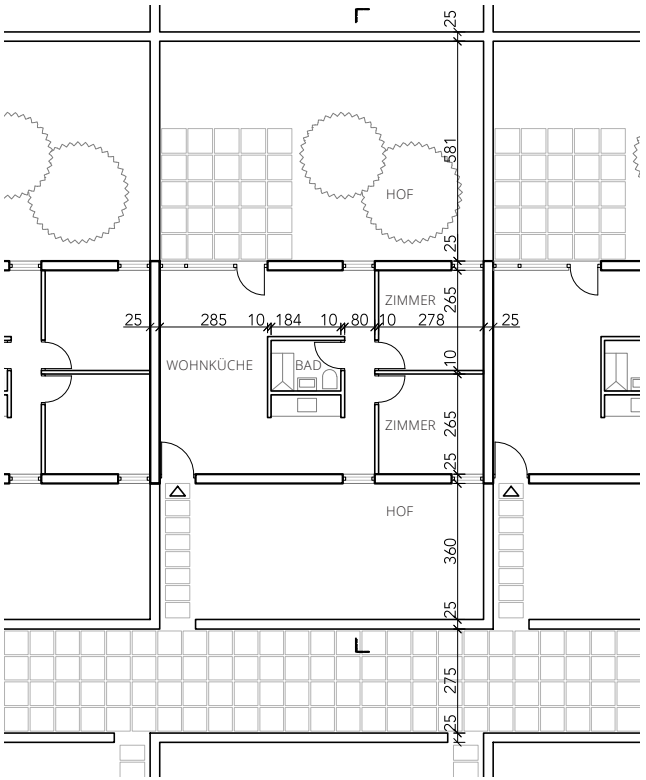
No. I think they're all pretty much the same.

Well, there are the two-level houses as well.

Aaah, I don't know. The truth is, I like the one level. I can keep an eye on the kids better, I hear what's going on. I like it.

ANHANG IV

GRUNDRISSE UND SCHNITTE DER WOHNEINHEITEN



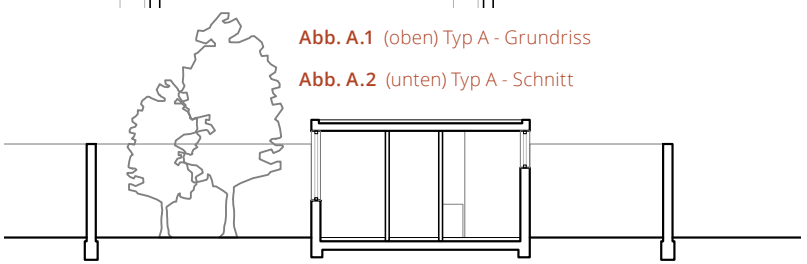
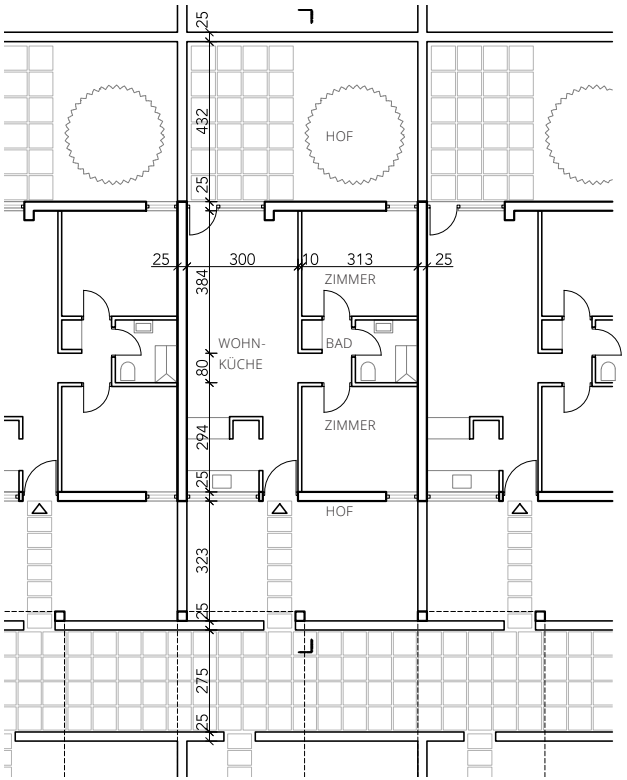


Abb. A.1 (oben) Typ A - Grundriss

Abb. A.2 (unten) Typ A - Schnitt



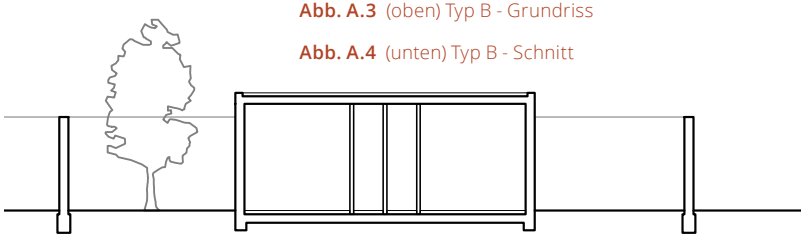


Abb. A.3 (oben) Typ B - Grundriss

Abb. A.4 (unten) Typ B - Schnitt

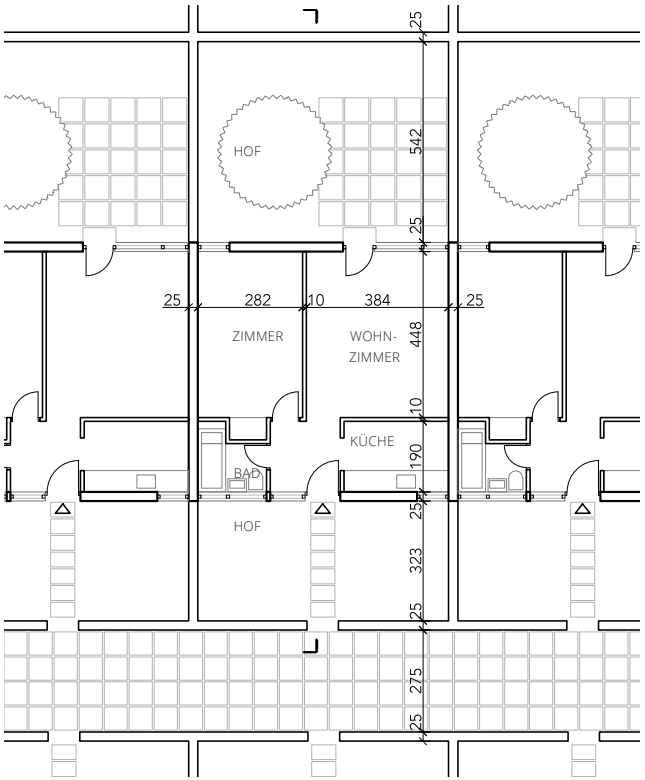
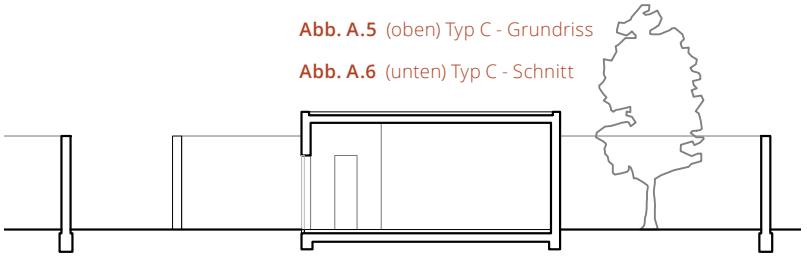


Abb. A.5 (oben) Typ C - Grundriss

Abb. A.6 (unten) Typ C - Schnitt



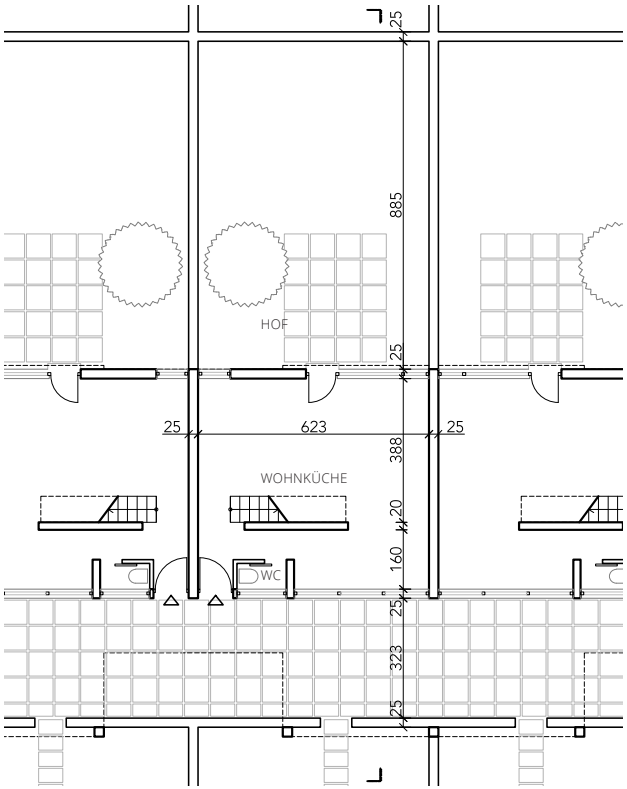
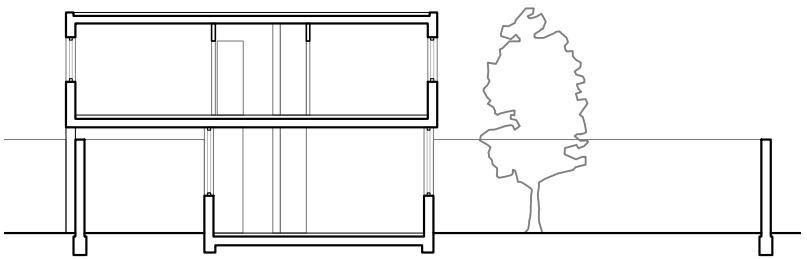


Abb. A.7 (oben) Typ D - Grundriss EG

Abb. A.8 (unten) Typ D - Schnitt



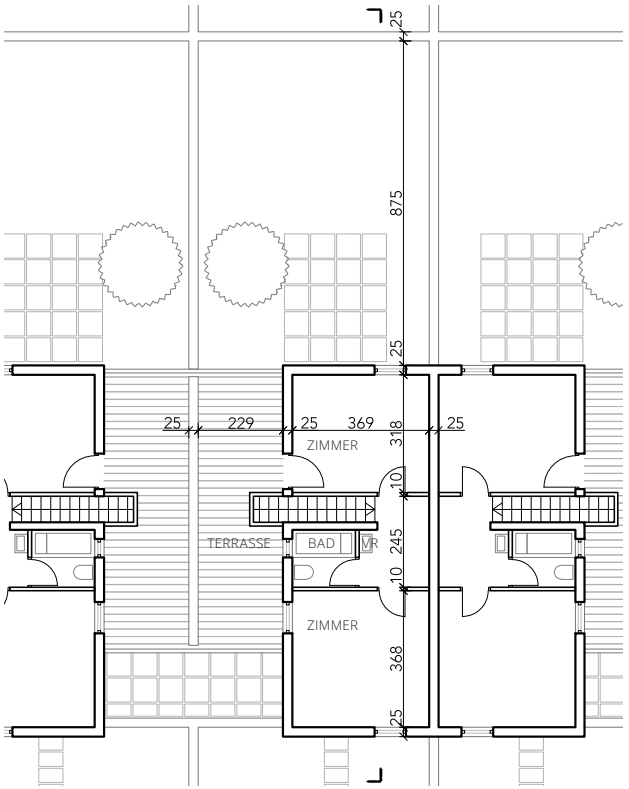


Abb. A.9 Typ D - Grundriss OG

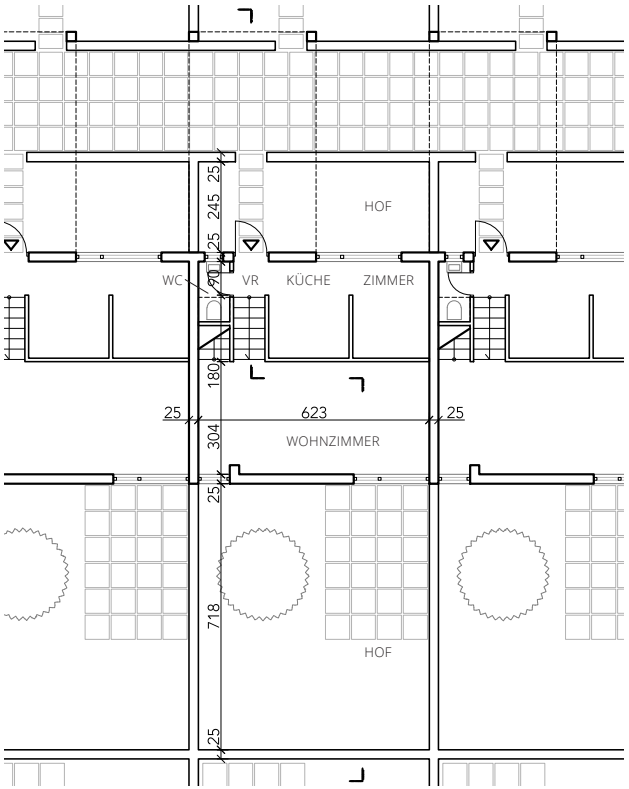
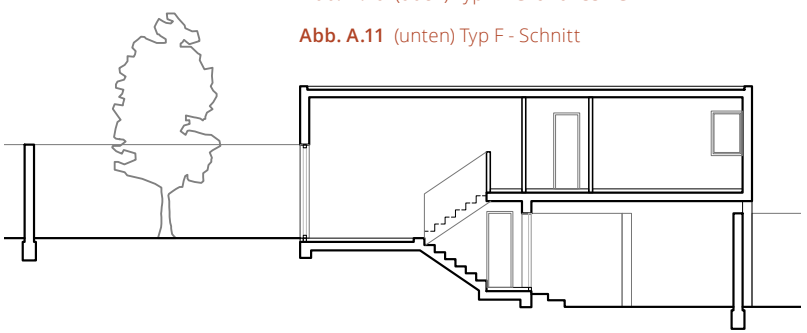


Abb. A.10 (oben) Typ F - Grundriss EG

Abb. A.11 (unten) Typ F - Schnitt



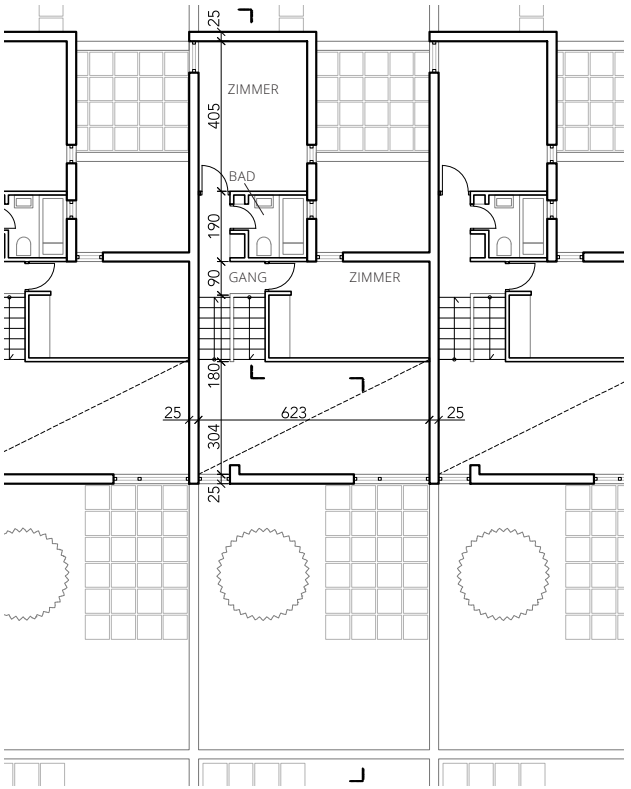


Abb. A.12 Typ F - Grundriss OG